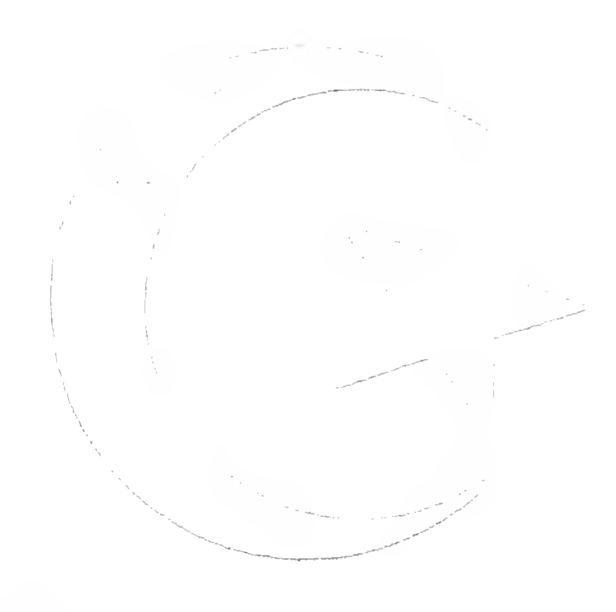


Geschichte der Türkei



Franckh'sche Verlagshandlung · Stuttgart

Geschichte der Türken

Geschichte der Türken

von

Dr. Albrecht Wirth

Mit zahlreichen Abbildungen auf Tafeln und im Text, sowie drei Übersichtskarten

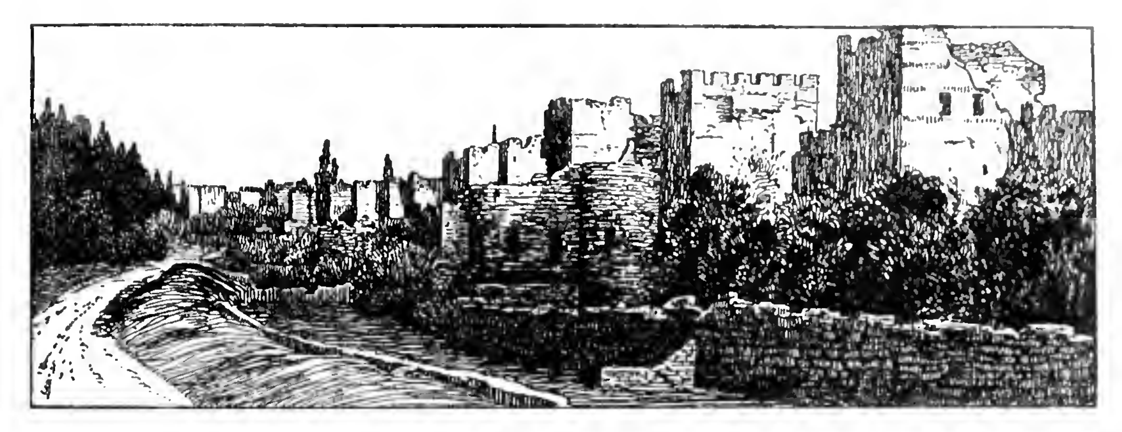
2. verbesserte und vermehrte Auflage



1912

Franckh'sche Verlagshandlung, Stuttgart

Stuttgarter Setzmaschinen-Druckerei Holzinger & Co.


Reste der byzantinischen Stadtmauer von Konstantinopel.

Einleitung.

Der Kampf zwischen Orient und Okzident erfüllt die Jahrtausende; laut Herodot ist er sogar der Hauptinhalt der Weltgeschichte. Marksteine dieses Kampfes sind der Trojanische Krieg, Salamis, der Zug Alexanders und der Hannibals, die Fehde zwischen Parthern und Römern, die fünf Jahrhunderte währte, weiter das Christentum, der Arabersturm, die Mongolenflut, das Aufkommen der Osmanen und das Erwachen Japans. Seit 1898, seit dem Ringen zwischen Spanien und Nordamerika, ward zwar unser Blick mehr gegen Westen gerichtet. Es gab Wirren in Venezuela, Spannung zwischen England und der Union, Neubildungen in Südamerika und Mexiko. Allein in den letzten Jahren wandelte das Schwergewicht der Weltpolitik wieder nach Osten. Die revolutionäre Bewegung in Persien, der Türkei und China ist der Anfang zu einer völlig neuen, ungeahnten Entwicklung, deren Folgen sich noch nicht absehen lassen. Am stärksten aber greift die Umgestaltung der Türkei in unsere eigenen Geschicke ein, denn die Hohe Pforte hat ihre Türen an der Schwelle Europas, und gerade das Deutschtum ist besonders eng mit Gedeih und Verderb des Türkentums verknüpft.

Die Gegenwart lernt aus der Vergangenheit. Zum richtigen Verständnis der heutigen Zustände und der für uns so wichtigen west-östlichen Wechselwirkungen muß die Erkenntnis der türkischen Wandlungen beitragen.

Durch das Mittelmeer führen die Verkehrswege von Europa und Amerika nach den Gestaden Nord- und Ostafrikas, West-, Süd- und Ostasiens, sowie Australiens. Nur einmal aber in dem Verlauf der Jahrtausende ist diese wichtigste Völkerstraße, das Mittelmeer, in den Händen einer einzigen Macht gewesen. Das war in der römischen Kaiserzeit. Sonst war immer die Herrschaft geteilt. Meist stand Südeuropa gegen Vorderasien und die Berberei. Durch die Osmanen wurde jedoch die ohnehin schon sehr bedrohte Stellung Südeuropas noch mehr eingeengt. In der Gegenwart freilich nimmt das Abendland Rache und ist seinerseits drauf und dran, den Orient zu überwältigen. Auch der Zwischenfall von Tripolis wird die Krisis des Orients nur verschärfen.

Seit dem Abebben der arabischen Flut gehört die Weltherrschaft den Nordvölkern. Namentlich teilen sich Germanen (von denen ja auch Rußland organisiert ward) und Uralaltaier in die Gewalt über Eurasien.[1]) So sehr gleich läuft die Entwicklung der

[1]) Zusammenfassende Bezeichnung für die beiden Erdteile Europa und Asien.

Germanen und Altaier, daß sie in genau den gleichen Epochen der Weltgeschichte ihre Höhepunkte erreichen: in der Völkerwanderung, als die Hunnen Attilas gegen die Goten anprallen, im Mongolensturm, der die Staufer in ihrem Zenith trifft, in dem Ringen Suleimans des Prächtigen und Karls V., endlich in dem Zeitalter Friedrichs des Großen, Pitts, Katharinas II. und des großen Mandschukaisers Kienlung. Fast genau in demselben Jahre wird beiden Rassen das ungeheure Eurasische Festland zu eng; die Normannen fahren nach Grönland und Amerika, die tungusischen Katai versuchen eine Eroberung Japans. Und in der Gegenwart erfolgt der Zug aller Mächte nach Peking und der nationale Aufschwung Ostasiens. Ob freilich die Osmanen, die ebenfalls national erwacht sind, die Kraft besitzen, sich ferner in der Reihe siegreicher, aufstrebender Völker zu behaupten, mag fraglich erscheinen.

Geschichtlicher Überblick bis zur Gegenwart.

Zu den Uralaltaiern oder der altaiischen Familie gehören die Finnen, die Türken, die Mongolen, die Tungusen und höchstwahrscheinlich die Japaner. Die großen Steppen Asiens haben den Blick dieser Völker geweitet; ihre Heimat selbst hat ihnen staatsmännische Begabung angezüchtet. Innerhalb der finnischen Gruppe haben sich die Magyaren ausgezeichnet; die Türken haben im 6. Jahrhundert, im 11. und seit dem 15. Jahrhundert Weltreiche gegründet; die Mongolen unterwarfen mehr als die Hälfte Asiens; bei den Tungusen schwangen sich die Siempi gegen 200 und die Mandschu nach 1616 zur Macht empor; die Japaner endlich machten im 16. Jahrhundert und seit 1894 von sich reden. Die größte Rolle von allen haben die Türken gespielt. Sie allein sind würdige Nebenbuhler der Germanen.

Einige Gelehrte haben die älteste Sprache der Welt, das Sumerische, für einen Zweig des Türkischen erklärt. Das ist schwerlich aufrecht zu halten. Nach den Forschungen von Bork und Hüsing berührt sich das Sumerische vielmehr mit den Dravida-Sprachen. Alfred v. Gutschmidt hat einmal einen Augenblick gemeint, schon Alexander der Große habe gegen türkische Horden gekämpft; er hat aber selbst später diese Ansicht wieder zurückgezogen. Als sicher und feststehend dürften wir annehmen, daß erst nach 440 n. Chr. die Türken in die Hallen der Weltgeschichte eintraten. Es war das ungefähr 3, höchstens 4 Jahrhunderte, nachdem die Siempi als erste der Altaier sich historisch betätigten. Seit 560 vollführten die Türken Züge nach Schantung und Korea im Osten, nach Konstantinopel im Westen und nach Persien im Süden. Sie gründeten ein Reich, das sowohl die Aufmerksamkeit von China als auch von Byzanz auf sich zog. Um 640 kam eine türkische Raubschar nach dem Eismeer. Gegen 700 zerfiel das Reich in zwei Hälften. Chinesische und syrisch-christliche Einflüsse machten sich geltend.

Der Arabersturm brauste heran. Nach der Schlacht bei Nehawend ergossen sich die Araber über Persien und kamen bis an die Schwelle Turkestans. Schon in den 660er Jahren erschienen türkische Krieger in Bagdad, um dort in den Sold des Kalifen zu treten. Die Araber machten eine ganze Reihe von Kriegszügen bis nach Fergana, ja bis nach Kaschgar und zum Hindukusch (715); sie fochten in jenen Gegenden bis zur Abbasidenzeit mit den Truppen des Himmelssohnes. Inzwischen flossen immer mehr türkische Ströme nach Mesopotamien zu. Seit rund 830 wurden die türkischen Prätorianer die Herren von Bagdad, und der Hausmeier des Kalifen, der Emir al Omra, stützte sich hauptsächlich auf die türkische Leibwache. Zuerst blieben die fremden Söldner ihrer heidnischen Religion er-

geben, nach und nach aber traten sie zum Islam über. Ein unabhängiges Reich, in dem anscheinend die Staatssprache türkisch war, das der Khazaren, entstand in den Kaukasusgegenden und in Südrußland. Es waren dort 3 Religionen zugleich im Schwang, nämlich Mosaismus, Islam und Christentum.

Genau im Jahre 1000 setzte abermals eine Wandrung der kriegerischen Türken ein. Der eine Strom flutete nach Südosten, der andere nach Südwesten. Von Ghazni aus, einer Stadt im nordöstlichen Afghanistan, durchstreifte Mahmud der Ghaznavide in 14 Feldzügen das westliche Hindostan, und seine Nachfolger unterwarfen ganz Indien, zeitweilig sogar das Dekkan. Im Südwesten drangen die Seldschukken vor. Sie besetzten Persien, Anatolien und den größten Teil Syriens. Andere Scharen tauchten in Ägypten auf und rissen dort unter dem Namen der Mamelucken die Herrschaft an sich. So ziemlich ganz Vorderasien war türkisch, und das Griechentum begann überall hinzusiechen, als 1221 die Mongolen erschienen.

Durch die Mongolen wurden die Türken in Mittel- und Vorderasien über den Haufen gerannt; aber auch die Mongolen dienten dazu, nichtaltaiische Rassen zu zertrümmern. In ihren äußersten Streifereien haben die Mongolen das Adriatische Meer, Preßburg und Liegnitz erreicht.

Die Mongolen wandten sich nicht alle dem Islam zu; die meisten wurden vielmehr Buddhisten. Nur in Persien nahm die dünne mongolische Oberschicht den Glauben der Unterworfenen an; nicht minder in einem ziemlichen Teile von Turkestan.

Durch den Mongolensturm wurde ein guzischer oder osttürkischer Stamm aus einer Gegend südöstlich vom Aralsee nach Westen geworfen. Das war bald nach 1230. Der Stamm nebst Verwandten und Mitläufern bestand aus ungefähr 50 000 Köpfen. Er breitete sich allmählich in Kleinasien aus, besonders unter Osman, der von 1281 bis 1326 regierte, und nach dem der Stamm sich benannte. Allmählich sinken die Seldschukken und die Osmanen steigen empor. Sie erheben Brussa zu ihrer Hauptstadt. Schon im Jahre 1337 wird ihnen das weite Asien zu eng; sie nehmen Gallipoli und fassen so Fuß in Europa. Bald übersteigen sie den Balkan und zerschmettern 1389 auf dem Amselfelde das Serben- und drei Jahre später das Bulgarenreich. Bajazid schlägt die Blüte der deutschen und französischen Ritterschaft bei Nikopolis und erklärt bereits, sein Pferd solle im Vatikan Hafer fressen. Da naht die Sturmwolke der Tataren. Von ihren Rassegenossen werden die Osmanen vernichtet. Der Einbruch der Tataren glich jedoch einer Hochflut, die rasch verlief. Ein Menschenalter später hatten die Osmanen sich wieder erholt. Sie fallen in Ungarn ein, dringen bis Dalmatien vor und nehmen zuletzt 1453 Konstantinopel. Ungefähr ein Jahrzehnt später erscheinen sie in der grünen Steiermark und 1476 in Kärnten. Das Abendland war in äußerster Gefahr. Seit den Tagen von Thermopylä und Cannä ist die Welt der abendländischen Kultur noch nie auf einen so engen Raum beschränkt gewesen wie im Jahre, da Kolumbus nach der Neuen Welt aussegelte. Der Islam erstreckte sich über fast die Hälfte der Alten Welt, während das Christentum bloß ein Zwanzigstel davon erfüllte. Nun drang vollends der Islam siegreich auf der ganzen Linie vor. Er begann den Sudan zu erschließen und Westtibet zu gewinnen, er gelangte zu den Philippinen und breitete sich auf den Molukken aus. In Europa besaß er bereits ganz Südrußland und die Hauptländer der Balkanhalbinsel. Anfangs des 16. Jahrhunderts ergriff er Westsibirien, dadurch Europa auch auf der nordöstlichen Flanke bedrohend. Jetzt berannten die Türken noch Otranto, beunruhigten alle Küsten Südeuropas, dessen linke Flanke sie von Algier aus im Schach hielten, besetzten Ungarn und Rumänien und verwüsteten einen Teil der Alpenländer. Mehr noch als zur Zeit Karls des Hammers war das Christentum in Gefahr, zerschmettert und aufgerieben zu werden. Dazu konnte man sehr im Zweifel sein, wo um 1500 die höhere Kultur sei, an den prächtigen Höfen von Stambul und Delhi, oder in Madrid und Augsburg. Dergestalt durch das unerhörte Anwachsen mus-

limischer Macht an den Rand des Verderbens gebracht und in den äußersten Winkel des eurasiatischen Kontinents zurückgeschoben, fanden die Christen bloß einen Ausweg: das offene Weltmeer. Sie umgingen zur See die feste Masse der mohammedanischen Länder und nahmen im Roten und Indischen Meere aufs neue den Kampf mit den Osmanen und Mogulen auf. Allmählich in Südafrika und Indien, in Mombassa, Aden und Ormuzd starke Forts errichtend, faßten sie den Islam, der in Europa noch immer Fortschritte machte, im Rücken. Ebenso ward in der Neuen Welt der Grund zu volkreichen Siedlungen gelegt, zu einem ausgedehnten und mächtigen Neueuropa, mit dessen Hilfe das Christentum den Islam niederzwang und die Hand zur Weltherrschaft ausstreckte. Seit Ende des 16. Jahrhunderts eroberten die Russen Vorderasien, ein Jahrhundert später begannen die Buren sich am Kap auszubreiten, so daß immer neue Bollwerke gegen die Welt Mohammeds entstanden. Durch die überseeische Ausdehnung erstarkte dann das Christentum in der alten Heimat so sehr, daß es bald auch zu Land in Osteuropa Erfolge gegen die Osmanen erzielen konnte. Die tiefste Wunde aber brachte dem Islam seine eigene Uneinigkeit bei. Schiiten wüten gegen Sunniten, Mongolen und Tataren gegen die Osmanen.

Der Sultan Selim I. besiegte 1514 die Perser und eroberte Adherbeidschan, Kurdistan und Mesopotamien; 1517 fiel ihm ganz Ägypten anheim. Im Jahre 1538 versuchten die Osmanen sogar die Unterwerfung Indiens, 1550 dachten sie an die Chinas. Die Höhepunkte der osmanischen Macht sind der Angriff auf Korsika 1553, das Bündnis mit dem Emir von Astrachan gegen Rußland und die Unterwerfung Cyperns 1571. Die Berberei — Tripolis, Tunis und Algerien — erkannte die Suzeränität des Padischah an und 5000 türkische Soldaten halfen dem Herrscher Marokkos; das ganze Ostbecken des Mittelmeeres war osmanisch und das Westbecken drohte es gleichfalls zu werden. Die Schlacht von Lepanto hat das verhindert.

Ungefähr 110 Jahre lang behaupteten sich die Osmanen auf ihrer Höhe. Sie siegten noch 1596 in der blutigen Schlacht bei Kereztes und gewannen 1669 Kreta. Dagegen scheiterten sie 1683 vor Wien. Nun dringen die Deutschen unter Prinz Eugen, Maximilian von Bayern und einem brandenburgischen Führer gegen Südosten vor. Sie erobern sogar Serbien, freilich nur um es sofort wieder herauszugeben. Weitere Niederlagen erleidet die Türkei durch den gewaltigen Nadir Schah. Von nun an ist die Türkei in unaufhaltsamem Sinken bis zu Machmud dem Reformer. Schon fällt Ägypten ab, in den 1760er Jahren, schon erscheinen die Russen im Ägäischen Meere (1770) und Bonaparte in Ägypten. Der gefährlichste Feind wird jetzt Rußland. Es wirft die Türken in dem folgenschweren Kriege von 1826/27 nieder.

Durch Gewalttat und Raub waren die Türken groß geworden. Ein besonderes Talent von ihnen aber war, fremde Rassen für ihre Zwecke zu benutzen. Serben, Albaner, Griechen, Tscherkessen und Georgier gingen zu dem Islam über und fochten unter dem Halbmond. Eine geniale Schöpfung war die Truppe der Janitscharen. Nicht, daß die Türken nur kriegerischen Neigungen zugänglich gewesen wären; sie waren auch Förderer von Kunst und Wissenschaft. Sobald sie einmal als Herren festen Fuß gefaßt hatten, begannen sie überall von den Unterworfenen zu lernen, von Persern und Arabern, von Griechen und Franken. Fast hätte man zweifelhaft sein können, wo in der Renaissance die höhere Blüte zu finden war, in Rom und Wien oder in Stambul. Besonders in der Baukunst haben sich die Türken immer ausgezeichnet. Die schönsten Denkmäler Kleinasiens, mit Ausnahme der Küsten, und Indiens sowie auch die in dem heutigen Byzanz, sind unter türkischer Herrschaft errichtet worden. Es mag sein, daß vielfach die Baumeister Griechen oder, wie bei dem Tadsch Mahal, Italiener waren: Genug, die türkischen Herren ersannen und förderten das Werk. Der Einfluß der Zivilisation machte sich jedoch sehr bald in einem Niedergang kriegerischer Kraft fühlbar. Nun legte vollends Mahmud II. die Axt an eine

Wurzel der osmanischen Macht, an die Einrichtung der Janitscharen. Ohne Zweifel hat die Türkei mit der Vernichtung der Janitscharen einen bedeutenden Schritt getan, um dem Okzident ähnlicher zu werden; auf der anderen Seite aber hat sie selbst die Unterlagen zerstört, auf denen ihr Übergewicht beruhte. In der Tat: Je mehr sich in der Folge das osmanische Reich verwestlichte, um so schwächer ist es auch geworden. Höchstens die Ausbildung des Heeres nach neuzeitlichen Grundsätzen, wie sie 1908 eingesetzt hat, könnte als eine Stärkung bezeichnet werden, wenn nicht auch sie gerade der Macht des Sultans, dem Absolutismus, der ebenfalls ein Eckstein türkischer Herrschaft ist, Eintrag täte.

Auf den verderblichen Krieg mit Rußland von 1826/27 folgte sofort der Aufstand des Khediven und das Vordringen der Ägypter nach dem Euphrat und nach Anatolien. Bereits war die Türkei so schwach, daß sie nur durch die christlichen Mächte vor dem Übermut ihres eigenen Vasallen geschützt werden konnte. Die Christen innerhalb des osmanischen Reiches erhielten endlich gewisse Rechte zugebilligt. Im Jahre 1853 brach der Krimkrieg aus. Er kostete zunächst den Osmanen ihre Flotte. Ein starker türkischer Angriff auf Montenegro wurde, dank der diplomatischen Hilfe Österreichs, zunichte. Der Krimkrieg dauerte bis Ende 1855 und wurde völlig erst durch den Frieden von Paris am 26. Februar 1856 beendet. Die Türkei hatte zwar äußerlich gewonnen, aber das nützte ihr wenig. Von nun an wird dieses Ergebnis typisch für die Ereignisse im nahen Orient: die tapferen Osmanen erringen noch eine ganze Reihe von Siegen, aber niemals werden sie der Siege froh, niemals erlauben ihnen die Großmächte, aus ihren kriegerischen Erfolgen Nutzen zu ziehen.

Vor allem lagen die Finanzen der Türkei im argen. Ferner fuhr Ägypten fort, sich unabhängig zu gebärden. Im Jahre 1869 wurde der Suezkanal eröffnet. Das gab dem europäischen Handel in der Levante und dem Eindringen der westlichen Kultur im nahen Orient einen frischen Anstoß. Einstweilen kämpfte englischer und französischer Einfluß um das Übergewicht am Nil. Um die Finanzen zu sanieren, natürlich im Interesse Westeuropas, wurde die Dette publique eingesetzt, die unter west- und mitteleuropäischer Leitung steht. Nun begann auch noch die Türkei durch Eisenbahnen erschlossen zu werden.

Die Unzufriedenheit im osmanischen Reiche wuchs. Sie richtete sich einmal gegen Kultureuropa, namentlich gegen Rußland, und zweitens gegen die eigene Regierung, die sich gegenüber den Großmächten so schwach zeigte. Die überraschende Frucht der Unzufriedenheit war ein Parlament. Eine ähnliche Entwicklung setzte ein wie in Japan, nur freilich, daß sie auf weit mehr Hemmungen stieß als im Lande der Morgensonne, und daß sie infolgedessen weit langsamer durchgeführt wurde als in dem Inselreich des fernen Ostens, das schon allein den Vorteil hat, daß es in Rasse, Sprache, Tracht und Sitte vollkommen einheitlich ist. Die Spannung innerhalb des osmanischen Reiches entlud sich in Verfassungskämpfen und 1877 in einem neuen russischen Kriege.

Die Krisis, nur durch die Siege in Thessalien unterbrochen, dauerte seitdem 30 Jahre lang, bis abermals eine Entladung erfolgte: die Revolution. Sie gab Anlaß zu neuen Kämpfen, deren Krönung der Balkankrieg ist.

Die Stammesart der Türken.

Die Türkrasse ist zugleich in der Ebene und im Hochgebirge daheim. Ihr Ursitz ist der Altai und die vorgelagerte Steppe. Hitze wie Kälte können die abgehärteten Türkvölker gleich gut ertragen. In der südsibirischen Steppe ist es schon im Februar des Mittags so warm, wie bei uns im Juli, während um Neujahr ein eisiger Wind durch die Lande fährt, der das Blut erstarren macht. Die Rasse ist bedürfnislos, mit schlichter Kost und luftigem Zeltlager zufrieden. Da jedermann das gleiche Essen und ungefähr die gleiche Wohnung hat, da ferner keine Städte vorhanden sind, in denen gesellschaftliche Unterschiede herangezüchtet werden, so ist der Grundzug des türkischen Charakters demokratisch. Jeder sieht den anderen als seinen Bruder an. Auch schwingt sich nicht selten ein Niedriger, Armer durch seinen Heldenmut zum Khakhan, zum Herrscher auf. Das Aufkommen eines Adels wird zudem durch den Mangel an Familienüberlieferung erschwert. Während der Araber den Stammbaum seines Pferdes bis auf Mohammed den Propheten kennt, weiß der Türke schon nichts mehr von seinem eigenen Großvater. Die Sandstürme der Steppe verwehen das blühende Leben, decken gefallene Pferde und Kamele, und ganze Städte (die von früheren, vielleicht arischen Bewohnern erbaut wurden) mit einer gleichmäßigen Sandschicht zu: ähnlich zerstören die Ereignisse der Gegenwart in dem Gemüte des Türken die Erinnerung an die Vergangenheit. Trotzdem ist die Rasse unbewußt konservativ; sie beharrt bei ihren ererbten Anschauungen, ihren Sitten und Gebräuchen, und, in der Masse des Volkes, auch bei der seit Jahrtausenden gewohnten Lebensführung. Die Frauen sind tüchtig und wohlgebaut. Auf ihren glänzenden Augen, ihren gesunden Wangen und prachtvollen Zähnen verweilt das Auge gern. Noch jetzt sind sie auf dem Lande unverschleiert; es sind gute Hausfrauen. Mit der Treue der Mädchen wird es nicht so genau genommen. Den byzantinischen Gesandten werden junge Kirgisinnen zur Nacht als Gastgeschenk angeboten; mit dieser Tatsache treten die Kirgisen in die Hallen der Geschichte ein. Auch jetzt noch wird in der Steppe gelegentlich ein solches Angebot dem Reisenden gemacht. Im allgemeinen ist die Einehe üblich; nur reiche Leute haben zwei bis drei, und der Oberkhan bringt es gar zu siebenhundert Frauen und mehr. Der Mann herrscht unbedingt. Wie oft mußte ich in der Steppe hören: „Erkökk jok (kein Mann da)!", wodurch der Eintritt in das Zelt verweigert wurde. Nichtsdestoweniger wissen sich doch tatkräftige Frauen gebührend durchzusetzen, wenn auch nur im Haushalte, denn auf die Behandlung öffentlicher Geschäfte haben sie keinen Einfluß. Nur einmal in der ganzen Geschichte der Türkrasse, in dem fernen Indien, ist eine Frau auf den Thron gelangt. Darin gleichen die Türken mehr den Arabern, als Germanen oder Ostasiaten. Immerhin haben bei den Osmanen verschiedene Validé, Mütter von Sultanen, eine überragende Rolle gespielt.

Der Türke ist in erster Linie Krieger und Beherrscher. Der Nomade fällt in die Fruchtgärten und in die Städte der Kulturvölker ein. Fremde Rassen niederzuwerfen und auszubeuten, ist ihm Freude und Beruf. Der politische Sinn ist ihm angeboren. Das kommt wohl von der Vertrautheit mit ungeheuren Räumen. Im 6. Jahrhundert, wie oben ausgeführt, schweiften die Scharen der Türk bis vor Konstantinopel, bis zum Eismeer und bis nach Schantung. Im 16. Jahrhundert reichte der Blick der Sultane von Marokko und Sansibar bis China und Wien. Mit dem politischen Sinn war ein ausgeprägtes Gerechtigkeitsgefühl verknüpft. Wenn sich einmal Fremde unterworfen hatten, so wurden sie glimpflich behandelt. Vorzüglich eignen sich die Osmanen als überlegene Schiedsrichter. In

Jerusalem gäbe es jedes Jahr Mord und Totschlag unter den Christen der verschiedenen Bekenntnisse, wenn nicht der türkische Soldat Ordnung stiftete. Auch haben sich die Osmanen zumeist als duldsam erwiesen, haben sich als Sieger mit mäßigem Gewinne begnügt. Während Zulu und Engländer den unterjochten Völkern ihr ganzes Land nahmen, haben die Osmanen den Besiegten den größten Teil ihres Landeigentums belassen, nur Tribut davon heischend.



Im Laufe der Zeit hat sich die Stammesart etwas verändert. Einmal durch innere Entwicklung, dann aber durch Vermischung mit fremden Rassen und Bekanntschaft mit fremden Kulturen. Namentlich ist der Osmane von Stambul, Saloniki und Smyrna äußerst verschieden von seinen wilden Vorfahren und seinen heutigen turkmenischen Vettern. Gleichwohl zeigt sich auch darin die Begabung der Rasse, daß sie nicht nur für die Aufnahme fremder Bildung fähig war, sondern diese auch schöpferisch fortführte. Die Bauten und die Geschichtswerke der Osmanen zeugen von hohem Wurf.

Festsetzung in Nord-Kleinasien und Europa.

Im Anfang des 13. Jahrhunderts saß ein Turkmenenstamm südöstlich vom Aralsee. Von der Mongolenflut wurde der Stamm fortgerissen nach dem oberen Euphrat. Von da geht es weiter unter Suleiman, der in einem Flusse ertrinkt, nach der Gegend von Aleppo. Sein Sohn war Ertoghrul, der ruhmvolle Stammvater und eigentliche Gründer des aufstrebenden Volkes. Er kriegte in Kleinasien im Auftrage Alaeddins, des Seldschukken. Bald zog sich Ertoghrul nach dem Norden, in die Nähe

des Bosporus. Er soll 93 Jahre alt geworden sein. Sein Sohn war Othman oder Osman; nach ihm nennen sich die Osman-li (das li ist Adjektivendung). Um 1300 wird der noch immer kleine Kriegerstamm selbständig. Von Anfang an ist er monarchisch geleitet. Das regierende Haus war bis in die Gegenwart immer sehr fruchtbar, und die Erbfolge wurde fast stets in direkter Linie übermittelt. Osman und einer seiner Häuptlinge, Khaireddin, heiraten zwei Schwestern, die Töchter eines Gastwirtes; daraus geht hervor, wie wenig noch die Stände damals getrennt waren. Schon die frühsten Osmanen treten als Moslime auf, doch scheint die Bekehrung einstweilen nur oberflächlich gewesen zu sein. Auf besondere Frömmigkeit der Eroberer wird selbst von späteren Geschichtsschreibern kein Wert gelegt. Wie Perser und Germanen nehmen sie zwar einen Teil ihrer Vornamen von den Begründern der übernommenen Religion, behalten jedoch daneben angestammte Namen der eigenen heidnischen Vorzeit bei. Im übrigen gewinnt Osman mehr durch Schlauheit als durch Tapferkeit. Seine Mannen gehen als Bäuerinnen verkleidet zu Markte; schmuggeln sich als Dienstboten in starke Schlösser ein; Hochzeitsessen und freundschaftliche Besuche werden zu Überfällen benutzt.

Kleinasien war ursprünglich von Verwandten der Georgier und Tscherkessen bewohnt. Hernach drangen die Indogermanen ein, im Osten Armenier und Perser, in der Mitte Phryger, an den Küsten die Griechen. Seit Alexander dem Großen wurde die Halbinsel, die ausgedehnter als Deutschland ist, in starkem Maße hellenisiert, ohne jedoch die unteren Schichten umzuwandeln. Die Herrschaft der Byzantiner setzte die Hellenisierung fort, der auch die Verbreitung des Christentums diente. Nun erschienen die Araber. Sie durchrannten mehrmals ganz Kleinasien und belagerten zweimal Konstantinopel, allein dauernd behaupteten sie sich nur im Südosten der Halbinsel. So war in der Hauptsache Kleinasien griechisch, als nach 1000 die ersten Scharen der Türkrasse, die Seldschukken, anstürmten. Kurz nach 1300 sehen wir die letzten Reste des Griechentums, außer an den Küsten, in Kleinasien ersterben. Dafür kamen abendländische Verwandte der Griechen, kamen genuesische Kaufleute und katalanische Seeräuber. Ein bunter Wirrwarr kriegerischer und diplomatischer Wechselkämpfe entstand. Die Byzantiner verbündeten sich bald mit den Katalanen, bald mit Türken, und nahmen sogar Tausende von serbischen Reitern in ihren Sold. Gar nicht selten kämpften die Osmanli gegen ihre Rassegenossen, denen sie den Namen „Türken" beilegten. Sie selbst wollten nicht mehr so heißen; das Wort Türken klang in ihren Ohren wie uns das Wort Barbaren oder, wie bis zur Gegenwart in Deutschland der Name der Vandalen einen üblen Klang hatte. Bis in die allerneueste Zeit ist diese seltsame Abneigung vor der Bezeichnung Türken geblieben.

Begreiflicherweise konnten die Osmanen nicht ein Jahrhundert lang in Kleinasien verweilen, ohne von der alten Kultur daselbst vieles aufzunehmen. So kam zu den beiden Bildungselementen, die schon früher das osmanische Volk von Persern und Arabern entlehnt hatte, noch ein drittes, das Byzantinische.

Osman, der als Häuptling einiger Schafhirten begonnen hatte und als siegreicher Emir endete, krönte sein Werk durch die Besetzung der mächtigen Stadt Brussa im Jahre 1326. Kurz darauf starb er an der Gicht. Sein Sohn Urkhan ergriff jetzt das Szepter. Inzwischen hatten die osmanischen Landratten sich auch auf das Meer gewagt; ihre räuberischen Scharen setzten mitunter schon nach Europa, nach der thrakischen Halbinsel über. Einmal wurde der junge Kaiser Andronikos von siebzig solcher Räuber überfallen. Das Roß des Kaisers blutete aus sieben Wunden; dem Herrscher selbst stak ein Pfeil im Fuße, das ganze Hofgesinde mit dem Marschall war aufs Höchste bedroht, und nur mit großer Mühe vermochte man zuletzt die Feinde zu zerstreuen. Die Byzantiner begingen trotzdem den Fehler, türkische Söldner in ihren Dienst zu nehmen. Genau so, wie die Germanen unter

den Feldzeichen Roms das ganze Imperium und seine schwachen Stellen kennen lernten, so erwuchsen auch die türkischen Söldner von Byzanz lediglich zu gefährlichen Kundschaftern, die daheim ihren Stammesgenossen von dem Verfall des byzantinischen Reiches, von der Lage seiner Städte und der Verteilung seiner Streitkräfte Umständliches und Genaues zu erzählen wußten. Die Kriegskunst der Osmanen war damals noch recht urtümlich. Zwar ist ein Fußheer vorhanden, aber die Stärke des Gefechts beruht auf den Reitern, die mit einem Pfeilhagel und wildem Ansturm die Feinde zu werfen suchen. Gelingt der Angriff, so werden die fliehenden Gegner niedergeritten und gänzlich vernichtet; mißlingt er, so fliehen die angreifenden Reiter eilig zurück und bringen sich auf ihren schnellen Pferden in Sicherheit. Das einzige und erste Anzeichen höherer Kunst ist ein Graben, der das türkische Heer verteidigt. Der Sultan selbst hält sich schon in den ältesten Zeiten stets im Hintergrund, während der abendländische Kaiser meist selbst in der Schlacht mitkämpft und gar nicht selten schwere Wunden davonträgt. Die Hauptschlacht der osmanischen Frühzeit fand im Juni 1330 bei Philokrene statt; sie endete mit einer zermalmenden Niederlage der Byzantiner, die bisher sich noch zur Offensive vorgewagt hatten, von nun an aber sich defensiv verhalten mußten. Trotzdem war Urkhan noch nicht der mächtigste Türke Kleinasiens; stärker als er war der Seekönig Umur Beg, dessen Raubschiffe von Smyrna bis Rhodos, Kreta und sogar schon bis zum Peloponnes streiften, dergestalt, daß Papst Johann XXII. 1322 einen Kreuzzug gegen Umur predigte. Der Kreuzzug scheiterte kläglich; die Piraten Umurs gelangten bis in die Nähe von Saloniki und sogar ins Adriatische Meer bis zur albanischen Küste in die Nähe von Durazzo, also schon nur noch einen Tag Segelns von Mittelitalien entfernt.

Auf einigen Dutzend Schiffen setzten nun auch die Osmanen nach Europa über. Nach einem vergeblichen Vorstoß auf die Propontis (das Marmarameer) griffen 1350, bei Gelegenheit byzantinischer Thronwirren, die sich durch einen Krieg zwischen Venedig und Genua im Schwarzen Meer und im Bosporus noch verwickelter gestalteten, die Mannen Urkhans ein und gelangten als Söldner des griechischen Kaisers Johannes VI. bis nach Adrianopel. Zwistigkeiten der Christen untereinander hatten auch hier wieder den Mohammedanern, hatten dem Einbruch der Asiaten in unsren Erdteil die Bahn geebnet. Der Kaiser Johannes wies jenen Söldnern die Festung Tsympe in Thrakien zum dauernden Wohnsitz an. Das war 1352. Hiermit begann die Festsetzung der Türken auf europäischer Erde. Fünftausend türkische Söldner begleiteten einen Gegenkaiser nach Bulgarien und lieferten dort den Serben bei Philippi eine Schlacht. Sowohl die Venezianer als auch die Genuesen bewarben sich um Urkhans Freundschaft; den Genuesen stellte er denn auch tausend Bogenschützen zur Verfügung. Der Serbenkönig trug ihm seine Tochter für einen seiner Söhne an. Die Schiffe Urkhans verwüsteten jetzt ebenfalls schon die Küsten des Peloponnes. Nach dem Tode Urkhans, 1358, eroberte sein Sohn Murad ganz Thrakien, oder, wie wir jetzt sagen, Mazedonien. Er umging also Konstantinopel und Hinterland, das noch zu gut verteidigt war. Zu einer Zeit setzten sich die Osmanen in Europa fest, als sie von Kleinasien noch nicht einmal ein Viertel erobert hatten. Murad nahm hierauf Adrianopel ein und erhob es 1365 zu seiner Hauptstadt.

Während der Sultan sich ferner Philippopels bemächtigte und nordwestwärts gegen die Donau vordrang, rückten einzelne Gewalthaufen, die nur in lockerer Abhängigkeit von Murad oder Umur Beg standen, im westlichen Balkan vor. Dort hatte sich die serbische Macht ungemein ausgebreitet. Unter Duschan dem Großen war sie tatsächlich die Vormacht der ganzen Balkanhalbinsel geworden. Schon ergossen sich Scharen der Serben über Albanien, selbst in das Hochgebirge eindringend und nur die fast unzugänglichen Alpen der Malsoren umgehend; in der Gegend von Dodona allein legten sie fünfundvierzig Dörfer an, und noch heute zeugt der slavische Name mancher Gebirgs-

züge bei Dodona von ihrer einstigen Anwesenheit. Um 1350 überschritten sie schon den weltberühmten Meerbusen, in dem einst die Entscheidungsschlacht von Aktium ausgefochten wurde, und fielen in Nordgriechenland, in die Landschaft Akarnanien ein. Ein wilder Kampf entspann sich zwischen den eingedrungenen Serben, albanischen Häuptlingen, griechischen Stämmen und den Venezianern, die seit einem Jahrhundert an den Ostgestaden der Adria Fuß zu fassen sich bemühten. Jetzt kamen die Türken und warfen alle die so erbittert mit einander Streitenden über den Haufen.

Im Jahre 1389 traf die Hauptmacht der Türken mit den gesamten Streitkräften der Serben und Bulgaren, die sich inzwischen vereinigt hatten, auf dem geräumigen Amselfelde zusammen. Die Slaven wurden zermalmt, aber Murad fiel in seinem Zelte. Er erhielt sein Begräbnis in Brussa an Ort und Stelle, bei Kossowo: eine Türbe, zu der noch jetzt Pilger wallfahrten. Sein Vater war ebenfalls in Asien beerdigt worden, in dem alten Brussa, das angeblich zweimalhunderttausend Häuser besaß.

Das Reich der Osmanen war von Anfang an nichts weniger als einheitlich. Der Herrscherstamm war ja keineswegs kopfreich; die höchste Angabe lautet auf 50000 Köpfe. Zunächst wurden andere Türkenhorden, wenn auch nur locker, dem osmanischen Kerne angegliedert; sodann andere Moslime wie die Kurden. Den Hauptstock der Bevölkerung bildeten unterworfene Christen. Eine Brücke zwischen Siegern und Besiegten bildeten die Janitscharen, eine Fußtruppe, die 1329 zuerst aus Kriegsgefangenen gebildet wurde, in den folgenden Jahrhunderten aber aus gewaltsam ihren Eltern fortgenommenen Christenkindern, die man im Islam erzog und sorgfältig für ihren kriegerischen Beruf ausbildete.

Der „Großherr, Emir und Sultan", der Beg, der den allein zum Regieren geeigneten Stamm Osmans, des Begründers, vertritt, ist kein Monarch wie diejenigen, die sich ins christliche Morgen- und Abendland teilen. Er hat nicht einmal eine ständige Residenz; die Gesandten der verschiedenen Mächte müssen ihm auflauern, um die erwünschte Audienz für einen Friedensschluß zu erlangen. Denn bald weilt er in seinem väterlichen Asien, wo Brussa die Gebeine aller Mitglieder seiner Familie enthält, der sanft entschlafenen Sultane, der in der Fremde und in Kummer und Trauer frühzeitig verschiedenen Besiegten, der stolzen Prätendenten, die von ihren eigenen Brüdern und Verwandten den Tod erlitten, der unschuldigen Kinder eines verstorbenen Osmanenherrschers, die gewaltsam beseitigt wurden, um dem Erstgeborenen die Herrschaft zu sichern. Bald wieder erscheint er auf Monate oder Jahre in Europa, im später erworbenen „Rum", das annoch keine geheiligten irdischen Reste eines Obherrn der Osmanli in seinem Schoße birgt. Er verbringt die lange Winterzeit in Indirne oder Adrianopel; im Frühling verläßt er die breit angelegte Stadt an der Maritza, um einen neuen Kriegszug auszuführen oder als leidenschaftlicher Jäger das nahe und ferne Land zu bereisen. Dazu braucht er bis 500 Pferde, 1000 Hunde und 2000 schöne Falken („Girifaldchi"), die ihm oft von seinen abendländischen „Brüdern" zum Geschenk gemacht werden. 2000 und mehr Sklaven werden zu den kaiserlichen Jagden herangezogen; die einen besorgen die Jagdhunde, die „Samsuns", und heißen „Samsundschi"; für die Vögel verantwortlich sind die „Avdschi", und die Ordner der Jagd, die „Seimen", führt ein „Seimen-Pascha" an.

Wenn die Zeit für dieses Umherreisen des Kaisers naht, werden zunächst die bevorzugten Haremsfrauen, Türkinnen aus Kastemuni, Kermian und dem fernen turkmenischen Osten, Prinzessinnen aus Byzanz und Serbien, dann schöne Sklavinnen, die die Liebe oder Gunst ihres Herrn zu gewinnen verstanden, unter der Obhut einiger Eunuchen, Hadums, in verschlossenen Wagen vorausgeschickt; im ganzen bergen die kaiserlichen Gemächer etwa 300 Frauen. Der Sultan erscheint in den Städten, die er besucht, keineswegs als mächtiger Menschenbeherrscher, sondern als einfacher Mann.

Der Sieg über Kaiser Siegmund.

Murad fiel, wie erwähnt, selbst in der Schlacht auf dem Amselfeld. Später hat die Sage wissen wollen, ein Serbier habe sich als Überläufer im türkischen Lager gemeldet, habe einen Fußfall vor dem Sultan getan und diesem verräterisch einen Dolch in den Leib gestoßen. Murad war erst 31 Jahre alt. Von ihm wird ausdrücklich überliefert, daß er des Schreibens noch unkundig war. Als er einmal einen Vertrag zu unterzeichnen hatte und zwar mit Ragusa, das damals ähnlich wie die italienischen und die hansischen Seestädte eine kriegerische Republik bildete, da tauchte er seine rechte Handfläche in die Tinte und drückte sie auf dem Pergament ab; aus den so entstandenen Flecken und Streifen hat man später, so gut es eben anging, die berühmte Tughra gebildet, das amtliche Schriftzeichen der Sultane. Es ist das ja nicht ungewöhnlich in der Weltgeschichte, daß einer belanglosen Handlung nachträglich der tiefste Sinn gegeben wurde. Den Sieg Murads vollendete Bajasid I., der wegen seiner wilden Tapferkeit den Beinamen Ildirin, der „Blitz", erhielt. Bajasid ließ aus den Köpfen der gefallenen und darnach noch hingerichteten Slaven Hunderte von Pyramiden auf dem Schlachtfeld errichten. Auch gab er Befehl, seinen Bruder Jakob zu töten. In der Folge wurde es geradezu osmanischer Grundsatz, durch die Ermordung aller Brüder oder sogar aller männlichen Verwandten überhaupt, die Monarchie zu befestigen. Fast ein Wunder ist es, daß unter diesen Umständen das Haus Osman nicht ausgestorben ist, aber die Sultane dieses Hauses hatten immer eine sehr große Nachkommenschaft, und nicht selten wurde der eine oder der andere der zum Tode Bestimmten dennoch durch List oder sonstwie gerettet.

Der Vertrag mit Ragusa wurde 1365 abgeschlossen. So früh mithin gewann die türkische Macht schon in Dalmatien Geltung. Nun kam Albanien an die Reihe. Dort walteten verschiedene Feudalherren, darunter die aus Südfrankreich und Spanien stammenden Balscha. Im Jahre 1385 fiel ein Balscha gegen die Türken; seine Witwe behielt Avlona und das benachbarte Canina, das noch heute römische Ruinen zeigt und eine mittelalterliche Burg von ungeheurer Ausdehnung; sein Neffe herrschte in Dagno, Antivari und Dulcigno. Ein Thopia, der sich auf Venedig stützte, waltete in Durazzo, die Dukaschin in Alessio und die Sagats in dem benachbarten Budua, das jetzt den südlichsten Ort Dalmatiens darstellt. Nennen wir noch den Kastriota, dessen Ahnensitz in der östlichen Mirdita war, so haben wir eine Reihe von albanischen Adelsgeschlechtern genannt, die noch jetzt zu den berühmtesten des Landes gehören. Auch die serbischen Teilstaaten im Pindus und das kleine wlachische Reich in Thessalien mußte bald die Oberhoheit der Türken anerkennen. Nun mischte sich jedoch Venedig ein. Es besetzte 1393 Alessio und, weiter landeinwärts, die alte Stadt Kroja.

Bajasid drang im Ostbalkan vor. Er siegte 1394 gegen die Serben bei Rovine und überschritt den Oltfluß. Im Gebiet der Karpathen gebot damals als erster rumänischer Fürst von Belang Mircea. Er war mit Wladislav, König von Polen und Prätendenten der ungarischen Krone, verbündet. Ferner genoß Mircea die Unterstützung des deutschen Königs Siegmund. Schon rückten die Osmanen bis nach Siebenbürgen vor, aber inzwischen schwoll die Zahl der Verteidiger der Christenheit an. Zu Mircea und Siegmund stießen französische Ritter, ja der König von Frankreich selbst wollte einen Kreuzzug unternehmen und dachte sogar an eine Eroberung Armeniens. Einstweilen jedoch entlud sich die Tatkraft der Franzosen nach einer ganz anderen Richtung, nämlich nach Tunis, wo ja auch Mohammedaner zu bekämpfen waren; immerhin hatte die eifrig verbreitete Idee eines Kreuzzuges den Erfolg, daß ein Friede zwischen England und Frankreich zustande kam, um alle Kräfte gegen den Orient verwenden

zu können. Ein Graf von Eu, dessen Familie später sich mit dem brasilianischen Kaisertum verknüpfen sollte, bereiste den Orient und suchte nach seiner Rückkehr Frankreich zum Kampf mit den Osmanen zu wecken. Auch die Byzantiner, die ja doch immer am meisten bedroht waren, blieben nicht müßig. Einer ihrer Kaiser bereiste das ganze Abendland, um Hilfe zu erlangen. Überhaupt waren die Beziehungen von Byzanz zu dem Westen wieder sehr rege; wir wissen von der Segelfahrt eines Byzantiners aus jener Zeit, die sogar bis nach Island führte. Die Gesamtkraft des Abendlandes stellte sich den Türken bei Nikopolis, in der Nähe des Eisernen Tores, auf bulgarischem Gebiete. Bajasid war damals noch in Asien, da jedoch die Christen Wochen damit verloren, um Nikopolis zu befestigen, so hatte er Zeit herbei zu eilen. Am 28. September 1396 fiel die Entscheidung. Die prächtige kleine Armee der Franken, die von Seide, Samt, Gold und Silber glänzte, ritt eine schneidige Attacke gegen das türkische Lager, wo die Feinde, gut verteidigt, den Angriff erwarteten. Die Vorhut der Mohammedaner zog sich zurück und zwar absichtlich; als nun die fränkischen Ritter bis in den Kern des Lagers, eine mit Ketten verstärkte Pfahlumzäunung, vorgedrungen waren, da wandten sich die Fliehenden und griffen auf beiden Flanken das Heer der Abendländer an. Die Christen aber durften nicht zurückweichen, das verbot ihnen ihr Ehrenkodex, und so erlagen sie fast insgesamt den Waffen der Osmanen. Zwar stand noch Siegmund selbst in der Reserve. Er nahm die Schlacht wieder auf und es gelang ihm sogar, zwei türkische Haufen zu werfen. Jetzt rückten serbische Truppen, die sich bisher versteckt gehalten hatten, unerwartet vor und schlugen die ermüdeten Krieger Siegmunds zurück. Die Reichsfahne sank. Der König selbst konnte sich, durch den Herrn von Zollern (wohl den nachmaligen Brandenburger) und einen Grafen von Cilly behütet, auf ein kleines Schiff auf der Donau in Sicherheit bringen, segelte nach dem Schwarzen Meere und fuhr über Konstantinopel und die Dardanellen, wo ihm die Türken höhnisch die bei Nikopolis gemachten Gefangenen zeigten, fernerhin über Rhodus und die jonischen Inseln und Ragusa nach Deutschland zurück.

Die Schlacht bei Angora.

Jetzt naht der große Eroberer Timur oder Tamerlan. Von ihm sagt der Münchener Hans Schiltberger, der 1395 als Kriegsgefangener nach Persien und Turkistan kam, in der Beschreibung seiner Reisen und Abenteuer:

„Da der Themurlin (Tamerlan) haim zoch in sein landt, do samelt sich der Weyasit (Bajesid I.) und zoch mitt IIIC thausent mannen in das clain Armenia und gewan das dem Themurlin an und besatzt die hauptstadt, die genant ist Ersinggau, mitt irem vorigen herren, der genant ist Tarachan,[1]) und dornach zoch er wider in sein landt. Und do der Themurlin hörett, das im der Weyasit das obgenandt landt het angewunnen, da zoch er auff den Weyasit mitt XVI hundertt thausend mann; und do das der Weyasit hörett, do zoch er im entgegen mit XIIII hundert thausend mannen. Do chamen sie zu ainander pey ainer stat, die haist Angury (Angora); und do hetten sie einen vermessen streyt mitt ainander; und der Weyasit hett von den weyßen Thattern[2]) XXX thausent man pei im

[1]) Der Name des armenischen Fürsten ist entstellt wiedergegeben; er lautet bei den Geschichtsschreibern Taherten. (Neumann, S. 72.) Brunn (Sitzungsbericht 1870, S. 236) hält die von einem türkischen Schriftsteller überlieferte Namensform Zahiruddin für die richtige, durch welche die bei Clavijo sich findende „Zaratan“ erklärt werden könnte.

[2]) Auch an dieser Stelle spricht sich Brunn hinsichtlich der Nationalität der „weißen Tataren“ dahin aus, daß die in Kilikien angesiedelten Turkomanen gemeint seien.

Ansicht von Konstantinopel am Ende des 18. Jahrhunderts von Pera aus.
Nach einem alten Stiche.



Das Innere der Sophienkirche in Konstantinopel.
Nach einem Kupferstich aus dem Jahre 1803.

und die het er vor an hin geschafft und die schlugen sich zu dem Themurlin; und da deten sie zwai vechten, das ainer dem anderen nichts an mocht gewinnen. Und do hett der Themurlin XXXII elevanten, die beraytt waren an den streyt und hin nach mittem tag schueff er, das man sie an den streyt füratt; und do man die elevanten auff das velt pracht, da sachten sie mitt ainander; do gab der thürkische chönig Weyasit die flucht und hielt sich an ein perg wol mitt thausent mannen; und do umblegt der Themurlin den perg, das er nicht mocht weichen und also ving er den Weyasit; und dornach was er VIII monadt in dem land und gewan das gantz lant und besatzt das landt. Und der Themurlin zoch in deß Weyasit hauptstadt und fürt in mitt im und nam von des Weyasit schatz silber und golt, was thausent chamel getragen mochten. Und der Themurlin wolt den Weyasit mitt haben gefürt in sein landt; do starb er auff dem weg.[3])

Und ich wardt von dem Themurlin gefangen und wardt mitt im gefüret in sein landt; und dornach pleyb ich pei dem Temurlin und raytt mitt im. Und das hatt sich als[4]) ergangen, das vorgeschrieben steett, die zeitt, und ich pey dem Weyasit pin gewesenn."

Von der Niederlage durch ihre Rassegenossen erholten sich die Osmanen ungemein rasch, zumal nach dem Tode Tamerlans 1406 sich das Reich der Tataren sofort wieder spaltete. Schon 1430 machte Murad V. ernstliche Anstalten zur Belagerung von Thessalonich. Er rechnete dabei auf die große Unzufriedenheit der Einwohner mit der venezianischen Regierung und auf den Haß der griechischen Geistlichen gegen die lateinischen; denn daß das türkische Belagerungsheer den Belagerten um das Hundertfache überlegen gewesen, scheint uns eine arge Übertreibung des griechischen Chronisten. Er ließ wiederholt sowohl durch Herolde als durch Briefe, die man mit Pfeilen in die Stadt schoß, zur Übergabe auffordern. Ein Angriff aber, den die venezianische Flotte unter Mocenigo während der Belagerung von Thessalonich auf den Hafen von Gallipoli machte und der anfangs einen glücklichen Erfolg zu haben schien, erbitterte den Sultan aufs höchste; er vermehrte sein Heer mit jedem Monat und ließ wiederholt stürmen. Ende März ward der Hauptsturm unternommen. Die Verkündigung, durch die Murad seine Truppen zur größten Anstrengung ermuntern ließ, verdient angeführt zu werden, weil aus ihr ersehen werden kann, von welcher Art die Feinde waren, die nachher Deutschland zwei Jahrhunderte lang bedrohten. Der Sultan ließ, wie der türkische Geschichtsschreiber Seadeddin übereinstimmend mit den Griechen berichtet, im Lager unter Trompetenschall verkündigen: die Stadt werde der Plünderung preisgegeben werden, Alles, Männer und Frauen, Knaben und Mädchen, Silber und Gold, sollte Eigentum des Heeres sein; der Sultan behalte sich nur die Stadt selbst und die leeren Häuser vor. Nach der Beschreibung der Greuelszenen zu urteilen, die nach der Erstürmung in der Stadt vorfielen, wurde dieses Versprechen wörtlich erfüllt und von den Truppen in jeder Hinsicht benutzt. Über 7000 Menschen jedes Alters und jedes Geschlechtes wurden von den Soldaten in die Sklaverei geschleppt, alle Habe geraubt, Kirchen und Klöster vorzugsweise verwüstet und geplündert und die unglücklichen Einwohner so lange gepeinigt, bis sie anzeigten, wo sie ihr Eigentum verborgen oder vergraben hatten. Doch machte der Sultan nach einigen Tagen dem Unfuge ein Ende. Sein Heer mußte die Stadt räumen, er lud alle, die vor der Belagerung in die Umgegend geflüchtet waren, zur Rückkehr ein, kaufte die angesehenen und reichen Einwohner aus den Händen seiner eigenen Soldaten los und suchte dem Wohlstande der Stadt wieder aufzuhelfen, nachdem er sich der Ärmeren dadurch erledigt hatte, daß er sie in der Sklaverei ließ. Zwei Jahre später jedoch, als jedermann sich des wieder erlangten Besitzes ganz sicher

[3]) Bajasid starb als Gefangener Timurs zu Akschehr (nw. von Konjah) am 8. März 1403.

[4]) In diesem Kapitel ist die Chronologie unrichtig, da der syrische Feldzug zwei Jahre vor der Schlacht bei Angora stattfand.

glaubte, verfügte Murad nach türkischer Art über das Eigentum der Stadt, der Klöster, der Kirchen und der Privatleute; von den Kirchen verblieben nur vier kleinere den Christen als Eigentum. Er verschaffte sich dadurch die Möglichkeit, die mohammedanischen Bewohner der benachbarten türkischen Stadt Jenidsche nach Thessalonich zu versetzen und daselbst auf Kosten der Christen zu versorgen. In bezug auf Venedig hatte Murad seinen Zweck erreicht und auch die Venezianer fanden kein Interesse daran, den Krieg länger als bis zum Herbst fortzusetzen. Es kam daher im September 1430 zu Gallipoli ein Friede zustande, vermöge dessen der Sultan seine Eroberung behielt, den Venezianern aber Handelsfreiheiten gewährte und ihnen die türkischen Häfen wieder öffnete.

Nach der Beendigung des venezianischen Krieges fürchtete man allgemein — und der griechische Geschichtschreiber Dukas spricht die Furcht offen aus — daß jetzt Konstantinopel dasselbe Schicksal erleiden werde, das die Stadt Thessalonich getroffen hatte; Murad fand aber besser, zuerst die tapferen Bergbewohner der Westküste, sowie die Slaven und Magyaren im Norden seines nach und nach abgerundeten Reiches zu unterwerfen. Dieses Unternehmen ließ die Osmanen endlich in den Magyaren eine christliche Nation und einen christlichen König finden, die ihnen Schranken setzten, und weckte anderenteils unter den Skipetaren des Gebirgs einen jungen Helden, dessen Taten und dessen Säbel nachher in dichterischer Einkleidung gleich Rolands Horn und Schwert unter Türken und Christen gepriesen worden sind. Die Magyaren führte Johann Hunyady zum Siege, unter den von Murad besiegten Albanesen aber erhob sich ihres Fürsten Johann Castriota vierter Sohn Georg als christlicher Held und ward unter dem Namen Iskender Beg oder Skanderbeg ein Schrecken der Türken.

Wechselnd war bei diesen Kämpfen die Stellung der italienischen Mächte. Neapel hatte im 14. Jahrhundert den Türken gegen die Ungarn geholfen. Warum? Weil die Könige der Ungarn einst Neapel erobert und zwei Menschenalter hindurch Süditalien besessen hatten. Jetzt half Neapel dem Skanderbeg gegen die Hohe Pforte. Auf der anderen Seite war Venedig, das noch vor kurzem den Türken Abbruch getan hatte, nicht selten auf der Seite der Türken, weil es dadurch Handelsvorteile errang. Hunyadi, der für einen Sohn König Siegmunds gilt, ward ein böser Pfahl im Fleische der Türken. Allein bei Hermannstadt tötete er 20 000 von ihnen. Er ging im Winter über den Balkan, eine Tat, die erst viel später Diebitsch und Gurko wiederholten, und drang bis in die Nähe von Adrianopel vor. Durch ihn wurde sogar Serbien wieder unabhängig und die Walachei wurde ungarisch. Zufrieden hiermit, schloß Hunyadi Frieden auf zehn Jahre. Nun vermochte ihn jedoch der Papst, durch Kardinal Ximenes, dazu, den Schwur, den er bei dem Friedensschluß auf die Bibel geleistet hatte, zu brechen. Überhaupt war der edle Ungar nichts weniger als ein Engel. Wie andere bei der Tafel sich an Musik erfreuen, so war seine höchste Wonne der Schrei unglücklicher Gefangenen, die hingerichtet wurden. Murad gewann jedoch alles wieder durch den Sieg bei Varna 1444 zurück. Der meineidige Ungar und die Schar abendländischer Ritter, unter denen sogar Engländer waren, wurden aufs Haupt geschlagen. Hunyadi verlor fast alles; so hat ihm sein Meineid kein Glück gebracht. Nach einem zweiten Siege bei Kossowo dehnten sich die Grenzen des türkischen Reiches bis über Bosnien aus. Albanien wurde dadurch bereits eine Enklave innerhalb des Reiches; aber Skanderbeg behauptete die Unabhängigkeit des Landes in zwanzig Schlachten.

Der Fall Konstantinopels.

Wie bei dem Feldzuge von 1870 die Vorhut der Deutschen schon längst Paris erreicht hatte, während Straßburg, Metz und Belfort noch unbezwungen im Rücken der siegreichen Armee lagen, so mußten sich auch die Osmanen damit begnügen, die Besetzung von wichtigen Gegenden Albaniens und Griechenlands und vor allem die der Hauptstadt Konstantinopel auf später zu verschieben. Ein neuer Sultan kam jetzt auf, Mohammed II. Er war ein Stürmer und Draufgänger, rücksichtslos in seinem Zorn, aber zugleich ein Mann feinster Bildung, der sogar am Versemachen Vergnügen fand. Wie Alexander, Cäsar und Napoleon war er der Fürst der Männer in der Schlacht, aber ein Sklave der Lüste in den Friedenspausen. Nicht nur ein Feldherr war er, der seinen tüchtigen Vater Murad noch weit übertraf, sondern auch ein verschlagener Staatsmann. Als man ihn einst fragte, was seine Kriegspläne wären, erwiderte er: „Wenn ein Haar meines Bartes darum wüßte, würde ich das Haar ausreißen." Das Geheimnis seines Erfolges war vollkommene Verschwiegenheit zuerst, dann aber blitzgleiche Geschwindigkeit im Ausführen der beschlossenen Tat. Mohammed II. begann am 6. April 1453 die Belagerung von Konstantinopel. Die ungeheure Ausdehnung der Hauptstadt, die in dem Zeitraume von zwölf Jahrhunderten noch allen Stürmen der Goten, Avaren, Slawen, Araber und Seldschukken standgehalten, machte die Belagerung zu einer der denkwürdigsten der Weltgeschichte. Auf beiden Seiten ließ man alle Künste der Artillerie und der Minen spielen. Die Türken, die erstaunlich rasch mit dem Gebrauch der Feuerwaffen vertraut geworden waren, und die bis zum heutigen Tage tüchtige Artilleristen geblieben sind, hatten nicht weniger als 14 Batterien zu ihrer Verfügung. Unter die Kanonen mischten sich dabei noch die alten Katapulte und die Rammen und Mauerbrecher. Tiefe Gräben wurden mit Gefallenen ausgefüllt, und über ihre Leichen hinweg tobte der Kampf. Die Byzantiner wehrten sich mit großer Zähigkeit, aber den Türken kam zweierlei zugute: die Uneinigkeit der Christen — die Hilfe der Venezianer (unter dem berühmten Justiniani) und der Genuesen war recht unzuverlässig — und der Zufall, daß durch einen Überläufer das Geheimnis des griechischen Feuers, das im Wasser weiter brennt, den Belagerern enthüllt wurde. Fünf genuesische Schiffe durchbrachen die türkische Blockade; da kam das Genie Mohammeds auf den Gedanken, seine leichteren Fahrzeuge von Topchare nach Kassim Pascha über Land zu transportieren. Die Landstrecke ist gegen 7 Kilometer lang; es war also keine geringe Tat, die hier die türkischen Ingenieure vollbrachten. Von dem Tage an war das Schicksal der belagerten Stadt besiegelt. Schon wurden die Reihen der Türken durch zahlreiche griechische Überläufer verstärkt. Am 29. Mai wurde Konstantinopel gestürmt.

Der Hort der alten Kultur, die östliche Hauptstadt des Abendlandes war in die Hände der Moslime übergegangen. Jetzt ist fast ein halbes Jahrtausend verflossen, seitdem von den Zinnen der Hagia Sofia das Kreuz herunter gerissen und statt seiner der Halbmond daran geheftet wurde. Das ganze Abendland empfand denn auch den Fall von Konstantinopel als einen ungeheuren Tag des Gerichts, als den Beginn einer neuen Ära. Schon versah man sich der schlimmsten Heimsuchung durch den göttlichen Zorn und glaubte an das Ende der Welt. Tatsächlich aber erwuchs der Fall der Stadt zu einer Bereicherung europäischen Lebens und zwar in doppelter Hinsicht. Viele byzantinische Gelehrte entflohen nach Italien und wirkten dort mit, den glänzenden Aufschwung der Wissenschaften und Künste, der Renaissance, vorzubereiten. Konstantinopel selbst wurde inzwischen durch den Unternehmungsgeist und die Schätze der Sultane von Grund aus erneuert und mit ragenden Bauwerken geschmückt, die den Vergleich mit den schönsten Schöpfungen der Christen wohl aushalten können. Nur e i n Volk wurde von der einschneidenden Katastrophe wenig berührt,

ein Volk, das gerade selbst einst auf den Besitz Konstantinopels gehofft hatte: die Russen. Während die Ritterschaft der ganzen Christenheit gegen den Islam focht, haben die Russen nie das geringste getan, um den drohenden Einfall der Türken, oder früher der Araber, die in Gegenden viele Tagereisen weit nördlich vom Kaukasus gelangten, zurückzuschlagen. Erst im Laufe des 18. Jahrhunderts wird der Zar ein ernstlicher Feind des Sultans, wohlverstanden, nachdem dieser durch andere christliche Mächte hinreichend geschwächt war.

Das osmanische Reich trat nunmehr vollkommen an die Stelle des byzantinischen. Die gewohnten Verhältnisse der bunten Völkermischung und sogar vielfach die Verwaltungsmaßregeln blieben dieselben wie zuvor. Die Kunst der byzantinischen Kaiser hat darin bestanden, mit einer ganz dünnen Oberschicht von Griechen einen halbbarbarischen Haufen der verschiedensten, durch Rasse und Religion getrennten Völkerschaften zu regieren. Dieses System, wie auch das Symbol des Sternes und Halbmondes, erbten die Osmanen von dem besiegten Byzanz; der Halbmond scheint nämlich ein uraltes Stadtwappen gewesen zu sein. Es wäre durchaus verkehrt, von unduldsamem Fanatismus der Türken zu sprechen. Sie haben den christlichen Rajahvölkern meist ihre Güter belassen, nur eine Kopf- und Landsteuer einfordernd. Wenn in der Folge Mohammed II. noch die Walachei eroberte und sie von ihrem Tyrannen, Vlad dem Pfähler, der seine eigenen Untertanen ebenso gräßlich wie seine Feinde behandelte, befreite, und wenn er neuerdings Bosnien besetzte und Landschaften Albaniens, so brachte er im Grunde eine höhere Kultur, als bisher dort geherrscht hatte.

Freilich war es eine Kultur mit türkischer Färbung. Obgleich der Koran sich gegen die Malerei sehr ablehnend verhält, wollte der kunstsinnige Mohammed II. einen berühmten Maler „zum Bildermachen" an seinen Hof ziehen und 1479 reiste Gentile Bellini nach Konstantinopel. Trotz seines großen Geistes und seines lebhaften Kunstsinns vermochte sich der Sultan nie von dem Einfluß alttürkischer Grausamkeit freizumachen. Bellini überreichte seinem hohen Auftraggeber eine Tafel, auf der das abgeschlagene Haupt des Johannes abgebildet war. Mohammed II. sah sich die Malerei an, rühmte die prächtige Farbengebung, fügte dann aber beiläufig hinzu: „Aber dieses Stück Hals, das man an dem Kopfe noch sehen kann, entspricht nicht der Wirklichkeit." Der Venezianer Maler starrte den Sultan erstaunt an, doch der Großherr fuhr erklärend fort: „Wenn jemand geköpft wird, verschwindet der Hals vollkommen, weil die Muskeln des Halses sich mit der Haut, den Nerven und den Venen sofort in den Kopf und in den Rumpf zurückziehen." Der Maler antwortete mit einer unbestimmten Handbewegung, die der Sultan als ein Zeichen des Unglaubens deutete und da er seiner Sache sicher war, gab er einen Wink und ließ ohne weiteres einen Sklaven herbeiführen. Vor den Augen des entsetzten Malers wurde der Unglückliche geköpft und dann lenkte Mohammed die Aufmerksamkeit des Malers auf die unbestreitbare Tatsache, daß der Hals dieses Hingerichteten wirklich verschwunden war.

Albanien wehrte sich noch mit erbittertem Mute. Allein nach einem letzten Siege im Jahre 1467 starb Skanderbeg zu Alessio (unweit des jetzt so oft genannten Hafens San Giovanni di Medua), wie es heißt, an Malaria. Hiernach wurde das Land der Skipetaren den Türken zur Beute. Viele Albanier fielen zum Islam ab. Es war das lediglich eine Handlung des kühlen Verstandes. Ihr Volkstum galt und gilt den Albaniern mehr als ihr Glaube. Da sie nun fürchteten, von den Heeren der Osmanen ganz zerrieben zu werden, so gingen sie lieber zu der Religion ihrer Feinde über, um dadurch ihre Nation zu behaupten. In der jüngsten Zeit hat sich eine gleiche Anschauung bei den hochgemuten Söhnen der Skipnia gezeigt: Christen und Mohammedaner schlossen sich zusammen, um gemeinsam die Vertürkung ihres Vaterlandes abzuwehren.

Die Osmanen im Zenith.

Unaufhaltsam ging jetzt der Strom der Eroberung weiter. Sofort nach der Unterwerfung Albaniens dachten die Sultane an die Bezwingung von Venedig. Die Türken nahmen die Krim, die bisher von Nachfahren Dschingiskhans beherrscht wurde, durch einen Flottenangriff. Sie kamen 1476 bis nach Salzburg, also bis hart an die Grenze Bayerns; sie drangen das Jahr darauf nach Oberitalien, bis zur Piave vor, so daß der Rauch der brennenden Dörfer von Venedig aus gesehen werden konnte. Sie belagerten, freilich zunächst vergeblich, Rhodus, und sie erstürmten, unter dem Großvezier Gedik Ahmed, demselben, der in der Krim sich bewährt hatte, 1480 Otranto in Südostitalien. Schon plante Mohammed einen Zug auf Rom, da starb er.

Trotzdem stieg der Stern der Osmanen immer höher. Sie überrannten Syrien, sie vervollständigten die Besetzung von Hellas, sie erschienen neuerdings vor Rhodus. Das größte militärische Talent der Osmanen trat jetzt auf die Bühne, Selim I.

Die heutige Geschichtschreibung hält es nicht mehr für empfehlenswert, den Hergang der Ereignisse nach einzelnen Herrschern zu bestimmen. Wir gehen mehr auf das Allgemeine, auf die Massenentwicklung. Bei den Türken aber kann noch immer, insofern das äußere Wachstum des Reiches in Betracht kommt, die Darstellung an einzelne hervorragende Sultane anknüpfen. Urkhan schuf in Nicäa den Kern des Reiches und begründete die Truppe der Janitscharen; Murad I. siegte auf dem Amselfelde, Bajazid I. bei Nikopolis; Mohammed I. stellte den von den Tataren zerrütteten Staat wieder her; Murad II. kämpfte Hunyady und Skanderbeg nieder; Mohammed II. erstürmte Konstantinopel und Otranto. Dem jetzt erscheinenden Selim, zubenannt „der Grimme", gelang die Angliederung Kurdistans, Syriens und Ägyptens. Und sein Nachfolger, Suleiman, gewann Ungarn und belagerte Wien. Niemals in der ganzen Weltgeschichte gab es eine Aufeinanderfolge von acht so bedeutenden Herrschern. Nur die Macht Attilas und die der Mongolen ist noch rascher in die Höhe gekommen.

Schon früher waren Thronwirren und Verwandtenmorde vorgekommen, wenn ein neuer Sultan zur Regierung kam. Je mehr das Reich wuchs, um so weitere Kreise zogen solche Wirren. Ein türkischer Prätendent, Prinz Jem, war in den Händen des Großmeisters der Johanniter, der 45 000 Dukaten jährlich dafür von Konstantinopel erhielt, daß er den Prinzen nicht loslasse. Es kam jedoch wie in der berühmten Fabel, wo immer ein gefährlicherer Räuber seinem Vorgänger die Beute abjagt:

„Denn ich bin groß,
Und du bist klein!"

Der Großmeister d'Aubusson ließ sich die Hände noch weiter salben und nahm 20 000 Dukaten von der verzweifelten Gattin Jems, die in Ägypten war und die genannte Summe als Lösegeld schickte. Der Johanniter steckte ruhig das Geld ein und behielt seinen Gefangenen, der in einem siebenstöckigen Turm bewacht wurde. Nun aber zwang Karl VIII. von Frankreich den Großmeister, den Prätendenten an ihn auszuliefern. Der König war der Meinung, daß der wenig biedere d'Aubusson jetzt genug aus dem Falle herausgeschlagen habe und wollte selbst die Konjunktur benutzen. Zuletzt bemächtigte sich des Prinzen der Papst. Alexander Borgia verlangte 300 000 Dukaten für die Ermordung Jems. Während die Verhandlungen noch schwebten, drang Karl mit einem großen Heere in Italien ein, besetzte Rom und verlangte die Auslieferung Jems. Was jetzt geschah, ist nicht ganz sicher. Höchst wahrscheinlich aber wurde der unglückliche Prinz von dem Borgia vergiftet, anscheinend nicht gegen Geld, sondern lediglich aus Ärger über das Scheitern der päpstlichen Hoffnungen. Sicherlich eine merkwürdige Hilfeleistung für den Herrscher der Ungläubigen von seiten des Hauptes der Christenheit! Ein englischer Historiker sagt denn auch: „Man weiß nicht, wem man den Preis für Treu- und Schamlosigkeit

erteilen soll, dem Großmeister, Karl VIII. oder dem Papst."

Vor seinem Bruder Jem hatte Bajazid II., der auf den Eroberer Konstantinopels gefolgt war, nun Ruhe. Dagegen ereilte ihn das Geschick durch seinen eigenen Sohn. Selim stürzte seinen Vater, der ein träumender Mystiker war, und ließ unter seinen Augen seine Söhne und Neffen erdrosseln. Nur zwei entrannen. Auch Selim, den man für besonders grausam zu erklären geneigt ist, hatte große Freude an Dichtkunst, und schrieb ein Buch persischer Oden. Auf seinen Feldzügen nahm er eine Menge Sänger und Geschichtschreiber mit. Die erste kriegerische Tat Selims richtete sich gegen Persien. Sein Heer betrug 140 000 Mann, davon 80 000 Reiter. Der Marsch ging durch Hocharmenien, und die Leute litten unter Hunger und Durst. Schon schickten sie sich an zu meutern, da hielt der Sultan eine Rede: er könne nur tapfere Männer brauchen; wer keinen Mut habe, möge die Reihen verlassen und nach Hause gehen. Nicht ein Mann rührte sich. Nichtsdestoweniger waren, als es zur Schlacht kam, die Türken von allen Anstrengungen aufs äußerste ermüdet, während die Perser noch frisch waren. Dagegen verfügten die Perser nur über Reiterei, jedoch über gar keine Kanonen. Mit Hilfe seiner Artillerie trug Selim den Sieg davon. Der Schah selbst, Ismail, der Begründer der Macht der Sefawi, wurde verwundet, aber auch der Verlust der Türken war beträchtlich. Die blutige Schlacht fand 1514 bei Chaldiran statt, auf dem Boden des alten Chalderlandes, dessen Ruinen erst in jüngster Zeit durch eine deutsche Expedition aufgedeckt wurden, inmitten einer alpinen Gebirgswelt, deren Hochpässe den Transport von Kanonen äußerst erschweren. Von dem Schlachtfelde, das nicht allzuweit vom Ararat zu suchen ist — wohl nicht in der heutigen Chaldia, die sich zwischen Baiburt und Erzerum hinzieht, — marschierten die Türken nach Osten weiter und nahmen die Stadt Täbris, von wo tausend berühmte Künstler, besonders in Weberei und Metallwerk erfahren, nach Konstantinopel gesandt wurden. Von Täbris waren schon früher Baumeister, Schnitzer und Teppichweber nach Kairo, Damaskus und sogar Venedig gekommen; jetzt mußten sich die geschickten Meister bemühen, um die Hauptstadt der Türken zu schmücken.

Die Angliederung ganz Adherbaitschans folgte, jedoch kein Friede wurde abgeschlossen. Unterdessen waren die Ägypter, die seit mehr als zwei Jahrhunderten von türkischen Mamelucken beherrscht wurden, in Syrien eingefallen. Selim hielt Kriegsrat und befragte seine Veziere. Diese hielten sich vorsichtig zurück. Selim war nämlich berüchtigt dafür, daß er seine Veziere gern hinrichtete. Ein ganz gewöhnlicher Fluch damals lautete: Möchtest du Selims Vezier werden! Das bedeutete soviel als: möge dich der Tod holen. Ein Sekretär faßte sich jedoch ein Herz und riet, augenblicklich den Kampf gegen die Mamelucken aufzunehmen. Der unberechenbare Sultan war so erfreut darüber, daß er ihn, Mohammed mit Namen, sofort zum Großvezier erhob. Mohammed wollte nicht annehmen, da erteilte man ihm die Bastonade. Hierauf willigte er ein. Nun rückte Selim gegen die Mamelucken, traf sie bei Marj Dabik in der Nähe von Aleppo und brachte ihnen eine vernichtende Niederlage bei, in der der ägyptische Sultan el Ghuri zu Tode getreten wurde. Der beste General Selims war Sinan Pascha. Dieser erfocht einen weiteren Sieg bei Gaza, wo vor achtzehnhundert Jahren Seleukos der Diadoche, eine große Schlacht durch seine Elefanten gewann, und bei Kairo, im Januar 1517. Allein fast ging die Sache schief. Mit solcher Gewalt warfen sich die Mamelucken, deren Elan beim ersten Angriff immer ihre Hauptstärke gewesen war, auf den feindlichen Feldherrn und sein Gefolge, daß sie bereits glaubten, den Sultan erstochen zu haben. Es war jedoch eine Personenverwechslung gewesen; sie durchbohrten mit ihren Speeren General Sinan und hieben viele andere Paschas nieder, ohne selbst fast irgend einen Verlust zu erleiden. Zuletzt gab wiederum die osmanische Artillerie den Ausschlag, genau so, wie die Kanonen später das Ringen Napoleons mit

den letzten der Mamelucken entschieden. 25 000 Ägypter bedeckten das Blachfeld, und Selim erstürmte nun Kairo, das unter unaufhörlichen Straßenkämpfen behauptet werden mußte.

Um der Sache ein Ende zu machen, versprach Selim allen, die die Waffen niederlegten, Straflosigkeit; hierauf ließ er 800 der ihm vertrauenden Feinde köpfen und die Einwohnerschaft der Stadt niedermetzeln. Ein besonders tapferer Mameluck, der mit dem Ehrennamen Wolfsherz ausgezeichnet war, erhielt freies Geleit zugesichert. Als er mannhafte Antworten auf die Fragen des Tyrannen gab, wurde er auf dessen Befehl niedergehauen. Trotzdem wurde das bezwungene Ägypten nicht osmanischer Verwaltung überantwortet, sondern 24 Beys der Mamelucken, an deren Spitze ein Überläufer und Verräter, Kheyr, als Statthalter eingesetzt wurde. Die Hauptbedeutung dieses neuen Erfolges lag aber in folgendem:

Der Nachfolger des Propheten, der Kalif, der Oberherr aller Gläubigen, war ursprünglich stets aus dem Hause der Koreisch gewesen und mußte jedenfalls ein Araber sein. Nachdem die Herrschaft der Abbassiden in Bagdad durch die Mongolen zerstört worden war, ging das Kalifat an die verwandten Abbassiden in Kairo über. Nun vermochte Selim den letzten Herrscher von Kairo, Al Adhid, dazu, die geistliche Oberhoheit an ihn, den Osmanensultan, abzutreten, und zugleich damit die Oberhoheit über die heiligen Stätten Mekka und Medina. Im allgemeinen ist von der osmanischen Welt diese Übertragung anerkannt worden; gültig ist sie eigentlich nicht, und seit ungefähr zwanzig Jahren, besonders aber seit dem Sturze Abdul Hamids, macht sich im Arabertum eine Bewegung geltend, um das Kalifat wieder an einen Imam aus rein arabischem Samen zu bringen. Marokko natürlich, das auch bisher sich kaum um den Kalifen gekümmert hatte, und der Schah, der als Schiit von den Sunniten als ein Ketzer betrachtet wird, haben bis zum heutigen Tage niemals den Geboten des Sultans, auch nicht den geistlichen, gehorcht.

In nur neun Jahren hatte Selim der Grimme das Reich um fast das Doppelte erweitert. Auch von Mesopotamien war ein großer Teil dazugekommen. Selim starb 1520, vierundfünfzig Jahre alt. Die byzantinischen Kaiser waren häufig nicht einmal griechischen Blutes; es waren Isaurier, Armenier und sogar Khazaren darunter. Ähnlich sind auch die Herrscher der Osmanen zwar stets direkte Nachfahren Osmans gewesen, allein durch die ständigen Verbindungen mit fremdländischen Weibern wurde das türkische Blut immer dünner. Griechinnen, Tscherkessinnen, Serbinnen, Armenierinnen, Russinnen und sogar Negerinnen füllten den Harem des Großherrn. Suleiman der Prächtige, der 1520, ein Jahr nach dem Tode Maximilians I., zur Herrschaft kam, glich im Angesichte diesem seinem abendländischen Gegenbilde. Nur freilich, daß der Türke viel erfolgreicher war als der abenteuerliche „letzte Ritter" der Deutschen. Suleiman war durch alle Tugenden ausgezeichnet: tapfer, freigiebig, gerecht und milde. Zwar blieb auch seine lange Regierung, die fast ein halbes Jahrhundert dauerte, von Flecken nicht frei; seinen vorzüglichen Großvezier Ibrahim ließ er aus Eifersucht ermorden, um es immer danach zu bereuen; seine russische Gemahlin Roxelane, von den Türken Khurrem oder die Freudige umbenannt, die ihren eigenen Sohn auf den Thron bringen wollte, vermochte den Sultan dazu, den rechtmäßigen Erben, Mustapha, einen glänzenden, vielversprechenden Prinzen, aus dem Wege zu räumen. Jedenfalls aber besaß Suleiman genügende Herrschereigenschaften. Er spielte in dem strahlenden Zeitalter der Renaissance eine ebenso hervorragende Rolle wie Karl V. oder Leo X.

Es war überhaupt damals eine Epoche türkischer Herrlichkeit. In Khiwa, Bochara, Samarkand und Taschkend herrschten türkische Emire, und seit 1526 war der Mogul Baber der Herr halb Indiens. Bei e i n e r Gelegenheit vereinigten sich die Schiffe der Mogule (unter einem griechischen Admiral) mit den Flotten der Mamelucken, die ja jetzt den Osmanen gehorchten; es war dies 1538 bei der Insel Diu vor der westindischen

Landschaft Gudscherat und es handelte sich darum, die Portugiesen aus Indien herauszuschlagen.

Kein Jahr, das nicht einen Feldzug Suleimans gesehen hätte. Er nahm 1521 Belgrad und empfing die Huldigungen von Venedig. Er eroberte 1522 mit 100000 Mann zu Land und 10000 zur See Rhodus, das von dem Großmeister Villiers de l'Isle-Adam heldenmütig verteidigt wurde. Die Belagerung dauerte fünf Monate, also mehr als die dreifache Zeit der Belagerung Konstantinopels. Und schließlich erhielten die Johanniter noch freien Abzug, bei dessen Ausführung keine Treulosigkeit vorkam. Wie ihre Verwandten, die Mongolen und die Japaner, waren die Türken stets stark in Belagerungen. Aber seinen Janitscharen war Suleiman nicht ganz gewachsen. Eine Meuterei konnte, obwohl er anfänglich selbst zwei der Rädelsführer erschlug, nur durch reiche Geschenke und Konzessionen gedämpft werden. Um den Beutehunger seiner Soldaten zu stillen, unternahm jetzt Suleiman den Krieg gegen Ungarn, wobei ihn ein Bündnis mit Franz I. unterstützte. Das Hauptverdienst bei diesem Kriege hatte der Vezier Ibrahim, der Sohn eines albanischen Seemannes von Parga und späterhin Schwager des Sultans. Es war ein Verhältnis zwischen den beiden wie zwischen Goethe und Karl August. Von ihm, dem Kind armer Leute, der persisch, griechisch und italienisch lesen konnte, lernte noch der Sultan, und nicht selten hatten beide ihre Betten in demselben Zimmer.

Die Türken siegten 1526 bei Mohacs. Hierdurch kam theoretisch Ungarn, dessen letzter König, Ludwig, in der Schlacht fiel, an das Haus Habsburg; tatsächlich wurde es für fast zweihundert Jahre türkisch. Das Jahr 1529 vollendete die Unterjochung Ungarns und brachte Suleiman und Ibrahim vor Wien. Der Sultan hatte schon geschworen, sein Frühstück in der Kaiserstadt einzunehmen, aber die Stadt hielt sich. Und die stets zum Scherz aufgelegten Wiener schickten dem Sultan einige Geschützkugeln durch Gefangene in sein Lager, mit der Weisung, sie hätten ihm leider kein besseres Essen anzubieten. Doch legten die Türken eine Bresche in die Mauer am Kärntner Tor, und am 14. Oktober wurde ein Sturm unternommen. Die spanischen und deutschen Truppen in der Stadt schlugen ihn jedoch ohne allzugroße Mühe zurück. Man erzählt eine Geschichte von zwei Soldaten der Garnison, einem Deutschen und einem Portugiesen, von denen der eine den rechten, der andere den linken Arm verlor; hierauf stellten sich die beiden zusammen und fochten weiter, durch ihre gemeinsame Arbeit wiederum einen ganzen Soldaten darstellend. Einer so unverzagten Schar gegenüber mußten die schon ermatteten und entmutigten Türken den kürzern ziehen. Jedoch nicht ohne daß die Janitscharen in ihrem Grimm die gefangenen Greise und Kinder ins Feuer geworfen und den Rest niedergemetzelt hätten. Man kann nur hoffen, daß dies ohne Wissen Suleimans geschah. Die Reiterei der Habsburger verfolgte die abziehenden Türken, von denen über 20000 bei der Belagerung gefallen waren, bis nach Pest. In Konstantinopel verkündete der Sultan, er habe den Ungläubigen verziehen; da Wien so weit entfernt sei, habe er es nicht der Mühe wert gehalten, diese Stadt zu „reinigen".

Ein zweiter Versuch gegen Wien, 1532, schlug gleichfalls fehl.

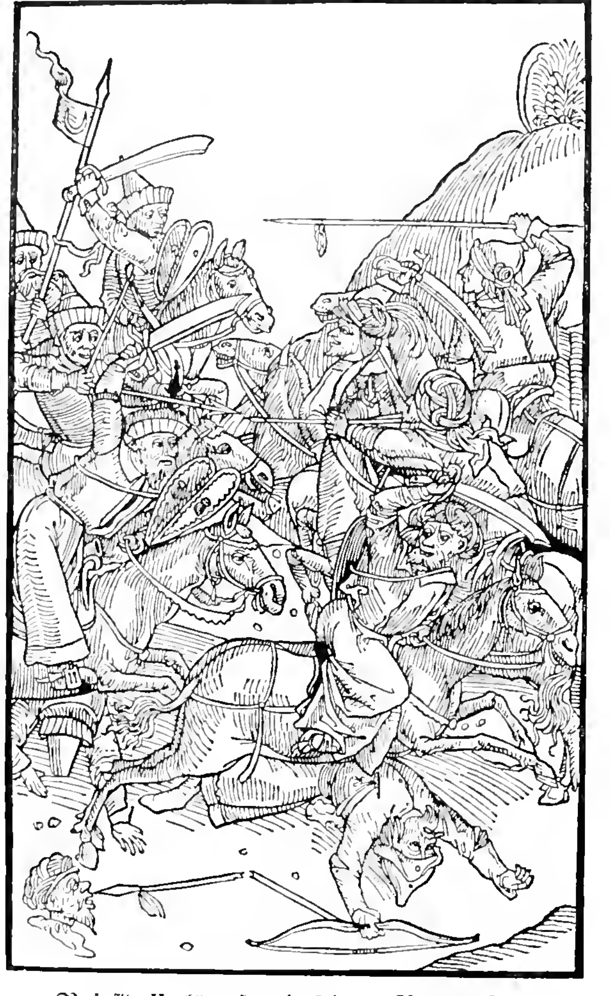
Die Osmanen erlebten ihre Blütezeit unter Suleiman, der der Prächtige oder häufiger der Gesetzgeber heißt. Auf die Eroberung Ägyptens folgte die des übrigen Nordafrikas und der Inseln des Mittelländischen Meeres. Die Inseln leisteten recht kräftigen Widerstand. Rhodus war zwar schon Weihnachten 1522 gefallen, aber der Archipel ward erst 1539 türkisch, und Zypern gar erst 1571. Der Sturm auf Malta scheiterte gänzlich.

Wie schon erwähnt, haben die Türken einen Teil des Gudscherat erobert, sind dann aber wieder hinausgeschlagen worden. Welches Interesse damals die Osmanen an Südasien nahmen, ergibt sich aus dem türkischen, jüngst herausgegebenen Portolan, in dem alle Küsten von der Sofala bis nach

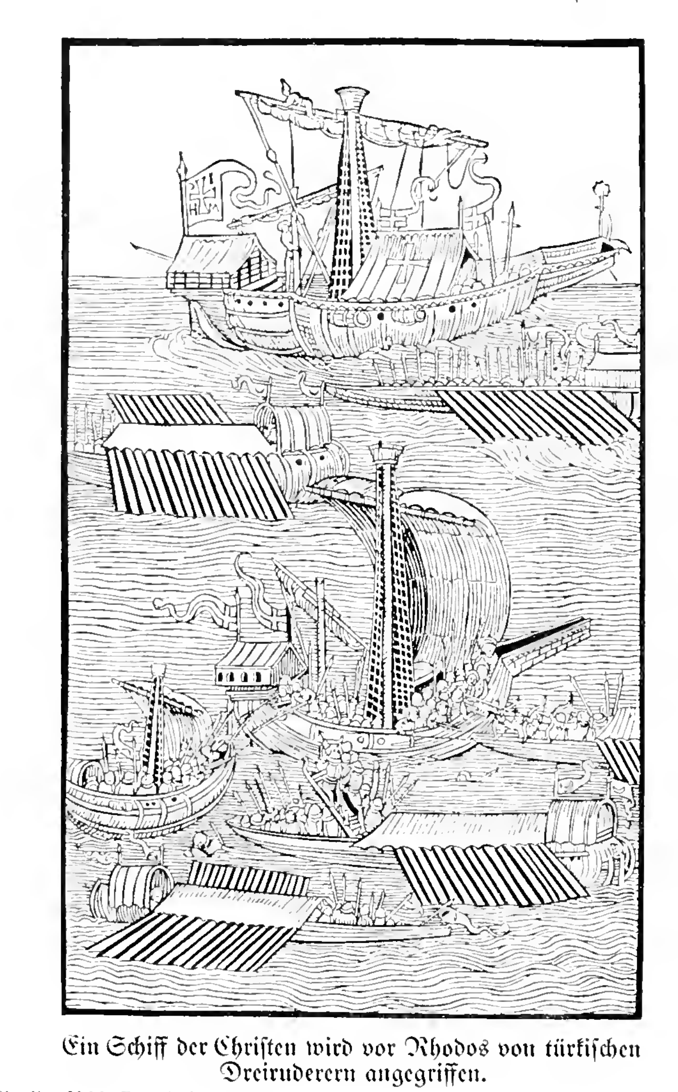


Die Tughra,
das amtliche Schriftzeichen der Sultane.

Eroberung Konstantinopels.
Nach einem Wandgemälde von Tintoretto im Dogenpalast zu Venedig.



Bajasid II. kämpft mit seinem Bruder Jem.



Ein Schiff der Christen wird vor Rhodos von türkischen Dreiruderern angegriffen.

Nach Holzschnitten aus: Caorsini, Obsidioni Rhodiae Urbis Descriptio. (Ulm 1496.)

China und Wak-Wak (Inselasien) beschrieben werden. Der Portolan ist kurz nach der Mitte des 16. Jahrhunderts abgefaßt. Ein anderes Werk, das Kitai nameh, will gar eine türkische Eroberung Chinas einleiten. Um diese Zeit erkannte sogar der Sultan von Sansibar die Oberhoheit des Padischah an. Zugleich dehnte sich die Türkei am Schwarzen Meer auf Kosten ihrer Glaubensgenossen aus, besiegte die Tataren und kaukasische Stämme, und machte den Euxinus (das Schwarze Meer) zum türkischen Binnensee.

Es fehlte Suleiman (1520—1566) noch Arabien. Der Besitz der Halbinsel war deshalb so wünschenswert, weil er den Besitz Mekkas mit einschloß. Der Herr Mekkas ist, wenn er anders noch Militärmacht hat, der Glaubensherr des Islams. Schon Selim hatte Yemen erobert und einen Tscherkessen zum Statthalter dort eingesetzt. Ein Abkömmling des Propheten und Imam, Schemsêddin ez-Zeidi, empörte sich 1537 in Yemen. Auf seiner Fahrt nach der Insel Diu landete jener oben erwähnte griechische Admiral bei Mokka; er schlug die Empörer und gab die Statthalterschaft an Mustapha, dessen Nachfolger, Mustapha en-Neschschar, den Titel eines Beglerbeg von Yemen erhielt. Die Streitigkeiten der mächtigsten Familien untereinander und gegen die Türken dauerten jedoch noch fort, bis der Beglerbeg Ferhad Aden eroberte, die Ruhe des Landes wiederherstellte und die osmanische Herrschaft fester begründete. In den Bergen behaupteten jedoch die Zeidi ihre Unabhängigkeit. Im Jahre 1565 wurde Yemen in zwei Statthalterschaften geteilt, in das Gebirgsland mit der Hauptstadt Sanaa, und in das Flachland mit der Hauptstadt Zebid. Im Jahre 1567 brach der Aufstand gegen die türkische Herrschaft von neuem unter Leitung der Zeidi aus; die meisten festen Plätze bis auf Zebid wurden von den Empörern erobert, und ihr Anführer, Mutaher, ließ sich schon zum Kalifen ausrufen. Ein türkisches Heer unterwarf aber 1570 Yemen wiederum.

Zugleich mit den Kriegen gegen Iran (1517, 1534, 1553—55), gegen Arabien, Nordafrika und die Venezianer (1532), die freilich sehr bald einschwenkten und sich mit dem Padischah verbündeten, drangen die Osmanen weiter in Mitteleuropa vor. Suleiman erreichte 1529 den Semmering und warf sich 1532 auf Steiermark.

Wie die Byzantiner mit Dilzibul und den Seldschukken, wie die Genuesen und Venezianer mit Mongolen und Turkmenen sich verbündeten, so sahen sich auch die Osmanen nach geeigneten Freunden in der Christenheit um. Seit dem glänzenden Auftreten Jaques Coeurs, des genialen Schatzmeisters Karls VII., hatte der französische Handel in Syrien und Ägypten Fuß gefaßt. Ein Hatti-Scherif Suleimans gewährte den Franzosen ganz besondere Freiheiten, sogar das Recht, Kirchen zu bauen und die eigene Konsulargerichtsbarkeit. Eine Art latenten Bündnisses, ein auf gemeinsamem Interesse, nicht ausdrücklicher Abmachung beruhendes gleichzeitiges Vorgehen ward durch die Bemühungen der Gesandten Franz I., Frangipanis und Antoines de Ricon, zwischen Frankreich und der Pforte zuwege gebracht. Karl V. hatte sich zwar auch um Suleimans Freundschaft beworben, allein der Bruder des Kaisers, Ferdinand, bestritt dem Schützling des Sultans, Zapolya, die ungarische Krone. Überhaupt war es unausbleiblich, daß die beiden größten und vergrößerungssüchtigsten Mächte der Mittelmeerwelt, die Türken und das römische Kaisertum, miteinander in Konflikt kommen würden; so zog, in ganz richtigem politischem Verständnis, Suleiman Frankreich vor. Den Höhepunkt erreichte das gute Einvernehmen der mohammedanischen und der christlichen Macht, als die beiderseitigen Flotten Korsika angriffen (1553), allein die Eifersucht der Admirale bewirkte bald eine Trennung. Man beschränkte sich hinfort auf handelspolitisches Zusammengehen. Immerhin gehen die Grundlagen des französischen Einflusses im Orient und insbesondere die Schutzgewalt über die Christen im Morgenlande auf jene ersten Annäherungen zurück.

Die damaligen Fortschritte des Islams werden durch folgende Ereignisse bezeichnet:

Das Reich Modyopahit auf Jawa wird 1478, die Sulu-Inseln werden nach 1500

mohammedanisch und zwar als malaiisches Sultanat. Die Türken rücken zweimal bis in die Nähe von Wien und machen 1541 Ungarn zur türkischen Provinz. Karl V. scheitert vor Algier. Westtibet wird vorübergehend mohammedanisch. Der Islam befestigt sich an der Guineaküste. Er wird von Bochara nach Sibir am Tobol getragen. Nun findet ein Rückschlag statt. Iwan der Schreckliche beseitigt 1552 und 1554 die Khanate Kasan und Astrachan. Als Kasan durch die Russen belagert wurde, erhielten die Kasaner Hilfe von ihren mohammedanischen Glaubensbrüdern in der Krim, aus Astrachan, aus Persien und aus der Türkei. Und als Zar Iwan auch Astrachan bedrohte, da gingen die Tataren Suleiman den Prächtigen um Hilfe an: der Islam sei in Gefahr, ausgerottet zu werden. Und Suleiman entsandte eine Heerschar.

Auch ward der Islam durch Polen gehemmt, das unter der Herrschaft der Jagellonen (1386—1572) seine höchste Blüte erreichte. Die Ausdehnung des Reiches brachte Sigmund August II., der letzte Jagellone, auf die größte Höhe; denn Polen umfaßte damals von der Küste der Ostsee im Norden bis Cherson am Schwarzen Meer im Süden und von der Mündung der Netze im Westen bis zur Desna im Osten mehr als 940 000 Quadratkilometer. Polen und Russen wurden jedoch in einen Krieg verwickelt, der 1566 zugunsten der Russen endete.

Auch in Ungarn fehlte es nicht an einheimischen Erhebungen. So hatten die Türken 1566 den heldenmütigen Widerstand Zrinyis in Szigetvar zu überwinden. Als schon der Herr der Festung durch zwei Musketenschüsse und einen Pfeil durchbohrt war, drangen die Osmanen in die Stadt: da ging eine Mine los, deren Explosion dreitausend Türken das Leben kostete. Die Magyaren feiern Zrinyi als ihren größten Helden; hierbei läuft ein kleiner Fehler unter, denn Zrinyi war gar kein Magyar, sondern ein Kroat.

Im Jahre 1569 verbündeten sich Osmanen und Astrachan-Tataren gegen die Russen. Die Türken wollten einen Kanal zwischen Don und Wolga graben. Die Russen siegten, und der Kanal ist bis heute noch ungegraben. Einen anderen Wendepunkt bezeichnete der Sieg der Christen bei Lepanto gegen die Türken und in den indischen Gewässern gegen die Sultane von Atschin auf Sumatra und den Samorin von Kalikut. Beides geschah im Jahre 1571. Seitdem ist das Übergewicht des Islams gebrochen, jedoch noch nicht beseitigt. Noch in dem genannten Jahre erschienen die Krimtataren vor Moskau. Das von den Spaniern eroberte Tunis wird sofort 1573 von den Türken wieder gewonnen, ebenso fällt ihnen Zypern anheim. Selim II. will den Franzosen eine Flotte von zweihundert Segeln gegen Spanien nach Aigues-Mortes schicken. Polen und Russen bekämpfen sich, um erst 1582 durch den päpstlichen Gesandten Possevino, der sie zur Einigung gegen die Türken auffordert, versöhnt zu werden. Die Portugiesen werden 1584 durch die Türken im persischen Meerbusen belästigt. Von christlichen Erfolgen ist dagegen der zeitweilige Rückfall Siebenbürgens und der Walachei an Österreich (1594) zu verzeichnen, ferner, seit 1580, die Eroberung Sibiriens, dessen pazifische Küste die Kosaken 1643 erreichten.

Die Türkei stand im Zenith. Sinan Pascha (der zweite dieses Namens) hatte 1570 Arabien unterworfen und das Jahr darauf Lala Mustapha Zypern, ein Unternehmen, das ihm allerdings 50 000 Mann kostete; dafür rächte er sich, indem er den wackeren Verteidiger Zyperns, Bragadino, schinden ließ. Nun erschien es der Christenheit unausweichliche Pflicht, sich weiteren Fortschritten der Türken entgegen zu setzen. Die Mittelmeermächte fühlten sich am meisten bedroht, besonders Venedig, dem die Insel Zypern gehört hatte. Die Venezianer, Spanier, Malteserritter und andere Herren schlossen ein Bündnis. Sie brachten eine Flotte von 200 Galeeren und 6 großen Galeassen (je 50—60 m lang, 7—8 m breit) zusammen und unterstellten sie dem Befehl des Don Juan d'Austria, eines natürlichen Sohnes Karls V., der für den größten Feldherrn seiner Zeit

galt. Die Flottenmacht war sicher stattlich, aber die Türken stellten eine noch größere Macht auf. Nämlich 240 Galeeren mit 60 kleineren Fahrzeugen. Auch waren die Türken die ersten, die den Angriff eröffneten. Sie litten jedoch sehr unter den Kanonen der Galeassen. Hierauf enterten die beiden Admiralsschiffe sich gegenseitig, und zwei Stunden lang währte das Handgemenge. Unterdes gewann der linke Flügel der Türken gegen Doria, einen Neffen des durch Schiller berühmten Admirals. Zuletzt aber wurde das Flaggschiff des Kapudan-Pascha genommen, 94 türkische Schiffe wurden verbrannt oder zum Sinken gebracht, und 130 wurden gute Prisen. Dazu wurden 15 000 Christensklaven befreit, während die Türken 30 000 Mann verloren.

Der große Sieg zeigte, daß die furchtbaren Osmanen nicht unwiderstehlich waren, aber trotzdem war sein greifbares Ergebnis gleich Null. Die Verbündeten ließen ihre Flotten wieder auseinander segeln, dagegen rafften sich die Türken mit großer Energie auf und hatten in wenigen Monaten wieder eine Flotte von 250 Schiffen zusammen. Die nur auf ihren Sondervorteil bedachten Venezianer aber machten ihren Frieden mit dem Sultan und bezahlten ihm sogar die Kosten für die Eroberung Zyperns! Überhaupt waren die Venezianer darauf bedacht, sich mit der Hohen Pforte gut zu stellen, besonders damit sie ihre schönen Besitzungen in Dalmatien behaupteten. Nun geriet noch eine Venezianerin von der Familie der Basso in den Harem des Großherrn, Murads III., der sich ganz von seinen Frauen regieren ließ, und richtete alles zum Vorteil ihrer Landsleute. Murad hinterließ 102 Kinder. — Die Witwe machte zu ihrem Vertrauten einen Genuesen, Graf Zikala, der die Enkelin Suleimans heiratete.

Fassen wir zusammen! Kurz nach dem Tode Suleimans des Gesetzgebers („Kanuni") erreichte die Türkei ihre größte Ausdehnung.

Die Blüte osmanischer Kultur.

Das Zeitalter Suleimans war das glänzendste, das die Osmanen erlebt haben. Sie hatten damals Kriegshelden wie die Generale Ferhad, Arslan, Michalogli, Hamza, Sinan und die Admirale Haireddin, Torghud, Dragut, Piale; sie gestalteten ein festes Verwaltungssystem aus, wobei sich die Juristen Ebn Sëud, Ibrahim el Kemal und Zade hervortaten; sie hatten geniale Großveziere an Ibrahim, Rustem und Sokkoli und hervorragende Diplomaten an Djelal Zade und Mohammed Egri Abdi. Nicht minder blühten Kunst und Wissenschaft. Gleich Justinian war Suleiman ein Urheber vieler großartiger Bauten. Eine Reihe der berühmtesten Moscheen Stambuls rührte von ihm her. Die Dichter Abdul Baki, Jahia, Kikali, Fuzuli, Rewani, Sami verherrlichten den Glanz seiner Herrschaft. Die Philologie hatte an Sururi, die Geschichtschreibung an dem Diplomaten Zade einen ausgezeichneten Vertreter.

Die osmanischen Leistungen in Kunst und Wissenschaft waren freilich nur zum Teil von schöpferischer Eigenart. Sie gingen in erster Linie auf persische, in zweiter auf arabische und in der Baukunst überwiegend auf byzantinische Muster zurück. Ähnlich stützten die kriegerischen Leistungen sich in nicht geringem Maße auf die Beihilfe rassenfremder Elemente, die man zum Anschluß gezwungen hatte. Seit der Mitte des 14. Jahrhunderts hatte man gefangene Christenknaben zu Janitscharen ausgebildet. Die nordafrikanischen Kriege wurden von Berbern und Arabern geführt. Auf den Flotten der Türken wie der alten Perser befanden sich viele Inselgriechen. Kaukasische Stämme, wie die Tscherkessen, und illyrische, wie die Albanier, wurden die treuesten Anhänger der Osmanen. Natürlich schlossen sich auch rassenverwandte Scharen, wie Seldschukken, Turkmenen und Tataren, den Eroberern an, denn die 50 000

Mann, welche die Überlieferung dem ersten Osmanenkhan als einzige Gefolgschaft gibt, hätten nie und nimmer eine ausreichende Grundlage für die gewaltige Macht des Padischah abgegeben, so wenig wie die 40- oder 60 000 Avaren, von denen die byzantinischen Chronisten reden, für das Avarenreich. Es gibt unendlich viele Osmanen, die von Hellenen, Juden, Slaven, Arabern und Negern stammen. Einmal sind, teils freiwillig, teils gezwungen, viele unterworfene Stämme, wie namentlich in Anatolien, zum Osmanentum übergegangen, dann aber hat der massenhafte Zustrom von Sklavinnen, weißen, braunen und schwarzen in die Harems der Eroberer, deren Blut entscheidend beeinflußt. Die Rasse ward hierdurch oftmals verbessert, wenigstens kann man dies dem Eindringen georgischer, inselgriechischer, lazischer (Lazistan liegt bei Trapezunt) und arabischer Elemente nachrühmen; nicht selten aber ward sie bedeutend verschlechtert, wie solches bei der Aufnahme des verrotteten Pöbels der Hauptstadt und von Negerinnen zweifellos geschehen ist. Übrigens gab und gibt es viele Zwischenstufen in diesem Verschmelzungsprozesse. Von den kleinasiatischen Griechen lernten Tausende türkisch, ohne ihre Religion aufzugeben; von den Einwohnern Kretas nahmen viele den Islam an, ohne ihrer Muttersprache zu entsagen. Bei den Albaniern gibt es gar drei Gruppen. Die einen sprechen albanisch, aber sind Muselmänner; die anderen reden griechisch und sind griechische Katholiken; dritte sprechen albanisch und huldigen dem Papste. Jedenfalls haben auch ethnisch die Türken eine große völkerzwingende Kraft bewiesen. An der überwältigenden Menge ihrer Rassengegner sind sie aber zuletzt erlahmt.

Die Osmanen in Afrika.

Wir haben oben gesehen, daß der Sieg der Abendländer bei Lepanto keineswegs eine Machtverschiebung im Mittelmeere bedeutete. Auf der anderen Seite machten die Türken keine weiteren Fortschritte, außer in Afrika. Ägypten war 1517 türkisch geworden. Algier und Tunis unterlagen gegen 1530 den Waffen des griechischen Renegaten Haireddin Barbarossa, der darauf dem Padischah huldigte. Die Angriffe Karls V. kosteten zwar 32 000 Muselmanen das Leben, die der Kaiser bei der Einnahme Algiers niedermetzeln ließ, aber sie brachten keine dauernde Änderung. Tripolitanien wurde durch Dragut 1553 osmanisch. Im Somalilande und in Sansibar wurde die Oberhoheit des Padischah um 1560 anerkannt. Nach dem Gesetze, daß ein Seestaat immer auch nach dem Besitz des Gegenufers strebt, einem Gesetz, dem jetzt Spanien in Marokko, Frankreich in Algerien, Italien in Tripolis und Rußland am Südufer des Kaspischen Meeres folgt, hatten sich die Europäer seit alters bemüht, auch in Afrika und Kleinasien festen Fuß zu fassen. So schon die Griechen in dem Zeitalter vor Homer und bei der Besiedlung der Cyrenaika, so die Römer, die zuletzt alle Ufer des ganzen Mittelmeeres beherrschten. Seit den Kreuzzügen waren die Staaten der Christenheit bemüht, im Süden des Mittelländischen Meeres Besitzungen zu erwerben. Seitdem Ludwig der Heilige 1270 einen Vorstoß nach Ägypten unternommen, hatte Karl VI. wiederum 1390 versucht, in Nordafrika Bresche zu legen, und zwar in Tunis. Die Portugiesen nahmen 1415 Ceuta und 1430 Mogador. Die Spanier erobern 1497 Melilla, 1505 Mers el Kebir, 1509 Oran und das Jahr darauf Bougie. Karl V. zieht 1535 und 1541 gegen Algier und Tunis. Sebastian, König von Portugal, rückt 1578 mit 15 000 Deutschen, Italienern und Spaniern aus, um Marokko zu unterwerfen, wird aber bei Alkassar vernichtet. Die Herrscher Marokkos nehmen

hierauf türkische Militärinstrukteure und zeitweilig auch türkische Soldaten, bis 5000 an der Zahl, in ihren Dienst.

In Afrika ließen die Osmanen die früheren Inhaber der Macht, Mamelucken und Araber, ruhig schalten. Nur beanspruchten sie für sich die obersten und einträglichsten Ämter. In Ägypten hat die Zahl der Türken kaum jemals 20 000 überschritten. Vielfach halfen Griechen, um die Oberhoheit des Padischah durchzusetzen. Außer dem schon erwähnten Haireddin Barbarossa, der aus Lesbos stammte, erhob sich ein Sizilier, Arudj, ebenfalls mit dem schmückenden Beinamen Barbarossa, zum Kapudan Pascha und ward als Statthalter nach Algier gesandt. Die Araber ließen sich die Macht nicht ohne wiederholte Auflehnungen entreißen. Erst nach dem Sturze der Hassiden war das türkische Übergewicht entschieden. In der Folge wurde auch Fessan unterworfen. Wie weit zwar der Einfluß des Großherrn im Sudan reichte, ist nicht leicht festzustellen; bis zu den Tschadseeländern, wo damals die Fulbe mächtig wurden, ist er offenbar nicht gedrungen. In den afrikanischen Vasallenstaaten bildete sich schnell das Odiak aus, eine Art Prätorianerherrschaft. Die Pforte sandte einen Statthalter, aber der wirkliche Herrscher war der Pascha oder Dey, der die Truppen führte und von den Truppen selbst gewählt wurde. Der Dey ward von vier Ministern unterstützt. Seine Herrschaft war nicht minder schwankend wie die des Statthalters, meist starb er eines gewaltsamen Todes. Nach diesen Vasallenstaaten richtete sich eine lebhafte türkische Auswanderung, die zahlreich genug war, um einen besonderen Menschenschlag zu erzeugen, die Kulurli, Blendlinge zwischen Türken und Berbern.

Über zwei Jahrhunderte lang war Nordafrika den Europäern verschlossen. Daran änderten auch die Eintagsverträge nichts, die für ganz kurze Zeit Tanger in den Besitz der Engländer und einige Presidios in den der Spanier brachten. Verschlossen zwar, jedoch nicht unbekannt! Dafür sorgten die Tausende von Christensklaven, die jahrelang in Afrika zubrachten, um dann, wenn das Glück ihnen günstig war, von ihren Verwandten und Freunden zurückgekauft zu werden. Der berühmteste dieser Gefangenen war der Dichter Cervantes, der in Algerien jahrelang schmachtete, und der später seine Erfahrungen in der Berberei zu den farbigsten Schilderungen im „Don Quixote" benutzte.

Hundert Jahre des Stillstands.

Die Herrschaft der Osmanen war auf Eroberung und Gewalt gestellt. Sobald daher der kriegerische Geist bei ihnen abnahm, mußte sofort das Reich sinken. Denn in den Friedenskünsten waren zwar die Türken keineswegs unerfahren, aber das waren eben Künste, die die Unterworfenen, Griechen und Armenier, gleichfalls und häufig, so namentlich in allem, was Handel und Wandel angeht, noch besser verstanden. Das Schlimmste aber war, daß nach der glänzenden Reihe tatkräftiger Sultane nunmehr Träumer und Feiglinge den Thron bestiegen, die die Weichlichkeit des Harems den herben Freuden des Schlachtfeldes vorzogen. Das merkten natürlich sehr bald die Prätorianer, die Janitscharen und andere Truppenkorps, und erpreßten von den Sultanen, genau wie einst die halbbarbarischen Leibwachen von den römischen Kaisern des sinkenden Imperiums, reiche Summen und maßlose Vorrechte. Im übermütigen Gebrauch ihrer Macht verloren auch die Janitscharen selbst sehr bald ihre Kriegszucht und wurden unzuverlässig auf dem Schlachtfeld. Die Offiziere im Heere wurden nicht mehr ihres Verdienstes halber angestellt, sondern kamen durch Bestechung zu ihrem Posten. Gleichermaßen wurde die Verwaltung verdorben und bestechlich. Ein Wagen rollt noch lange weiter, selbst wenn der erste Anstoß nicht mehr erneuert worden ist. Das

bekannte Trägheitsgesetz gilt auch für die Bewegung der Völker. Die Wirkungen der Üppigkeit und Bestechlichkeit zeigten sich nicht sofort bei den Türken. Auch kamen noch hervorragende Männer auf, die dem Ruhme des Reiches zu neuem Glanze verhalfen. Ich nenne hier besonders die Großveziere aus dem Geschlechte der Sokolli. Der Name mag vom serbischen Sokol, der Falke, oder von Zukali, einem ragenden Gebirge bei Skutari stammen; in jedem Falle waren es Albanesen. Die Pforte errang einige Erfolge 1590 gegen den Perserschah, der Georgien und die südkaspischen Provinzen verlor. Die Türken besaßen jetzt nicht nur sämtliche Ufer des Schwarzen Meeres, sondern faßten sogar am Kaspisee Fuß, an dessen Norden freilich seit 1570 die Russen schon eine bedrohliche Stellung einnahmen. Noch einmal stieg der Stern des Osmanentums in der ungarischen Ebene von Keresztes hoch. Die Österreicher versuchten wieder einmal, Ungarn dem Großherrn zu entreißen. Auch hatten sie schon fast den Sieg errungen, da stürmte jener genuesische Graf Zikala, der die Enkelin Suleimans geheiratet hatte, mit seinen Reitern an, und nach einer halben Stunde war der Sieg in eine Niederlage verkehrt, durch die das österreichische Heer 5000 Tote einbüßte. Das war im Jahre 1596. Trotzdem wurde schon damals, also vor mehr als dreihundert Jahren, der baldige Zusammenbruch des Osmanenstaates prophezeit, und zwar von Sir Thomas Roe, der mit einer Mission nach der Türkei (und später einer berühmter gewordenen nach dem mogulischen Indien) betraut worden war. Die englische Königin Elisabeth bemühte sich vor der Schlacht von Keresztes, ein Bündnis mit dem Sultan gegen Spanien zustande zu bringen. Es war noch vor dem Untergang der großen Armada. Dies war die erste Vorläuferin der später so zahlreichen englisch-türkischen Wechselwirkungen. Einstweilen aber wurde die Tatkraft Großbritanniens nach Indien und Amerika hin abgelenkt.

Die Perser ließen sich den Verlust wichtiger Provinzen auf die Dauer nicht gefallen. In der Tat gewannen sie nicht nur die verlorenen Länder wieder, sondern gingen auch noch in türkisches Gebiet hinüber (um 1619). Zugleich war Kleinasien im Aufruhr. Die Statthalter zeigten Gelüste von Selbständigkeit; die Berberei machte sich unabhängig; der Staatsschatz war leer. Nun kam noch eine Meuterei der Sipahi dazu. Sie sammelten sich in dem Hippodrom, genau wie es zu byzantinischer Zeit geschah, und verlangten die Häupter von siebzehn Staatsbeamten, darunter das des Großveziers. Wenn der Sultan das nicht tun wolle, so müsse er abdanken. Der Vezier, Hafiz, kam, und sagte: „Ich fürchte mich nicht vor dem Tode, ich habe mein Schicksal heute nacht im Traum gesehen.“ Er wollte indes nicht ungerächt sterben, so sprach er einige Verse des Korans und schritt in die Arena, während sein Freund, der Sultan, weinte und schluchzte. Hafiz schlug seinen ersten Feind zu Boden, dann aber fiel er, von siebzehn Wunden geschwächt. Da konnte sich aber doch der Sultan nicht zurückhalten: „So helfe mir Allah, ihr Männer des Blutes, die ihr den Herrn nicht fürchtet, noch euch schämet vor dem Propheten des Herrn! Eine fürchterliche Rache soll euch ereilen!“ So geschah es. Der Sultan — es war der 21 jährige Murad IV. — brachte einige treugebliebene Soldaten zusammen und ertränkte die Meuterei im Blut. Murad, ein Meister des Schwertes und des Bogens, zog selbst durch die Straßen und schlug nieder, wen er fand. Freilich wurden auch Hunderte von Unschuldigen hingemordet, obwohl die Angabe übertrieben sein wird, daß hunderttausend Menschen bei dem Gemetzel das Leben verloren hätten. Murad zeigte sich jedoch in Justiz und Verwaltung als einen gerechten Herrscher. Gewiß, er war ein Tyrann, aber er ließ wenigstens keine anderen Tyrannen aufkommen, und das Volk sah ein, daß die folgerichtige und zielbewußte Tyrannei eines Einzelnen besser sei als die ziel- und zwecklose Tyrannei Vieler.

Als ein Vorläufer des „kleinen Kapuziners“, des Prinzen Eugen, schlug Walenstein seinem Kaiser Ferdinand II. eine Eroberung der Türkei vor. Er wollte die Habsburger nicht nur zu den Gebietern der

Ostsee, sondern auch zu den Herren des Bosporus machen, und so das Weltimperium Karls V. an Glanz übertreffen. Wer mochte es dem ehrgeizigen Manne verargen, daß er auch für sich und sein Geschlecht eine Erhöhung durch Balkanerfolge erstrebte? Es spricht für den Scharfsinn Wallensteins, daß er den Anfang des Türkenkrieges nach Albanien verlegen wollte. Ausgesprochenermaßen bewog den Friedländer zu seinem großartigen Plane auch die Absicht, Protestanten wie Katholiken gleichmäßig für ein bedeutendes Unternehmen einzuspannen und durch auswärtige Taten den Blick von dem Religionshader im Inneren abzulenken. Der Sturz Wallensteins, den der Wittelsbacher Maximilian I., also gerade der Vorkämpfer des Religionshaders, bewirkte, hat den gewaltigen Plan vereitelt.

Murad IV. war einer der ganz wenigen Sultane, die selbst in den vordersten Reihen kämpften. Er begab sich 1635 nach Asien und gewann in vier Jahren Armenien und Mesopotamien wieder. In Bagdad, das die Perser wieder erobert hatten, stieß er auf einen hartnäckigen Widerstand, aber er selbst führte seine Leute und nahm sogar die Herausforderung zum Zweikampf mit einem riesigen Perser an. Er spaltete den Kopf seines Gegners bis an den Hals. Das wunderschöne, mit Gold und Silber durchwirkte Panzerhemd, in dem der Sultan den Zweikampf ausfocht, befindet sich noch jetzt in der Schatzkammer zu Stambul. Seitdem blieb Bagdad bis heute in den Händen der Türken.

Murad war auf lange hinaus der letzte Sultan von selbständiger Tatkraft. Das ganze Dutzend der nun folgenden Herrscher war ein Geschlecht von Schwelgern und Nichtstuern, die sich in den Frauengemächern einschlossen. Die Geschicke des Reiches wurden in steigendem Maße von den Großvezieren geleitet. Eine albanesische Sippe, die Köprili, kam auf. Der erste Vezier des Geschlechtes, Mohammed Köprili, gelangte siebzigjährig 1656 zu dem hohen Posten. Seine rücksichtslose Härte fand überall Gehorsam. Der Hauptgenker erzählte, daß er in den fünf Jahren von Mohammeds Großvezierat 4000 Menschen eigenhändig erdrosselt habe. Im ganzen wurden während des genannten Vezierats 36 000 Leute hingerichtet. Dabei war der blutdürstige Greis eigentlich ein milder, humaner Mann; allein er sah eben ein, daß nur mit Strenge etwas erreicht werden konnte. Noch größer war sein Sohn Achmed, der ihm im Amte folgte. Achmed, der fünfzehn Jahre lang an der Spitze war, gilt für den größten Staatsmann der Türkei; geringer war er freilich als Feldherr. In der Schlacht bei dem ungarischen St. Gotthard (1. Aug. 1664) wurde er, obwohl er je vier Türken gegen einen Christen auf die Walstatt führte, vom Grafen Raimund de Montecuculi zurückgedrängt. Es war das die Zeit, als die Edelleute ganz Europas auf den ungarischen Schlachtfeldern zusammenströmten, um Beute und Ruhm zu erwerben. Nach der Beendigung des Dreißigjährigen Krieges war im übrigen Europa nicht allzuviel zu tun; so suchte man die Zeit ehrenvoll hinzubringen durch einen Strauß mit den Türken. Namentlich die Franzosen drängten sich nach solcher Unterhaltung. Wir haben darüber recht anschauliche Schilderungen in den Memoiren des Herzogs von Bassompierre. Es wird noch erzählt, daß die bärtigen Türken mit Verachtung auf die sorgfältig rasierten, Perücken tragenden Franzosen herabschauten, durch die Niederlage Achmeds aber wurden sie eines Besseren belehrt. Später hatten die Franzosen und auch die Offiziere anderer Nationen genug im eigenen Lande zu tun, als die Kriege Ludwigs XIV. entfesselt wurden.

Noch einmal bewiesen die Türken, daß sie die bedeutendsten Artilleristen und Belagerer Europas zu jener Zeit waren. Nach dreijähriger schwerer Arbeit, nachdem in 56 Stürmen 30 000 Türken und 15 000 Venezianer gefallen waren, eroberten die Osmanen 1669 Kreta, „Kirid“, das die Okzidentalen damals Kandia nannten. Bei der Belagerung zeichnete sich auf venezianischer Seite besonders Morosini aus, der später dem Großtürken noch viel Abbruch tun sollte.

Der Verlust Kandias war ein schwerer

Schlag für die Christenheit. Auch erklärte schmunzelnd der Großvezier: „Bei St. Gotthard habt ihr uns nur den Bart versengt, aber bei Kandia haben wir euch den Arm gebrochen!“ Die Türken konnten sich jedoch trotzdem nicht des ungestörten Besitzes im östlichen Mittelmeere erfreuen. Schon 1681 folgte die französische Kriegsflotte tripolitanischen Korsaren ins Ägäische Meer und griff sie bei Chios an. Wenn zwei sich streiten, jauchzt nicht immer der Dritte. Die Stadt Chios, die ganz unbeteiligt war, wurde bei dieser Gelegenheit von den Franzosen zur Hälfte zusammengeschossen. Der französische Admiral Duquesne legte sich sogar vor den Eingang der Dardanellen. Es war das erste Mal seit dem Fall Konstantinopels, daß die Türken so nahe ihrer Hauptstadt bedroht wurden. Der Admiral wurde jedoch plötzlich abberufen, um Algier zu beschießen.

Auch nach Kandia hat die Hohe Pforte noch weitere Erfolge von Belang zu verzeichnen gehabt. Sie genoß dabei des Vorteils, daß vorläufig keine ernstlichen Feinde vorhanden waren. Denn West- und Mitteleuropa war, wie angedeutet, durch den Ehrgeiz Ludwigs XIV. vollauf beschäftigt. Im Osten lagen sich Polen, Rußland und Schweden in den Haaren; in der mohammedanischen Welt tat sich vor Nadir Schah gleichfalls keine größere Bewegung auf.

Erstes Auftreten der Polen und Russen.

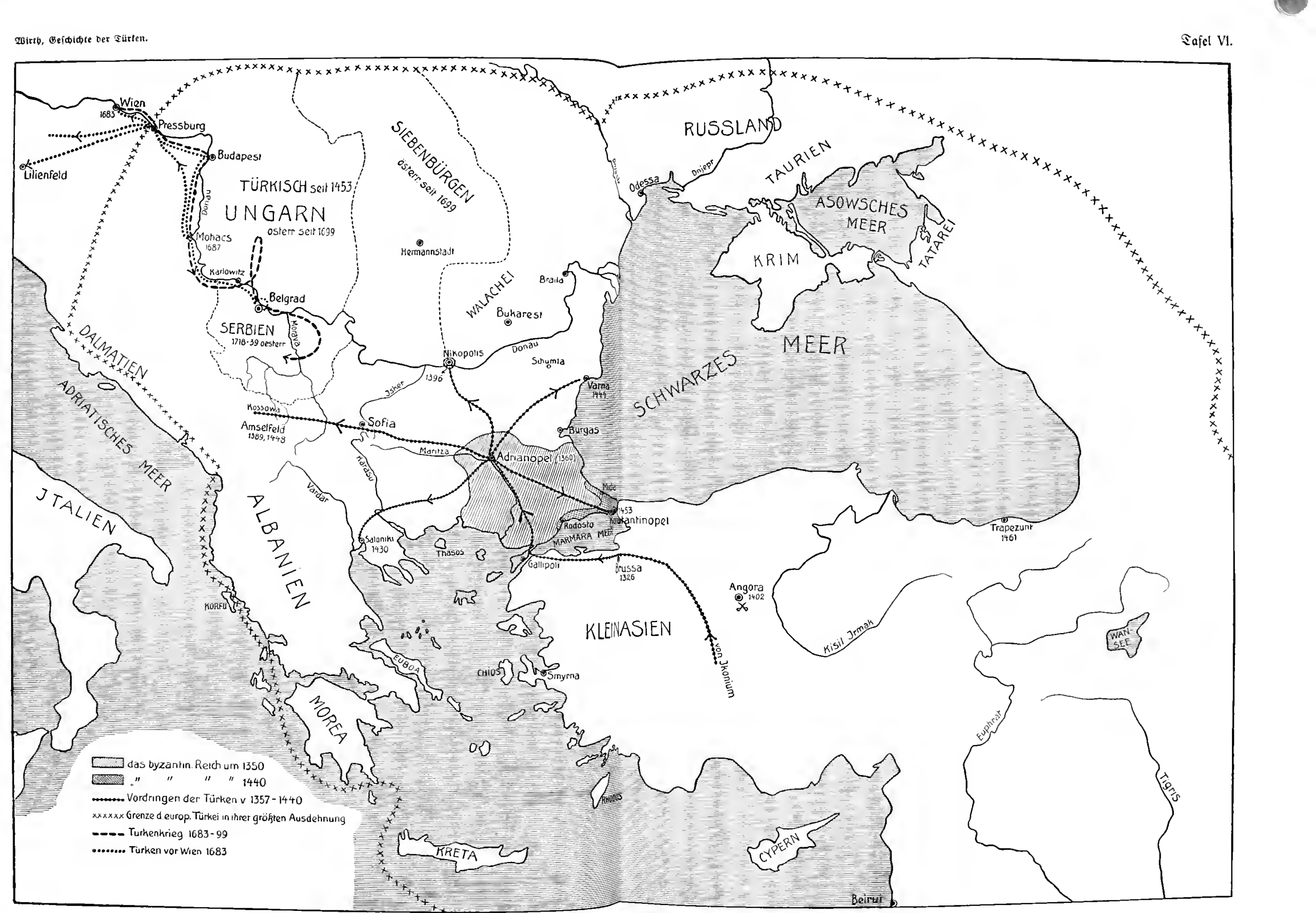
Wir haben schon einmal darauf hingewiesen, daß weder an den Kreuzzügen des Mittelalters noch an der Bekämpfung der türkischen Weltmacht die Slawen sich irgendwie beteiligten. Erst nachdem das osmanische Reich schon von seiner Höhe herabgesunken war, griffen auch sie ein.

Die Kosaken der Ukraine standen in einer losen Abhängigkeit von der Pforte. Nun beanspruchte der König von Polen ihre Huldigungen; nach einem kurzen Streit mußte der König jedoch nicht nur seine Ansprüche aufgeben, sondern selbst Tribut zahlen und sogar die Ukraine und Podolien an die Türkei abtreten. Das hatte wenigstens der König versprochen. Der polnische Adel jedoch wollte, von Johann Sobieski geleitet, diese Bedingungen nicht annehmen. Auf eigene Faust rückte Sobieski gegen die Türken und schlug sie 1673 in zwei Schlachten bei Choczim und 1675 bei Lemberg. Die Unbeständigkeit der Polen verdarb indes wieder alles. Die zäheren Türken erlangten, obwohl geschlagen, alles, was sie wollten. Auch gegen die Russen behaupteten sie einstweilen die Ukraine.

Früher erschien der Zar dem Schah als der natürlichste Verbündete gegen Turkestanier, Kaukasusvölker und Osmanen. Die erste Verbindung zwischen den beiden Herrschern hatten seit 1555 die englischen Kaufleute angebahnt. Nun war ein Krieg zwischen Schah und Sultan in Aussicht. Gesandtschaften wurden, 1584 zum zweiten Male im ganzen, zwischen Moskau und Konstantinopel gewechselt, und 1588 suchten die Boten des Schah, die Russen zum Krieg gegen die Türken anzustacheln. „Was können wir mit vereinten Kräften nicht tun? Das wäre wenig, die Türken aus dem persischen Gebiete zu vertreiben! Nein, es ist möglich, dann selbst Konstantinopel zu erobern.“ Aus dem Bündnis ward nichts, und Schah Abbas schloß Frieden mit der Pforte. Ein Jahrhundert verlief, ohne russische Fortschritte nach dieser Richtung zu verzeichnen. Doch befestigte sich im stillen der zarische Einfluß am Terek, und russische Siedlungen entstanden in Daghestan. Dann erregte ein Hetman, der sich der Vereinigung Kleinrußlands mit Moskau widersetzt hatte und nach der türkischen Ukraine geflohen war, die Osmanen 1680 gegen Rußland. Die Mohammedaner drangen bis Gitschirin vor aber es kam zu keinem ernstlichen Zusammentreffen. Das war der erste, recht unbedeutende Krieg zwischen den Russen und der Pforte.



Mohammed II.
Photographie nach einem Ölgemälde von Gentile Bellini in der Galerie Layard zu Venedig.



Karte der europäischen Türkei vom 15. bis 17. Jahrhundert.
Auf Grund des Textes und der Karten von Andree, Helmolt, Rothert, Wilser u. a. gezeichnet von W. Jacobs



Türkische Sultane.

Wenn übrigens die Russen mit den Osmanen nichts zu tun hatten, so waren sie doch mit türkischer Art vertraut. Seit dem Einfall der Mongolen, seit bald einem halben Jahrtausend, hatten die Russen beständig mit türkischen Völkern zu kämpfen gehabt, ja schon vorher, insofern bei den Kasaren und Hunnen türkische Elemente vorhanden waren. Die Kosaken sind aus einer Mischung von Kaukasusstämmen, Russen und Tataren entstanden. Während des ganzen 16. Jahrhunderts hatten die Zaren, besonders Iwan der Schreckliche, mit den türkischen Khanaten von Kasan, der Krim und Astrachan zu kämpfen. So waren die Ostslawen auf ein Ringen mit den Osmanen wohl vorbereitet. Nicht minder hatten sie in Westsibirien, das ihnen seit dem Ende des 16. Jahrhunderts gehörte, hauptsächlich mit dem Widerstande türkischer Stämme zu rechnen, und später, seit 1640, in Ostsibirien mit den türkischen Jakuten.

Die Belagerung Wiens.

Nach dem Pestjahr 1679 schäumten die Wogen der Lebensfreude in Wien um so höher empor. Der geflüchtete Hof kam vom Kahlenberg herunter, und durch erneute Ansiedlungen und vermehrte Heiratslust wurden die Verluste an Menschenleben wieder wettgemacht. Aber eine neue furchtbare Gefahr stand vor der Tür. Das waren die Türken. Im Mai 1683 brach von Belgrad ein ungeheures türkisches Heer auf, Wien zu erstürmen. Es stand unter dem Befehl des Großveziers Kara Mustapha. Der kaiserliche Feldherr Karl von Lothringen ging ihm entgegen, in seinem Heere befand sich der nachher so berühmt gewordene Prinz Eugen von Savoyen, dessen Bruder Julius bei Petronell, an der Grenze Niederösterreichs, den Heldentod stirbt. Aber das Heer, viel zu klein an Zahl gegenüber der Türkenmacht, muß sich zurückziehen. Kaiser Leopold flieht aus Wien mit seinem ganzen Hofe. Doch es fanden sich kühne Männer, die mit fester Hand die Verteidigung unternahmen. An ihrer Spitze stand Graf Ernst Starhemberg, der Bürgermeister Johann von Liebenberg, der auch in dem Pestjahr seinen Mut bewiesen hatte, der Feldmarschalleutnant Graf Daun, und der wehrhafte Bischof von Wiener-Neustadt, Graf Leopold Kolonitsch. Ganz Wien wurde nun zur Festung. Alle legten Hand mit an, und alle Stände vereinigten sich zu Korps, die Stadt Seite an Seite mit den regulären Truppen zu beschützen.

Indes kam die türkische Vorhut überall sengend und brennend auf Wien zu. Die Wiener selbst mußten sich, ebenso wie im Jahre 1529, zur Vernichtung ihrer blühenden Vorstädte entschließen. So fand Kara Mustapha nur noch die rauchenden Ruinen, sich darin festzusetzen. Ludwig XIV., der mit den Türken konspirierte, um das Haus Habsburg zu schwächen, hatte den Türken seine Ingenieure zur Hilfe geschickt, die in Wien bekannt waren. So hatte Kara Mustapha einen Stab von trefflichen Ratgebern um sich. Er erwählte sich zum Angriff die Gegend der Burgbastei und eröffnete die Beschießung am 14. Juli. Die Türken, als Meister in der Belagerungskunst, gingen systematisch zu Werke und legten Laufgräben an, um von dort aus vermittels Minen Bresche in die Stadtmauer zu legen. Am 12. August lagen sie bereits im Stadtgraben, und der Großvezier ließ durch einen Pfeil einen Brief in die Stadt schießen, der zur Übergabe aufforderte.

Doch Karl von Lothringen antwortete mit trotziger Kriegsmusik. Er verteidigte die Stadt mit großer Umsicht und hatte den Türken auch schon starke Verluste beigebracht. Zu einer offenen Feldschlacht fühlte er sich den 200 000 Türken gegenüber zu schwach. Aber die Hartnäckigkeit, mit der er jeden Schritt breit verteidigte, hatte dem „Ravelin", einem Bollwerk in der Nähe des Grabens, bereits den Namen des „Zauberhaufens" von seiten der Türken einge-

tragen. Nach heftigster Gegenwehr mußte das Werk aber aufgegeben werden, und nun stand die Stadt dem Sturme offen. Dieser Sturm fand am 4. September statt, und seine tapfere Abwehr ist eigentlich der Höhepunkt, das Entscheidende in dem erbitterten Ringen. Nicht der jetzt nahende Entsatz mit Johann Sobieski an der Spitze, sondern das Abschlagen des gewaltigen Sturmes vorher rettete die Stadt. Allerdings wollte Kara Mustapha gerade den Kahlenberg besetzen lassen, als er erfuhr, daß ein Christenheer zur Hilfe nahte. Und zwar kam dies, entgegen allen Erwartungen, auf dem kürzesten Wege, durch die beschwerlichen Schluchten des Wiener Waldes, da man wußte, daß jede Stunde von Wert war. So war die Artillerie auch in Tulln zurückgelassen worden. Den Türken imponierte daher das Entsatzheer nur wenig, und sie meinten, beim nächsten Sturm bequem erst die einen und dann die anderen überwinden zu können. Aber es sollte anders kommen. Nachdem die vereinigten christlichen Feldherrn — es waren außer Sobieski und Karl von Lothringen noch der Kurfürst Johann Georg von Sachsen, Ludwig und Hermann von Baden, der Feldmarschall von der Goltz aus Sachsen, der Herzog Max Emanuel von Bayern, der Feldmarschall Waldeck und der Herzog von Sachsen-Lauenburg — in der Georgskapelle von Marco d'Aviano die Messe gehört hatten, begann am 12. September 1683 die denkwürdige Schlacht, eines der schönsten Ruhmesblätter in der Geschichte der vereinigten Christenheit. Wie tapfer sich auch die Türken unter Kara Mustapha wehrten, der selbst die grüne Fahne des Propheten entfaltete: zuletzt löste sich alles in wilder Flucht auf, und das ganze reiche Lager der Türken fiel in die Hände des siegreichen Christenheeres. Ja, auch die grüne Fahne des Propheten ward erbeutet und dem Papste zugesandt. Alle Spezereien des Orients, reiche Teppiche und Polster, kostbare Seidenstoffe, Wohlgerüche Arabiens, Kaffee und kostbare Gerätschaften und Waffen fanden die Wiener, die so mitten aus der Entbehrung heraus sich nun einem unglaublichen Luxus gegenüber sahen. Hatten doch die türkischen Führer ihren ganzen Harem mitgenommen, der bei der eiligen Flucht alle Kleinodien zurückließ. Es war ein Tag der Freude und der Dankbarkeit, und beide christliche Konfessionen boten zusammen das Bild der Eintracht. Wunder der Tapferkeit waren geschehen. Der Hofhistoriograph von Vaelkeren, der in Wien mit eingeschlossen war, hat uns die Geschichte der Belagerung und des Sieges getreulich überliefert, und ein Gedicht von Feigius über diesen Gegenstand ist uns erhalten, das 12000 Alexandriner zählt. Am 14. September kam der Kaiser die Donau hinab und vergoß Tränen angesichts des so schrecklich zugerichteten Wiens. Groß war seine Dankbarkeit gegen die Sieger, und sein Hof war jetzt der Mittelpunkt einer duldsamen Bewegung zwischen Katholiken und Protestanten, die Leibniz und Spinoza zu den Ihrigen zählte. Die Angriffe der Türken hatten sich übrigens nicht nur auf Wien erstreckt, sondern zum Teil, um zu fouragieren, noch weit nach Westen übergegriffen. Eine Abteilung kam bis zu dem berühmten Zisterzienserkloster Lilienfeld, das sich unter Führung seines streitbaren Abtes Matthäus Kohlweiß mannhaft der wilden Schar erwehrte. Seit 1476, seit der Bedrohung Salzburgs, waren die Türken nicht wieder so weit nach Nordwesten gekommen.

Die große Niederlage des gefürchteten Türkenheeres gab allen Völkern neuen Mut. Papst Innozenz vermittelte einen heiligen Bund zwischen dem römisch-deutschen Reiche, Polen und Venedig, dem sich auch die Russen anschlossen. Diese vereinigten Mächte griffen nun 1684 die Türkei auf vier Seiten zugleich an, und im selben Jahre fiel Ofen, das gegen 150 Jahre lang türkisch gewesen, trotz verzweifelter Gegenwehr der Janitscharen. Aus Wut darüber brachten die Türken namhafte Gelder zusammen und traten den Christen entgegen, doch nur, um bei Mohacz Slawonien an die Kaiserlichen zu verlieren.

Prinz Eugen von Savoyen.

Nach dem hohen Gipfel der jäheste Sturz! Auf den größten Aufstieg, den die Osmanen seit einem Jahrhundert erlebt, erfolgte die bitterste Bedrängnis. Der Sultan wurde 1687 entthront. Die Janitscharen und Spahi erschlugen den Großvezier, und der neue Sultan Suleiman II. war erst vierzehn Jahre alt. Trotzdem raffte sich die Pforte noch einmal auf. Der Baron v. Plumberg erklärte bereits die Türkei für einen verwesenden Leichnam; allein wie so sehr viele Prophezeiungen der nächsten zwei Jahrhunderte hatte der Ausspruch des Barons nur das eine Ergebnis, die ungeheure Zähigkeit und Widerstandskraft der Türken in ein um so glänzenderes Licht zu setzen — eine Widerstandskraft, die in jüngster Zeit noch die Italiener am eigenen Leibe spüren sollten. Freilich kamen der Pforte die Franzosen zu Hilfe, die in Westdeutschland einbrachen und die Pfalz verwüsteten. Die Österreicher eroberten zwar Belgrad und sogar ein Stück Bulgariens mit der Festung Widdin 1689. Auch glaubten die Venezianer die Zeit gekommen, um ihre alte Herrschaft im Mittelmeer zu gewinnen; sie schickten Morosini, dessen Taten kein Geringerer als Ranke eine eigene Schrift gewidmet hat, nach Korfu und dem Peloponnes. Hierauf bombardierte Morosini die Akropolis von Athen, wobei unersetzliche Kunstwerke zerstört wurden, und gelangte mit seiner Flotte schon bis zu den kleinasiatischen Inseln. Bereits war der Umfang der europäischen Türkei auf die Hälfte von dem zurückgegangen, was er zur Zeit ihrer höchsten Blüte gewesen war. Weniger wäre jedoch für die Christen mehr gewesen. Den Verlust Griechenlands hätten die Türken verschmerzt; aber daß schon die Küste Kleinasiens, ja Konstantinopel selbst bedroht war, das schreckte sie denn doch aus ihrer Untätigkeit auf. Wiederum wurde ein Köprili Großvezier. Er nahm Belgrad und Siebenbürgen wieder und machte die Save zur Grenze der Türkei. Zugleich wurden die Venezianer aus dem Archipel und aus Griechenland vertrieben.

Viele Serben, mehr als 40 000 Familien allein aus Altserbien oder Rascien (Novibazar mit anschließenden westlichen Gebieten), wanderten in das Reich der Habsburger aus, weil sie nicht wieder unter den Halbmond kommen wollten. So entstand eine zahlreiche zusammenhängende Bevölkerung in Süd-Ungarn und das serbische Patriarchat von Karlowitz, das noch heute besteht.

Mustapha Köprili führte verschiedene Reformen ein, er hob Verkehr und Finanzen und besteuerte die hohen Beamten, von denen er einige wegen Bestechlichkeit hinrichten ließ. Er opferte nicht nur den größten Teil seines Gehaltes und sein ganzes Silbergerät, sondern bewog auch den Sultan, das überflüssige Silber des Serails in die Münze zu schicken. Er veranstaltete eine Musterung der Lehensritter, bei der er 20 000 Mann als unrechtmäßig eingetragen streichen ließ. So hoffte Köprili, auch das Lehenswesen in Ordnung zu bringen, aber sein zweijähriges Vezierat war zu kurz, um nachhaltig wirken zu können. Ihm folgten binnen sechs Jahren sechs Großveziere.

In Mesopotamien erhob sich 1693 der Araberstamm der Montesik. Der Aufstand verbreitete sich bald über die ganze Provinz und konnte erst nach acht Jahren unterdrückt werden. Auf dem europäischen Kriegsschauplatze änderte sich abermals das Kriegsglück. Köprili Zada Mustapha fiel in der Schlacht bei Stankamen. Österreich aber erhielt einen glänzenden Feldherrn in dem Prinzen Eugen von Savoyen. Ihn unterstützten der Kurfürst Maximilian Emanuel von Bayern und ein preußisches Heer unter dem Markgrafen von Brandenburg. Die Siege Österreichs wurden also von lauter Ausländern erfochten. Schon bei der ersten Schlacht, die Prinz Eugen leitete, und die an der Zenta 1697 geliefert wurde, wurden 20 000 Türken getötet, während 10 000 ertranken. Nun mischte sich England ein. Es schickte Lord Paget nach Konstantinopel und riet zu Verhandlungen, die schließlich zum Frieden von Karlowitz führten. Bei dem

Friedensschluß erschien zum ersten Mal unerwartet ein Vertreter Rußlands. In der Tat kam der Erfolg Österreichs, das seine Eroberungen behielt, auch den Slawen zugute: Polen erhielt Podolien und die Ukraine. Und die Russen, die unter Peter dem Großen Asow genommen hatten, schlossen einen Waffenstillstand, der später zu einem Frieden erwuchs. Karlowitz bedeutet die erste internationale Behandlung der türkischen Frage. Es war für die Osmanen eine gewaltige Demütigung. Das türkische Heer war sehr gesunken und bestand nur noch aus 137 000 Mann, dagegen wurde eine besondere Donauflottille gegründet, die früher nicht nötig gewesen war.

Noch 1700 bedeutete Rußland im Grunde nicht viel. Es besaß nur zehn Millionen Einwohner. Die Nachbarn Schweden, Preußen und Polen, und selbst Persien, waren mächtiger als das Zarenreich. Vor China mußten die Russen im Vertrage von Nertschinsk 1689 zurückweichen. Ein einziger Mann, Peter der Große, hob das Reich, das zwar sehr ausgedehnt, aber innerlich schwach und unzusammenhängend war, mit wenigen kräftigen Griffen zur Weltmacht empor. Er dehnte den Staat bis zum Kaukasus und Kaspisee aus, wo er Derbent und später sogar die persischen Provinzen Gilan und Madzenderan besetzte.

Durch die Erstürmung Asows 1696, faßten die Russen nach sechshundert Jahren zum ersten Mal wieder festen Fuß am Schwarzen Meer. Peter geriet in Streit mit dem Schwedenkönig Karl XII. und schlug ihn 1709 bei Pultawa. Der Schwede floh zu den Türken, von denen der Zar seine Auslieferung verlangte. Achmed III. besaß jedoch Festigkeit genug, um sie zu verweigern. Bei der Verfolgung der Schweden waren die Russen in die türkische Moldau eingedrungen. Die türkische Langsamkeit nahm zunächst an diesem Vorfall keinen Anstoß; mehrere Monate später aber wurde er doch der Anlaß zur Kriegserklärung. Daß indes auch andere, darunter religiöse Gründe mitwirkten, geht daraus hervor, daß für den Krieg ein Fetwa (Rechtsgutachten) des Scheichs ül-Islam (so heißt das geistliche Oberhaupt der Muslimen) eingefordert wurde. Die Größe Peters bestand mit darin, daß er, obwohl als Mann des Westens verhaßt, dennoch die Ideale der Russen und ihre religiöse Begeisterung aufs neue anzufachen verstand. Er stellte die Forderung auf, daß das Kreuz wieder an der Stelle des Halbmonds auf der Hagia Sofia erstehen müsse. Die uralte Sehnsucht der Waräger nach dem goldnen Horn wurde frisch erweckt. Von der Pforte verlangte Peter, daß sie die Schlüssel des Heiligen Grabes in Jerusalem der griechischen Geistlichkeit übergebe; ferner richtete er ein Rundschreiben an die Mächte und wies darauf hin, daß Griechen, Walachen, Bulgaren und Serben, lauter Christen, durch die Mohammedaner unterdrückt würden. Kein Wunder, daß demgegenüber der Scheich ül-Islam selbst Stellung zu nehmen sich veranlaßt sah. Zweihundert Jahre lang hat Rußland die Beschützerrolle weiter gespielt. Ursprünglich zielte der Schutz nur auf die Christen; erst anderthalb Jahrhunderte später auf die verwandte Rasse, auf die Befreiung der Südslawen. Mit einer solchen Politik stimmt es überein, daß Peter sogar mit dem fernen Montenegro Fühlung suchte. Er ziehe in den Krieg, um die orthodoxen Christen des Türkenjoches zu entledigen; „wenn jeder seine Pflicht tue, würden die heidnischen Mohammedaner in ihre arabische Wüste zurückgejagt". Dies wirft freilich ein seltsames Licht auf seine geschichtlichen Kenntnisse. Der russische Gesandte, Miloradowitsch, wurde von dem Wladika, dem Fürsten der Schwarzen Berge, freundlich aufgenommen. Der Wladika spielte sodann noch den Vermittler für die Serben der Herzegowina und Mazedoniens. Der Ausdehnung des moralischen Feldzuges entsprach jedoch der Erfolg der militärischen Anstrengungen keineswegs. Peter wurde 1711 am Pruth umzingelt und eingeschlossen. Er stand vor dem völligen Untergang; aber seine Gemahlin Katharina rettete ihn, die den Großvezier Baltatschi durch den Unterhändler Schafirow unter Preisgabe ihrer Juwelen bestach. Ein Friede kam zu Falczin am Pruth zustande: Peter verlor Asow und mußte andere Konzes-

sionen machen, kam aber wenigstens wieder frei. Der Sultan bestätigte zwar den Frieden, allein von Karl XII. gedrängt, erklärte er noch Ende desselben Jahres aufs neue den Krieg. Und binnen Jahresfrist folgte abermals Vertrag und Vertragsbruch. Durch die Vermittlung der Holländer, die in jener Epoche als Diplomaten auf der ganzen Erde voranstanden, die zum Beispiel auch den Vertrag von Nertschinsk am fernen Amur sich zuschreiben konnten, wurde 1713 in Adrianopel als Grenze eine Linie vom oberen Dniepr nach dem Don hin ausgemacht. Die Montenegriner, die sich als Soldaten des Zaren betrachteten, hatten unterdes ihrerseits einen Feldzug unternommen, ohne etwas zu erreichen, doch führte dies Vorgehen in weiteren Verwicklungen zu einem Kriege der Türkei gegen Venedig und den Papst. Die Türken eroberten den Peloponnes, neuzeitlich Morea genannt, wieder, sowie die letzten venezianischen Schlösser auf Kreta oder Kandia 1715.

Venedig erneuerte das Bündnis aus der Zeit Morosinis mit Österreich. Abermals rückte Prinz Eugen vor und siegte bei Peterwardein und 1717 bei Belgrad. Berühmt ist das Soldatenlied, das damals gedichtet wurde:

„Prinz Eugen, der edle Ritter
Wollt dem Kaiser wiedrum g'winnen
Stadt und Festung Belgerad!“

Die Siege des Prinzen brachten in ganz Europa den hellsten Jubel hervor. Endgültig glaubte die Christenheit aufatmen zu können, von dem schweren Drucke der Osmanen befreit. In der Tat ist später niemals die Türkei wieder zum Angriff gegen irgend eine europäische Großmacht vorgegangen, sondern hat sich die ganzen zwei Jahrhunderte hindurch bis zur Gegenwart auf die Zurückweisung fremder Angriffe beschränkt. Von besonderem Werte waren die Siege für uns Deutsche dadurch, daß sie keineswegs, ja nicht einmal überwiegend von Österreichern errungen wurden, sondern daß auch die anderen deutschen Stämme durch Entsendung von Hilfskontingenten und vorzüglichen Führern ihr vollgerüttelt Anteil an ihnen hatten. Auf österreichischer Seite fochten Prinz Eugen und Ludwig von Baden; weiter der schon genannte Brandenburger und Maximilian Emanuel von Bayern, endlich der Graf von der Schulenburg, der für die Venezianer Korfu verteidigte, wie denn auch ihm zu Ehren ein schönes Denkmal auf dem Hauptplatze von Korfu errichtet wurde, eine besondere Sehenswürdigkeit für heutige Touristen. Der Drang der Deutschen nach Süden erhielt durch Prinz Eugen und seine Helfer einen besonders lebendigen und dauernden Ansporn. Noch hatten die Habsburger einen Fuß in Italien, dessen Germanisierung sich jedoch als aussichtslos erweisen sollte. So war es ein Glück für das gesamte Deutschtum, daß neue Bahnen nach Südosten hin eröffnet wurden. In erster Linie wurde der Weg für frische Besiedlung durch deutsche Bauern frei; so kamen in der Folge, unter Maria Theresia, schwäbische Siedler nach dem Banat, wo sie jetzt eine halbe Million Köpfe zählen. Nicht minder erweiterte sich der Handel Österreichs in der Türkei, und seinen dortigen Konsulaten wurden größere Rechte verliehen. Überhaupt ist Österreich damals an der mittleren Donau weiter vorgedrungen, als es jemals später, die Gegenwart nicht ausgeschlossen, gelangt ist. Die Truppen Prinz Eugens besetzten ganz Serbien. So war spielend eine Frage gelöst, die noch 1909 beinahe einen Weltkrieg entfacht hätte.

Leider wurde durch den Frieden von Passarowitz 1718, der zwar im ganzen die Türkei bedeutend schwächte, nicht nur Morea, mit großen Teilen Dalmatiens und Albaniens und der Herzegowina, sondern auch Serbien und Bosnien (mit einer geringfügigen Ausnahme im Norden) an die Pforte zurückgegeben.

Patrona Chalil.

Der letzte Vertrag zwischen Russen und Türken war auf 30 Jahre abgeschlossen worden und wurde nach acht Jahren schon gebrochen. Im Jahre 1720 wurde der erst kurz bestehende Friede gar „auf ewige Zeiten" erneuert und dem Zaren das Recht einer ständigen Gesandtschaft in Konstantinopel eingeräumt. Nun war Persien in Verfall geraten. Russen und Türken vereinigten sich, um Nordpersien aufzuteilen. Die Türken eroberten Tiflis 1723, ferner Adlerbaitschan und die Nachbargebiete. Also Verhältnisse, die merkwürdig an gegenwärtige erinnern, wo Russen und Osmanen sich in Adlerbaitschan gegenüberstehen. Den Persern erstand jedoch in Nadir Schah ein militärisches Genie, der größte Eroberer seiner Zeit. Er vertrieb die Russen aus den Südkaspiländern und die Türken aus Adlerbaitschan und Kirmanschahan. Das Unglück des türkischen Heeres hatte sofort einen Aufstand der Janitscharen in Konstantinopel zur Folge, der von einem Albanier, Patrona Chalil, angestiftet wurde. Die Aufrührer forderten die Häupter des Scheichs ül-Islam, des Großveziers und dreier Schwiegersöhne des Sultans. Achmed III. gab nach. Er ließ die Bezeichneten erdrosseln und ihre Leichen den Aufrührern ausliefern. Aber selbst damit waren die Janitscharen noch nicht zufrieden. Sie hätten jene Würdenträger gern lebendig gehabt und sprengten jetzt aus, eine der Leichen sei nicht die rechte, kurz, sie wollten jetzt noch die Abdankung des Sultans und erreichten sie. Durch einen Aufstand der Prätorianer war Achmed auf den Thron gekommen, durch einen gleichen hat er ihn verloren. Wie sein Vorgänger wurde er in den „Prinzenkäfig" in die Gefangenschaft geschickt, wo er nach einigen Jahren starb. Der neue Herr der Lage, Patrona Chalil, heischte nun Krieg gegen Rußland, und der neue Sultan, Mahmud I., nahm ihn bei seinem Worte und gab ihm selbst den Oberbefehl. Der Albanier hatte jedoch keine Lust, die Hauptstadt, den Schauplatz seiner Tätigkeit zu verlassen. Er wurde nebst seinen Anhängern zum Divan (Ministerrat) geladen; zahlreiche Leibwachen befanden sich in den Nebensälen und -höfen. Der Albanier soll in der Sitzung den Padischah selbst beleidigt haben. Des Ungehorsams, und zugleich der Schmähung überführt, wurde der Agitator mit 28 seiner Anhänger überfallen und niedergemetzelt. Sein weiterer Anhang, der auf 7000 bis 16 000 Krieger geschätzt wird, wurde danach ebenfalls hingerichtet. Mahmud I. hat ohne Zweifel dies Ränkespiel ganz klug geführt, aber sonst war er auch nicht viel wert. Die Oberleitung des Reiches überließ er Seiner Hoheit, dem Kislar Aga, wörtlich dem Weiber-Vorgesetzten, nämlich dem Obereunuchen seines Harems. Das war ein Abessinier namens el Hadsch Beschir.

Von 1736—1768.

Durch die Besetzung Gibraltars und den Seesieg von Messina waren die Engländer die Herren des Mittelmeeres geworden. Sie und die Holländer rissen gemeinsam den europäischen Hauptteil von dem türkischen Handel an sich. Greifbar trat einstweilen die Macht Englands in dem Ostbecken des Mittelmeeres noch nicht in die Erscheinung, dafür hatten die englischen und holländischen Diplomaten einen großen moralischen Einfluß in Konstantinopel. Sie legten sich mehrmals ins Mittel, als die Türkei den „ewigen Frieden" mit Rußland brechen wollte. Im Jahre 1736 kam es aber doch zum Bruch, der diesmal den Türken die Nordostufer des Schwarzen Meeres kostete. Nun schlug sich noch Österreich auf die Seite Rußlands, dagegen wurde die Pforte von Frankreich in ihrem Widerstande ermutigt, wobei der französische Renegat Graf Bon-

neval, nach seinem Übertritt Osman Pascha, eine Rolle spielte. Die österreichischen Truppen fielen in Bulgarien, Bosnien und Serbien ein. Die Türken wehrten sich mit Erfolg; ja, sie versuchten sogar, Rakoczy, der bis zum heutigen Tage in Ungarn populär ist, „Rakoczy den Rebellen“, wie es im Liede Lenaus heißt, als Prätendenten für Ungarn und Serbien aufzustellen. Im ganzen verlief der Waffengang nicht ungünstig für die Hohe Pforte; ihr Ansehen wuchs wieder etwas. Finanziell erstarkte sie sogar dermaßen, daß sie an verschiedene Mächte, wie an Schweden, Subsidiengelder zu zahlen imstande war. Selbst gegen den furchtbaren Nadir Schah behauptete sie Mesopotamien und Armenien 1746. Graf Bonneval bewog Mahmud I. zu militärischen Reformen. Er bildete eine Truppe von 12- bis 15000 Mann nach neuzeitlichen Grundsätzen aus. Die immer mehr entartenden Janitscharen wurden jedoch eifersüchtig und bewirkten, von den Ulema oder Theologen-Juristen unterstützt, die Aufhebung der Truppe.

Die Wahabiten kamen auf. Das war eine Sekte, die von Mohammed ibn Abdul Wahab in Nedschd gestiftet wurde und dann allmählich halb Arabien überflutete. Die Wahabiten sind nicht nur gegen Wein, sondern sogar gegen Kaffee und Tabak. Gleichermaßen wurden die Mamelucken in Ägypten schwierig. Die Janitscharen wurden nicht minder immer übermütiger. Bei Gelegenheit einer neuen Thronbesteigung — es hat keinen Zweck, die Namen von allen den unbedeutenden, unfähigen Herrschern, die jetzt das Szepter ergriffen, hier aufzuzeichnen — erpreßten sie 1,2 Millionen Piaster als Geschenk. An verschiedenen Gegenden der Peripherie, namentlich in Armenien, herrschten Unruhen. Erst der tüchtige Großvezier Ragib brachte wieder etwas Ordnung.

Trotz ihres angeblich teuflischen Charakters waren die „heidnischen Türken“ stets von den Christen als bündnisfähig erachtet worden. In erster Linie standen da die Franzosen, ein Franz I., ein Ludwig XIV., dann die Venezianer. Jetzt trat auch Preußen in die Reihe derer, die sich um die Freundschaft des Padischah bemühten. Friedrich der Große wollte schon 1755 eine Allianz abschließen und erwirkte 1761 wenigstens einen Handelsvertrag mit der Türkei, der bis zu den Abschlüssen mit dem neuen Deutschen Reiche in Kraft geblieben ist. Als der König in der größten Not seines Lebens war, 1762, wandte er sich abermals an die Hohe Pforte und sogar an die Krimtataren, ein Schutz- und Trutzbündnis heischend. Die französischen Diplomaten legten jedoch Gegenminen, und so wurde der Antrag Friedrichs im Divan verworfen.

Ragib starb. Unaufhaltsam flutete jetzt das Unheil über das Reich herein. Ein Sadrazam (Großvezier) folgte auf den anderen. Der zweite nach Ragib, namens Bahir Mustapha, wurde schon nach einem halben Jahre „wegen großen Reichtums, Verschwendung und Lüge“ geköpft. Überall wüteten die Aufstände, Provinzstatthalter warfen sich zu Teilfürsten auf, in Mesopotamien, in Syrien, in Arabien und Georgien. Am gefährlichsten wurde die Erhebung der Mamelucken. Ägypten wurde von 23 Mamelucken-Beys beherrscht. Einer von ihnen, Ali Bey, schwang sich zum Alleinherrscher auf; er warf 1769 Truppen nach Mekka und half dem Scheich Tahir, der in Palästina Selbständigkeitsgelüste entwickelte, bei einem Angriff auf Damaskus.

Trotz so vieler Wirren und Unruhen war dennoch die Epoche im ganzen für die Türkei nicht unglücklich. Es ist eine oft beobachtete Regel, daß kriegerische Zeiten für die Kultur besonders fruchtbar sind. Lionardo da Vinci war der Oberste des Geniekorps bei Cesare Borgia, war ein trefflicher Artillerist und Festungsbauer, wie übrigens auch Michel Angelo. Ähnlich hatte Mahmud I. viel Sinn für Kunst und Wissenschaft, förderte öffentliche Bauten und Büchereien. Besonders kulturfreundlich war sein Obereunuch, von dem oben die Rede war. Der Nachfolger des Eunuchen konnte sich mit den Ulema nicht stellen und wurde deshalb hingerichtet. Er hinterließ 50 Millionen Piaster, die

beschlagnahmt wurden und Mahmud für seine Bauten gut zustatten kamen. Die Kulturblüte der Türkei läßt sich einmal mit der gleichzeitigen Blüte in China vergleichen; außerdem aber hatte doch ein reger Verkehr mit den Bildungsmächten des Westens eingesetzt, die ebenfalls einem neuen Aufschwunge entgegenreiften.

Kriege mit Rußland.

Die Eroberung Sagunts durch Hannibal ging eigentlich die Römer gar nichts an, gleichwohl erklärten sie den Krieg den Karthagern. Warum? Weil sie ganz richtig bemerkten, daß das Gleichgewicht der Kräfte am Mittelmeer durch den Anfall Spaniens an Karthago verschoben würde. Ähnliche Gründe waren wirksam, als in unseren Tagen das Deutsche Reich wegen Marokkos einschritt, das ihm doch gar nicht gehörte. Genau so erblickte 1768 die Hohe Pforte in dem Vordringen der Russen gegen Polen eine unerträgliche Erschütterung des östlichen Gleichgewichtes und entschloß sich deshalb zu bewaffnetem Einspruch. Allerdings waren auch polnische Emigrierte in Konstantinopel tätig; dazu Einflüsse Frankreichs, das dem polnischen Adel helfen wollte. Der Adel stand gegen den Prätendenten Stanislaus Poniatowski, den Günstling der Kaiserin Katharina II.

Wir haben gesehen, daß die Russen nicht vor 1680 gegen die Türkei auftraten. Weder Peter der Große noch seine Nachfolger haben der Hohen Pforte viel Abbruch getan. Sie entrissen ihr zwar beträchtliche Gebiete nördlich vom Schwarzen Meere, allein es waren das keine Kernländer, sondern Striche an der Peripherie, deren Verlust das Wohlsein der Türkei nicht sonderlich berührte. Erst Katharina II. führte entscheidende Schläge. Durch sie ward die russische Sehnsucht nach Konstantinopel sozusagen ein Besitz des ganzen Volkes, ein nationales Schlagwort. Der große Krieg, der von 1768 bis 1774 dauerte, zog weite Kreise. Die Türken begannen ihn unter sehr ungünstigen Umständen und waren gar nicht recht darauf vorbereitet. Sie empörten gegen sich das europäische Gefühl dadurch, daß sie den russischen Gesandten in das Gefängnis der sieben Türme in Stambul einsperrten. Die Feldherrnkunst war zunächst auf beiden Seiten schwach. Der Großvezier bezahlte nach orientalischer Sitte seine Unfähigkeit mit dem Kopfe. Trotz ihrer elenden Führer besetzten die Russen die Moldau und die Walachei und schickten 1770 eine Flotte in das Mittelmeer. Merkwürdigerweise waren die Offiziere der Flotte zu einem großen Teile Engländer. Der Zar hatte ja bis dahin noch niemals einen Streit mit England gehabt; Iwan der Schreckliche war sogar mit Elisabeth halb und halb verbündet, und nur die Hinrichtung Karls I. hatte die Freundschaft zwischen den beiden Dynastien vorübergehend gestört. Die Flotte tat ein doppeltes Werk: sie zerstörte die türkischen Kriegsschiffe bei Tschesmé nördlich von Lesbos und brachte infolgedessen die Griechen in der Morea zum Aufstand. Sogar Ali Bey, jener Mameluck, der sich im Nillande selbständig gemacht hatte, erhielt russische Hilfe in Syrien. Die russischen Schiffe beschossen Beirut. Nun legte sich gar die siegreiche Flotte vor die Dardanellen. Jetzt meldeten sich die Vermittler. Frankreich bot Kriegsschiffe an, wollte aber viel Geld dafür haben. Diese Freundlichkeit schien dem Divan zu teuer. Friedrich der Große und Joseph II. erboten sich, die Zarin zum Frieden zu bewegen, allein diese verlangte Unmögliches, darunter eine Insel im Archipel. Tatsächlich sind die Russen, wenn man den Feldzug Suworows nach Italien ausnimmt, bis zu dem heutigen Tage niemals weiter nach Südwesten vorgedrungen als damals, in den Tagen von Tschesmé. Jetzt eroberten die Russen noch die Krim, eine der wichtigsten Stationen bei ihrem Aufstieg zur Weltmacht. Abermals zeigte sich jedoch die immer wieder be-

währte Widerstandskraft der Osmanen. Auch half ein Fremder, Baron Tot, Verbesserungen im Heere, besonders in der stark verfallenen Artillerie einzuführen. Die Russen wurden aus der Morea herausgeschlagen, und die griechische Bevölkerung verfiel der Rache. Die Belagerung von Silistria durch die Russen machte keine Fortschritte. Zuletzt wurde jedoch ein türkisches Heer durch General Rumjanzoff bei Schumla eingeschlossen und entwaffnet. Im Juli 1774 wurde zu Kütschük Kainardschi der Friede geschlossen. Abermals glaubte man das Ende der Türkei gekommen. Schon sprach man von einem möglichen Handstreich der Russen auf Konstantinopel. Wiederum ist zwar das Ende nicht eingetreten, aber das Jahr 1774 war doch eine bedeutsame Stufe auf dem Wege, der in den Abgrund führte.

In dem Frieden wurden die Moldau und Walachei zurückgegeben; dagegen wurde Rußland als Schutzmacht der Rajahvölker, der christlichen Untertanen des Padischah, halbwegs anerkannt. Hiernach führte Katharina II. noch zwei andere Kriege mit dem osmanischen Reiche. Bereits hatte sie den Gedanken ausgeheckt, einen Großfürsten, nämlich ihren Enkel Konstantin, zum griechischen Kaiser in Konstantinopel zu machen, also eine sogenannte Sekundogenitur zu errichten.

Im Jahre 1784 schloß Österreich einen Handelsvertrag mit der Türkei. Eine der Bedingungen, die allerdings erst sieben Jahre später erfüllt wurde, war die Abtretung von Orsowa am Eisernen Tor an Österreich. Ein Krieg der Russen und Österreicher gegen die Türkei setzte die Feldherrntalente Joseph II. keineswegs in ein günstiges Licht. Die Schweden, die seit den Tagen Karls XII. freundlich zu der Türkei standen, verbündeten sich 1789 mit ihr und nahmen Subsidien von ihr, um Rußland zu bekriegen. Auch Preußen wollte sich neuerdings mit der Türkei verbünden und schloß tatsächlich Anfang 1790 eine Militärkonvention mit ihr ab, kraft deren es die aktive Teilnahme des preußischen Heeres bei dem allgemeinen Ringen zusicherte. Fast genau hundert Jahre vor der Annäherung zwischen Wilhelm II. und Abdul Hamid! Das preußische Heer brauchte jedoch nicht in Aktion zu treten; durch verschiedene Verständigungen und darauffolgende Präliminarfrieden wurde der Gefahr eines osteuropäischen Großkrieges die Spitze abgebrochen. Katharina II. mäßigte sich nämlich in ihren Forderungen, weil sie, die weitest blickende aller damaligen Souveräne, die Bedeutung der französischen Revolution erkannte, und mit Recht der Ansicht war, man müsse die Kräfte Mittel- und Osteuropas gegen die Sanskulotten aufsparen. So verstand sie sich 1792 zu dem Frieden von Jassy, der im Grunde, außer im Kaukasus, die Türkei nur wenig schädigte.

Napoleonische Erschütterungen.

Ägypten ist das strategisch wichtigste Land der Erde. Es ist ein Durchgangsort für drei Erdteile: Europa, Asien und Afrika. Es liegt vor allem auf der Weltstraße vom Abendland nach Indien. Das erkannte zuerst Alexander der Große. Unter den Fatimiden wurde Ägypten der Umschlagsplatz für den gesamten Handel des Orients. Eine neuerliche Blüte erlebte das Nilland in der Renaissance. Der Gedanke, einen Kanal vom Nil nach dem Roten Meer zu graben, ein Gedanke, den schon die Pharaonen und Ptolemäer gehabt, tauchte abermals auf; sogar eine Berufung Lionardo da Vincis wurde zu dem Ende erwogen. Seitdem jedoch der Welthandel sich neue Bahnen in Amerika und um das Kap der Guten Hoffnung herum eröffnet hatte, sank die Bedeutung des Nillandes. Durch das Wachsen der englischen und französischen Seeinteressen im Mittelmeer, ferner durch das Vordringen Österreichs und Rußlands kam jedoch Ägypten wiederum dem Auge Europas näher. Zugleich benutzten die Mameluken den Nie-

dergang der Türkei, um sich selbständig zu machen.

Dies war die Lage der Dinge, als der erste Bonaparte auftrat. Das Hauptziel des korsischen Eroberers war, den Engländern zu schaden. Schon seit frühester Jugend war seine Sehnsucht gewesen, die Engländer in Indien anzugreifen. Nicht weniger als dreimal hat er den praktischen Versuch gemacht, diesen seinen heißesten Wunsch zu verwirklichen. Die Wege zur Verwirklichung werden durch Ägypten, die Insel Bourbon (Réunion) bei Madagaskar und Moskau bezeichnet. Einmal wollte der Eroberer über Suez, ein andermal um das Kap der Guten Hoffnung herum, ein drittes Mal durch Rußland und Persien hindurch Indien erreichen.

Napoleon stach am 19. Mai 1798 mit 15 Linienschiffen, 15 Fregatten, und 30 000 Mann auf zahlreichen Transportschiffen in See. Im Juni nahm er Malta, Anfang Juli bemächtigte er sich Alexandriens und marschierte auf Kairo. Der Hochsommer war nicht gerade die geeignetste Jahreszeit für einen Marsch durch den Wüstensand, einige Soldaten wurden so verzweifelt, daß sie Selbstmord begingen. Unbekümmert jedoch zog der „Konsul" weiter und traf am 21. Juli auf die Mamelucken bei den Pyramiden. „Vierzig Jahrhunderte schauen auf euch herunter!" Mit diesen Worten führte der Feldherr seine Truppen zum Sieg. Schon aber nahte der furchtbare Rückschlag. Am 1. August zerstörte der englische Admiral Nelson die französische Flotte unweit einer Nilmündung, bei Abukir. Wie einst Cäsar in Albanien, oder wie Cortez in Mexiko, so war Napoleon von der Heimat abgeschnitten. Jede Hoffnung auf Nachfuhr, auf neue Truppen, Proviant und Munition war dahin. Ägypten glich einer belagerten Festung. Napoleon ließ sich jedoch nicht schrecken; mit blutiger Tatkraft schlug er einen Aufstand mit Kartätschen nieder. Ja, er dachte sogar daran, wie er später seinem Vertrauten Las Cases in St. Helena erzählte, Mohammedaner zu werden und als Kaiser des Ostens gegen Indien zu ziehen. Vorläufig brachte er sein Heer von nur 13 000 Mann im Februar 1799 nach Syrien. Er nahm Jaffa und ließ 2000 gegnerische Truppen erschießen. Das wurde oft als unerhörte Grausamkeit gebrandmarkt, aber bei der bedrängten Lage Napoleons, der vor allem zu wenig Nahrungsmittel hatte, war die Maßregel unvermeidlich. Russische Generale, wie Skobeleff, haben noch viel größere Gemetzel angerichtet. Noch weiter nördlich ging der Zug bis nach Akkon. Die Widerstandskraft der Orientalen war überall nur gering, aber auch hier traten dem Korsen die Engländer entgegen. Dazu ein französischer Emigrant namens Phélipeaux, der auf der Kriegsschule zu Paris mit Napoleon zusammen und schon dort dessen heftiger Feind gewesen war. Die Kriegskunst dieses bedeutenden Artilleristen und die Kanonen, die auf englischen Schiffen nach der Festung Akkon gebracht worden waren, zwangen Napoleon zum Rückzug. Er berührte auf dem Zuge auch das Weichbild von Jerusalem, wagte jedoch gegen die anscheinend gut verteidigte Stadt nichts zu unternehmen. Fürwahr, ein seltsames Bild, dieser unchristlichste aller Kreuzfahrer! Der Rückzug der Franzosen wurde noch — es war inzwischen wieder Sommer geworden — durch die Pest verschlimmert. Auch mußte die schwere Artillerie zurückgelassen werden, um für das Wegschaffen der Verwundeten und Kranken Pferde verfügbar zu haben, die dennoch dafür nicht ganz ausreichten. Um so bewundernswerter ist es, daß Napoleon sich trotz alledem in Ägypten behauptete. Ein türkisches Heer, das, von den Engländern unterstützt, bei Abukir landete, wurde von ihm am 25. Juli 1799, ein Jahr nach der Schlacht an den Pyramiden, vernichtet.

Inzwischen war die Spannung in Europa wieder gewachsen und die Rückkehr Napoleons dringlich geworden. Der Konsul ließ Kleber in Ägypten zurück und ging auf bloß zwei Fregatten, dem Reste der einst so schönen Flotte, über Korsika nach der Provence, wo er am 9. Oktober landete. Kleber, ein geborener Elsässer — sein ragendes Denkmal steht in Straßburg —

hielt sich noch bis 1800; dann wurde er ermordet. Die Engländer hatten jedoch keine Lust, an die Stelle der Franzosen zu treten, so wurden die Mamelucken wiederum die Herren des Landes. Aber nicht für lange.

Reformen. Abfall Griechenlands.

Die beständigen Unruhen unter den Janitscharen, verbunden mit unglücklichen Kriegen mit dem Ausland, hatten die osmanische Monarchie im 17. und 18. Jahrhundert in ihren Grundfesten erschüttert. Sultan Selim II. erkannte mit klarem Blick, daß das einzige Mittel gegen beide Übel nicht etwa in einer Reformierung der Janitscharen, sondern in deren Abschaffung zu finden sein mußte. Im Verfolg dieses Zweckes mußte er aber einsehen, daß die Janitscharen ihm noch zu mächtig waren; trotz der von ihm neu gegründeten Truppe der Nizami Dschedid wurde er vom Throne gestoßen, und sein Bruder und Nachfolger, der schwachsinnige Mustapha, von den Reaktionären geleitet, zerstörte alles, was Selim Gutes geschaffen hatte. Doch es gelang diesem in seiner Haft, sich mit dem mutmaßlichen Thronerben, Mahmud, dem Sohne Abdul Hamids I., in Verbindung zu setzen und ihm seine Ansichten einzuflößen. Auch sonst fanden sich jetzt im Volke einsichtsvolle Patrioten genug, die für die Reform als einzigen Rettungsanker waren. Es erhob sich eine Gegenrevolution, um Selim wieder einzusetzen. Mustapha Bairakdar, der Führer des rumelischen Armeekorps, zog vor den Palast. Sultan Mustapha aber zeigte ihm von den Zinnen das blutige Haupt Selims, um die Empörung ihres Vorwandes zu berauben. Es half ihm aber nichts, er mußte auch sein Leben lassen, und der einzig Überlebende der kaiserlichen Familie, eben jener Prinz Mahmud, bestieg nun den Thron. Mahmud II., der wie durch ein Wunder den Henkern, die sein Onkel Mustapha immer wieder gegen ihn ausgeschickt hatte, entgangen war, wagte sich mit seinen Reformplänen nicht recht hervor, obwohl er ein bedeutender Charakter war. Seine Regierung war durch äußere Ereignisse eine der unglücklichsten für sein Volk. Der griechische Freiheitskampf kostete Ströme von Blut; und trotz alledem gingen die blühenden Inseln und die Küstenländer verloren. Das eine Gute hatte der Krieg: das Volk wurde endlich inne, daß die Janitscharen eine degenerierte Truppe waren, und so konnte der Sultan den Schritt ohne Gefahr tun, sie aufzulösen. Aber nicht so rasch war an deren Statt eine tüchtige neue Armee geschaffen; das sollte der Sultan erfahren, als er die eben nach europäischem Muster gebildeten, sozusagen noch frischgebackenen Truppen gegen Rußland ins Feld schicken mußte. Ein schwer erkaufter, mit reichen asiatischen Provinzen erkaufter Friede gab dem heimgesuchten Reiche die Ruhe wieder, sicherte aber zugleich Rußland dauernden Einfluß in den türkischen Donauländern. Die einzigen Erfolge der Türken waren die Demütigung des Pascha von Janina, Ali, und einiger unbedeutenderer Dynasten in Kleinasien; doch machte Ägypten unter dem ehrgeizigen Mehemed Ali ihnen um so größere Sorge.

Durch eine geistige Bewegung und die revolutionäre, teils literarische, teils politische Hetairia (Vereinigung) vorbereitet, erhob sich Griechenland unter Alexander Ypsilanti, der 1821 in die Moldau einfiel. Im Peloponnes waren es namentlich hellenisierte Albanier, die nebst den angeblichen Nachfahren der Spartaner, den Mainoten, unter Mavro Michaelis — sein Enkel ist jetzt ein angesehener Parlamentsführer — und den Inselgriechen das Beste taten und besonders zur See Heldentaten verrichteten. Die Türken gerieten in Wut. Sie hängten den Patriarchen von Konstantinopel am Ostertage an seiner eigenen Kirchentür auf. Und ebenso später den Erzbischof von Salonichi; sie zerstörten 216 Kirchen im Reiche, ließen 300 reiche Kauf-

leute in Konstantinopel hinrichten und verübten im April 1822 ein Gemetzel auf Chios, infolgedessen 70 000 Einwohner entweder getötet oder in die Sklaverei geschleppt wurden. Rachedurstig nahte der kühne Kanaris und griff in der Nacht die türkische Flotte mit zwei Brandern an; er sprengte das Admiralschiff in die Luft, wobei der Kapudan und einige Tausend Türken den Tod fanden. Unter den Völkern, sogar den Yankees, brach eine große Begeisterung für die Hellenen aus, nur Rußland und Österreich waren gegen die Revolution. Die Pforte gewann nun Mehemed Ali für sich. Dieser, ein Mazedonier von Geburt, — in der Nähe von Salonichi liegt sein Heimatsdorf, — war 1798 nach Ägypten gekommen, wurde 1805 von einer albanischen Truppe zum Beherrscher Ägyptens, vorläufig mit dem Titel Pascha (erst 40 Jahre später Vizekönig) ausgerufen, vernichtete 1811 die Mamelucken und schickte sich an, ein Großreich auf der Spitze seines Schwertes zu gründen. Er unterwarf Kordofan mit Nubien und 1820 Arabien. Durch die Versprechungen der Pforte gewonnen, schickte der Ägypter 1825 seinen Sohn Ibrahim mit 21 000 Mann, die nach europäischer Art geschult waren, nach Kreta und dem Peloponnes. Überall siegte Ibrahim und durchzog plündernd, brennend und mordend die hellenischen Gaue. Es kam 1826 zur Belagerung von Missolunghi bei Patras. Der württembergische General Normann und der englische Dichter Byron zogen dorthin, den Griechen zu Hilfe, freilich nur, um dort sehr bald den Anstrengungen und dem Klima zu erliegen. Jetzt wurde indes die Entrüstung über die Greueltaten der Mohammedaner im Abendlande allgemeiner. England, Frankreich und Rußland suchten zu vermitteln und sandten, als das vergeblich blieb, eine vereinigte Flotte, die bei Navarino 1827 den türkisch-ägyptischen Schiffen eine vernichtende Niederlage beibrachte. Als die Nachricht von der Niederlage der türkisch-ägyptischen Flotte bei Navarino in Konstantinopel eingetroffen war, begab sich General Chosrew Pascha in den Palast, um dem Sultan die Schreckensbotschaft in möglichst schonender Weise beizubringen. Da er aber den gewalttätigen Charakter des Sultans Mahmud kannte und fürchtete, so war er in Verlegenheit, wie er die Hiobspost am vorteilhaftesten überbringen sollte, um den Wutausbrüchen seines Herrn nicht ausgesetzt zu sein. Zufällig traf er Abdullah, des Sultans Arzt, vor dem Palast. Er bat ihn, den Herrscher auf die mißliche Botschaft vorzubereiten. Da der sich aber schönstens dafür bedankte, so sagte Chosrew Pascha seufzend: „Nun, es bleibt nichts übrig, ich werde ihm die Bescherung selbst überbringen müssen.“ Damit begab er sich in die Gemächer des Sultans. Bald kehrte er jedoch mit vergnügtem Gesicht zurück und sagte zu Abdullah: „Glücklicherweise hat er es ruhig hingenommen, ohne sich zu erzürnen; wir sind somit von einer großen Last befreit. Geht nur hin und sprecht ihm Euer Beileid aus.“ Kaum war Chosrew Pascha fort, als der Arzt in den Palast ging, um diesen Vorschlag auszuführen. Der Sultan, dem der General nicht ein Sterbenswörtchen von der furchtbaren Niederlage gesagt hatte, verstand ihn anfangs gar nicht. Er mußte sich, gefragt und bedroht, endlich deutlich erklären, mußte alles erzählen, was er von dem Untergang der türkischen Flotte wußte, und nun geriet der Sultan in solche Wut, daß er mit Stößen und Schlägen auf den Unglücksboten losfuhr. Abdullah suchte in aller Eile die Türe zu gewinnen. Am Fuße der Treppe fand er Chosrew Pascha, der den Erstaunten spielte und mit verstellter Gutmütigkeit den schlechten Empfang beklagte, den der Arzt beim Sultan gefunden habe.

Kurz danach erklärten die Russen den Krieg an die Osmanen. Diebitsch überschritt 1828 den Balkan und nahm Adrianopel. Griechenland aber wurde durch die Konferenz von London 1830 ein eigenes Königreich, und zwar zunächst unter einem Wittelsbacher, Otto.

Kaum war die Pforte ihrer Sorgen nach außen hin ledig, so nahm ein Bürgerkrieg im Innern ihre Aufmerksamkeit in Anspruch. Mehemed Ali riß ganz Syrien an sich und sein Sohn Ibrahim Pascha zerstreute 1832 alle großherrlichen Truppen

in Kleinasien. Nun entschloß sich Mahmud zu einem verzweifelten Schritt: er rief die Russen zu Hilfe. Da bequemte sich Mehemed Ali zum Frieden von Kutahia, der ihm den erblichen Besitz Ägyptens und die lebenslängliche Belehnung mit Syrien gab. Damit noch nicht zufrieden, reorganisierte Mehemed Ali, der schon vorher fremde Offiziere, namentlich französische, in seine Dienste genommen hatte, sein Heer und seine Flotte. Als er sich stark genug glaubte, besetzte er die Insel Kreta und rückte auf Cilicien vor. Dies und die Verweigerung des Tributs bekümmerten den Sultan so, daß seine ohnehin schwache Gesundheit dem Ansturm unterlag. Sterbend (30. Juni 1839) empfahl er seinem Sohne Abdul Medschid seine Minister und die Fortsetzung der Reformen. Unter den Ministern traten besonders drei hervor: Chosrew, Halil und Reschid Pascha. Diese hatten jetzt einen schweren Stand gegenüber Mehemed Ali, zu dem der Großadmiral Achmed Pascha mit der ganzen Flotte übertrat.

Nun mischten sich die Mächte ein. Sie waren, wenn auch aus verschiedenen Gründen, für eine Erhaltung der Türkei. Daneben wollte noch jeder sein eigenes Schäfchen scheren. Frankreich konnte nicht vergessen, daß Napoleon das Mittelmeer einen französischen See („un lac français") genannt hatte, und lag auf der Lauer, dies zur Wahrheit zu machen. Schon unter der Restauration war Algeriens Eroberung begonnen worden, und auch die Julimonarchie wandte den Mittelmeerländern ihre liebevolle Aufmerksamkeit zu. Der Dey von Tunis wurde in das französische Interesse gezogen; mit Griechenland liebäugelte man, in Syrien hatte man Erfolg und richtete nun seine Augen auf Ägypten. Doch auch die Engländer waren auf dem Plan, denen der französische Einfluß in Ägypten schon als zu mächtig erschien. Das Land, das auf dem Wege nach Indien lag, war ihnen besonders lieb und wert; deshalb gingen sie in der ägyptischen Frage nicht mit Frankreich, sondern mit den drei anderen Mächten.

Unterdessen trafen sehr ungünstige Nachrichten für die Türken ein. Ein ganzes Armeekorps ging vor der Entscheidungsschlacht bei Nisib am Euphrat, wo Moltke auf türkischer Seite stand, am 24. Juni 1839 zu Ibrahim Pascha über, und in mehreren Provinzen brachen Unruhen aus, die wohl darauf zurückzuführen waren, daß Mehemed Ali im ganzen Lande gegen die fremden Mächte, die sich einmischten, das Volk aufwiegelte. Es half nichts, den Ägypter zu bedrohen; er fuhr fort in seiner starken Politik. Eine englische und eine französische Flotte, die nun vor den Dardanellen erschien, erbitterte jetzt wieder die Russen. So ließ ihre Uneinigkeit die fünf christlichen Mächte eigentlich zu keinen rechten Erfolgen kommen.

Wie der Sultan sah, daß er mit den Mächten nicht weiter kam, faßte er auf den Rat Reschid Paschas hin einen Entschluß. Er wandte sich an sein Volk und gab am 2. November 1839 eine Proklamation heraus, den berühmten Hattischerif oder Erlaß von Gülhane. Sämtliche Würdenträger und die Abordnungen der verschiedenen Rajahnationen, d. h. der Griechen, der eutychianischen und unierten Armenier und endlich der Juden, wurden an diesem Tage nach dem auf der Südseite des Serails gelegenen Kiosk von Gülhane (Rosenhaus) entboten, wohin auch das diplomatische Korps in Karossen des Sultans abgeholt wurde. Auch der zufällig anwesende Prinz von Joinville nahm an der Feier teil. Der Hofastrolog gab mit der Uhr in der Hand den geistlichen Würdenträgern das Zeichen zum Öffnen des roten Tuches, in dem die Schrift eingeschlagen war, der Großvezier übergab diese Reschid Pascha, der sie von der Tribüne herab verlas. Nachdem er geendigt hatte, trat ein Ulema vor, in langem Gebet den Segen des Himmels auf das Werk herabzuflehen. 101 Kanonenschüsse wurden gelöst und die Türkei hatte eine Verfassung.

Der Eindruck, den der Hattischerif von Gülhane nicht allein im Inland, sondern auch im Ausland machte, war entschieden günstig. Als Gegenleistung für die den Mohammedanern allein obliegende Wehrpflicht ward den Rajahvölkern eine mäßige Kopfsteuer auferlegt. Das ganze

Volk sah in dem großherrlichen Erlasse einen Damm gegen Beamtenwillkür, und die Beamten selbst freuten sich, daß nun das System der seidenen Schnur endgültig ausgeschaltet schien. Nur der Ägypter Mehemed Ali war unzufrieden und soll zornig geäußert haben: „Das ist wieder gegen mich gerichtet!“ Trotzdem empfing er zu Beginn des Jahres 1840 Kiamil Pascha, der ihm den Hattischerif überbrachte, mit allen Ehren und gab ihm bei seiner Rückkehr einen Friedensvorschlag mit, nach dem er selber Syrien beanspruchte, wogegen er Arabien und die heiligen Städte Mekka und Medina herauszugeben bereit war. Durch Geschenke, die Mehemed Ali der Validé (Sultanin-Mutter) sandte, wollte er die Annahme seiner Vorschläge sichern. Diese wirkte denn auch zugunsten Mehemeds gegen das Ministerium, doch dies gewann die Oberhand, besonders da sich auch der Sultan auf seine Seite stellte.

Nach dem Hattischerif wurde alles neu eingerichtet. Unter dem Namen Tanzimat i hairiji, „heilsame Anordnung“, wurde eine ganze Menge von Maßregeln zusammengefaßt, die fortan gleichsam das Staatsgrundgesetz des türkischen Reiches bildeten. Besonders kam dies dem Steuersystem zugute. Unter dem Namen Iltizam war nämlich eine Verpachtung der Provinzsteuerabgaben an armenische Bankiers aufgekommen, die das Geld rechtzeitig zu liefern hatten, dafür aber die Provinz tüchtig aussaugten. Dies wurde mit großer Energie abgestellt und durch besondere Maßnahmen ersetzt.

Schon 1839 waren Rußland und England der gemeinsamen Verständigung über Ägypten näher getreten. So einig miteinander aber diese beiden Mächte in London waren, wo Herr v. Brunnow, der russische Geschäftsträger, die Verhandlungen leitete, so wenig waren Lord Ponsonby und Buteniew in Konstantinopel im Einvernehmen, die sich vielmehr dort gegenseitig Schwierigkeiten bereiteten. Dazu kamen noch lokale Uneinigkeiten der Türken untereinander, denen Halil Pascha und der alte Großvezier Chosrew Pascha zum Opfer fielen. Rauf Pascha aber, der Nachfolger im Großvezierat, war ganz unter dem Einfluß Reschid Paschas. So war in keinem Lager Einigkeit. Auch Thiers, der sich jetzt einmischte und auf Mehemed Ali zugunsten des Friedens einwirken wollte, kam nicht weit. So nahm denn das Schicksal seinen Lauf, und am 15. Oktober 1840 wurde über Alexandrien der Blockadezustand erklärt. Die Alliierten waren ungefähr 7000 Mann stark, darunter 1500 Engländer. Ihnen stand eine ägyptische Armee in Syrien von 60000 Mann gegenüber. Die Türken befehligte ein Engländer, Sir Charles Smith. Die Verbündeten setzten den Vizekönig bald matt, obwohl General Smith wegen Streitigkeiten den Oberbefehl einem Deutschen, General Jochmus, der den Rang eines Ferik Paschas oder Divisionsgenerals erhielt, abgeben mußte. Am 10. Dezember unterwarf sich dann Mehemed Ali, und sein Sohn Ibrahim Pascha zog sich aus Syrien zurück. Bei den Verhandlungen wurde dann Mehemed Ali Ägypten als erbliches Vizekönigreich zugesprochen.

Doch noch sollte die Türkei nicht zur Ruhe kommen. Ein Aufstand der Insel Kandia und eine Erhebung im westlichen Syrien des Emirs el Djebel (Fürst des Gebirges) gaben wieder Gelegenheit zum Einmischen der Mächte, besonders da auch religiöse Unterschiede dort vorhanden waren: Islam, Christentum und drusischer Mystizismus. Lange blutige und mit größter Grausamkeit geführte Zusammenstöße zwischen den noch halb barbarischen Völkerschaften Maroniten und Drusen dezimierten die Bevölkerung, und erst als in der Person Eskad Paschas, eines rechtlichen und einsichtsvollen Mannes, dem Lande ein neuer Gouverneur gegeben worden war, dem zur Seite je ein Druse und ein Maronit als Chef des Stammes stand, war die Ruhe wieder hergestellt. Die früher regierende Familie Schehab wurde endgültig ausgeschlossen.

In dieser Zeit hatte sich auch ein Streit der Pforte mit Persien erhoben, doch wurde der Schah nach seinem Einfall in das Paschalik Wan zum Rückzuge gezwungen. Weit schwieriger waren die Verwicklungen in Ser-

bien, wo das Souveränitätsrecht der Türkei mit dem Schutzrechte Rußlands in Konflikt geriet und bald die Obrenowitsch, bald die Georgewitsch obenauf zu sein schienen. Natürlich mischten sich auch, sowohl hinsichtlich Persiens, als auch Serbiens, die Mächte ein. Das Ende vom Liede in Serbien war, daß in Gegenwart des russischen Generals Lieven Prinz Alexander Czerni Georgewitsch 1842 fast einstimmig von der serbischen Nation erwählt wurde, während die Rußland mißliebigen Herren Vucsitsch und Petronewitsch verbannt wurden. Diese begaben sich nach Semlin, wo sie von den Türken gut aufgenommen wurden.

Bald darauf wurde auch die Lage gegenüber Persien geklärt und zwar durch eine Kommission, die in Erzerum zusammentrat, und die auch England und Rußland beschickten.

Im Inneren der Türkei bereiteten sich neue Unruhen vor. So gut der Hattischerif von Gülhane gemeint war, stieß er bei seiner Durchführung doch auf Übelwollen, und manche Aufstände, so besonders unter der nationalstolzen Bevölkerung von Kaisarieh und Ikonium, die den verhaßten Christen die Gleichberechtigung nicht gönnte, legten Zeugnis davon ab. Auch Albanien rührte sich. Die muselmännische Bevölkerung dort wollte sich die neu angeordnete Truppenaushebung nicht gefallen lassen. Erst als der im Gebirgskrieg erfahrene Omer (später Omer Pascha), der sich schon am Libanon bewährt hatte, den Oberbefehl über die Operationsarmee in Albanien übernommen hatte, legten sich die Wogen. Omer besiegte die Albanesen bei Kaplanly, drang bis Üsküb vor und suchte sie sogar in ihren unwegsamen Gebirgen auf. Durch das Treffen bei Kalkandelen und die Eroberung von Pritschina wurde die ganze Provinz gebändigt, und Omer kehrte Oktober 1844 nach Konstantinopel zurück.

Unterdessen ging es im Libanon noch schlimmer zu wie zuvor. Zu den Streitereien zwischen Drusen und Maroniten, die sich durch zahlreiche Morde, Plünderungen und Brandschatzungen bemerklich machten, kamen Uneinigkeiten der fünf Mächte, die Frieden stiften wollten, aber eigentlich die Verwirrung nur noch größer machten. Im Juli 1846 teilte die Pforte nun den Gesandten der Mächte mit, daß sie den Minister des Äußeren, Schekib Effendi, mit ausgedehnten Vollmachten nach Beirut zu schicken beabsichtige; dafür verlangte sie aber als Grundbedingung des Erfolges, daß während der Dauer des Kommissariates den Konsularbeamten jede Einmischung in die Angelegenheiten der Gebirgsvölker streng untersagt würde. Dennoch hatte Schekib mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen. Der Abgesandte sah bald ein, daß bei dem tief eingewurzelten gegenseitigen Nationalhaß an eine Beruhigung nicht zu denken sei, so lange die Gegner noch Waffen hätten. So entschloß er sich denn zur Entwaffnung der Provinz und führte sie trotz aller Widersprüche auch tatkräftig durch. Nun war der Friede wieder für eine Weile gesichert.

In Konstantinopel nahmen unterdessen verschiedene Ereignisse das allgemeine Interesse in Anspruch. Es wurden Munizipalräte errichtet, in jeder Provinz einer. Dadurch wurde die fast unumschränkte Gewalt, die den türkischen Provinzialstatthaltern zustand, gebrochen, so daß in der Justizpflege und in dem Richten über Leben und Tod nicht mehr so willkürlich verfahren werden konnte. Der Besuch des Großfürsten Konstantin 1845 gab zwar zu einer kleinen Demonstration Gelegenheit, doch richtete er, ebenso wie der Besuch des Herzogs von Montpensier einige Monate später, nicht viel Schaden an. Größeres Gewicht hatte aber die evangelische Bewegung unter den Armeniern 1846, die, wie auch einige römisch-katholische Stämme der Albanier, viel für ihren Glauben leiden mußten; Verbannung und Mißhandlung vermochten nichts über die kleine Schar, von der schließlich, als sich die Mächte ins Mittel legten, nur der vierte Teil — die anderen waren den Leiden erlegen — wieder in die Heimat zurückkehren durfte.

Das Ereignis aber, das die Pforte 1847 hauptsächlich beschäftigte, war der Zwist mit Griechenland, an dem auch wieder die gesamte europäische Diplomatie großen An-

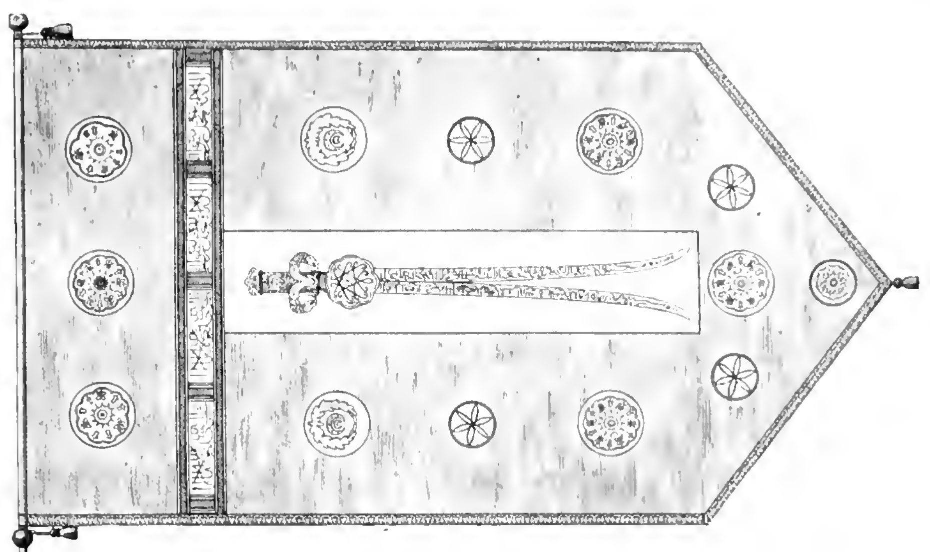
teil nahm. Die türkische Diplomatie erfocht gegen Griechenland mit Unterstützung Englands einen Sieg, der nicht ohne Bedeutung für sie geblieben ist. Schon während des ganzen Verlaufes der Verhandlungen, die sich um die Stellung der Griechen in der Türkei drehten, verscherzte Griechenland die Sympathien Europas; seine schließliche Niederlage zeigte aber auch den Rajahs, was sie von den prunkvollen Phrasen zu halten hatten, die von Athen aus verbreitet wurden. Sowohl das türkische, als auch das hellenische Kabinett überzeugten sich, daß schwerlich von Athen aus der Halbmond von der Sophienkirche entfernt und das Kreuz darauf errichtet werden würde, und so nahmen die beiden Nachbarnationen jetzt untereinander den ihrer wirklichen Bedeutung und Weltstellung angemessenen Ton an. Dies war die beste Gewähr für nachfolgende Jahre eines ungetrübten Verhältnisses zwischen Griechen und Türken.

Der Sommer des Jahres 1847 brachte wieder Unruhen in Hochalbanien. Die Pforte zögerte diesmal nicht, den Küstenstrich von Preveza bis Durazzo in den Belagerungszustand zu versetzen, und wurde so nach wenigen Monaten des Aufstandes Herr. Von noch größerer Bedeutung war der Aufstand Beder Han Begs, eines Kurdenhäuptlings, der ebenfalls im Laufe des Sommers ruhmvoll beendigt wurde, so daß, da im Juni auch die Ratifizierung des in Erzerum verhandelten Vertrages mit Persien eintraf, der normale Zustand im Osten des Reiches vorläufig gesichert war.

Die Ereignisse, die sich seit der französischen Februarrevolution auf dem europäischen Kontinent entwickelten, verfehlten nicht, auch auf die Türkei einen tiefen Eindruck zu machen, doch fand die Ansicht des Großveziers, der über dem sinkenden Sterne Österreichs eine neue Epoche für die Türkei vorauszusehen glaubte, teilweise ihre Bestätigung: denn abgesehen von einigen Bewegungen in den transdanubischen Provinzen, — nur bemerkenswert durch das Eingreifen Rußlands, — blieb die Türkei in der Hauptsache ruhig.

Auch der Tod Mehemed Alis von Ägypten, für den sein Sohn Ibrahim zuletzt die Regierung geführt hatte, brachte wenig Schwierigkeiten mit sich. Zwar war Ibrahim ein Jahr vor seinem Adoptivvater gestorben, doch Mehemed Alis Enkel, Abbas Pascha, war der Türkei ein willkommener Mann. Er galt für einen fanatischen Mohammedaner, und so machte der Divan keine Schwierigkeiten, ihm die Investitur zu verleihen, zudem nahm er ihm noch etwas von seiner Autonomie, und Abbas Pascha ließ sich dies ruhig gefallen.

Eine schwierige Stellung aber hatte die Pforte gegenüber der ungarischen Revolution von 1848/49. Die so sehr offen kundgegebene Vorliebe der Moldauer und Walachen für die Türkei schmeichelte ebensosehr der Pforte, als sie die Russen verletzte. Die Russen hätten am liebsten gesehen, wenn die Türkei in den Fürstentümern mit größter Strenge verfahren wäre; doch die Minister der Hohen Pforte sahen wohl ein, daß sie damit gegen ihr eigenes Interesse arbeiten würden. Nachdem jede der beiden Mächte mit Truppen in die Donaufürstentümer einmarschiert war, einigte man sich durch das Übereinkommen von Baltaliman, durch das sich Rußland auf die Dauer von sieben Jahren gleiche Rechte mit der Türkei zugestehen ließ, dafür aber versprach, nach Niederwerfung der ungarischen Revolution seine Truppen zurückzuziehen. Die moralische Wirkung dieses Vertrages war keineswegs so groß, als man erwartet hatte, und namentlich trug das persönliche Ansehen Sir Stratford Cannings, der eine den Österreichern feindliche Politik verfolgte, dazu bei. So nahmen denn politische Flüchtlinge aller Nationen, besonders Italiener und Polen in großer Zahl ihren Weg nach Ungarn über Konstantinopel, wo man ihnen nichts in den Weg legte. Nun verlangte Rußland die Auslieferung der Revolutionshäupter. Als Antwort lief eine englische Flotte in die Dardanellen ein, und Rußland mußte nachgeben.



Die türkische Blutfahne aus roter Seide mit dem Schwert Muhammeds im Historischen Museum der Stadt Wien.
Zeichnung nach einem alten Stich.

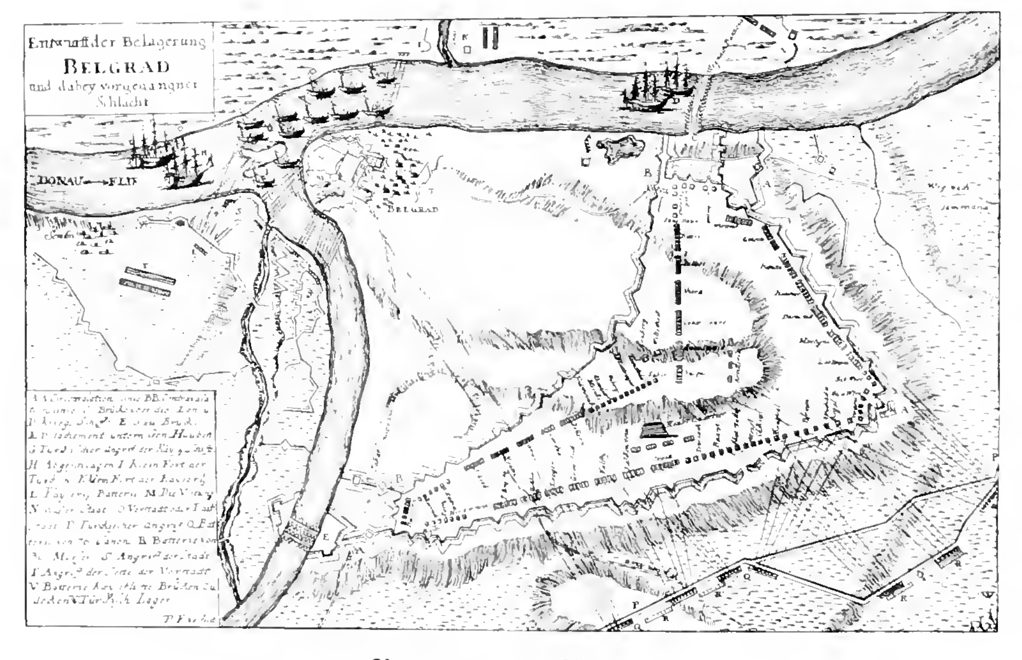
Ausschnitt eines Planes von Wien während der Türkenbelagerung.
Unten der Ausgangspunkt der türkischen Laufgräben; deren Ziel sind rechts die Burgbastei vor der Burg, links die Löwelbastei, in der Mitte das Burgravelin.



Ansicht von Ofen=Pest während der Belagerung durch die Österreicher im Jahre 1684.

(Aus Merian, Theatrum europaeum.)

L Festung Ofen. *M* Ofen, obere Stadt. *N* Judenstadt. *P* Untere Stadt. *Q* Blockhaus auf dem Gebhardsberg. *R* Schiffbrücke. *S* Warme Bäder. *T* Pest. *Z* Donau.



Belagerung von Belgrad.

Faksimile eines Kupferstichs aus Merian, Theatrum europaeum.

Der Krimkrieg.

Von Dr. Kurt Floericke.

Vier Jahre darauf kam es aber doch zum Bruch mit Rußland.

Die neue Zeit, die im Staatenleben an Stelle mittelalterlichen Trotzes auf eigene Faust die möglichste Berücksichtigung eigener und fremder Interessen setzt, hat auch lebenskräftigeren Staaten als der Türkei die freie Selbstbestimmung ihrer Politik genommen. Die Türkei, durch den Vertrag von 1841 in die europäische Staatenfamilie nachträglich aufgenommen, wird immer gut daran tun, sich einer Macht besonders anzuschließen, um im Verein mit dieser ihren Willen zur Geltung zu bringen. Frankreich, ihr alter Bundesgenosse, hatte ihre Sympathien verloren. Die anderen Großmächte verhielten sich zu untätig; blieb also nur noch England und Rußland, zwischen denen die Türkei hin- und herschwankte.

Die Zaren hatten nie ihr altes Ziel, die Festsetzung am Goldnen Horn, und die Umwandlung der Hagia Sofia aus einer Moschee in eine Kirche aus den Augen verloren. Nikolaus I. glaubte im Jahre 1853 die Zeit gekommen, um — vierhundert Jahre nach dem Einzug der Türken in Stambul das Ziel zu erreichen. Er hielt dafür, daß nach den gewaltigen Erschütterungen von 1848/49 Mittel- und Westeuropa der Ruhe bedürfe, und er vermeinte — ganz mit Unrecht — daß man in Wien den Russen dankbar und gewogen sei. Der Zar brach die Gelegenheit zum Kriege vom Zaun. Fürst Menschikoff, der im März 1853 als außerordentlicher Botschafter nach Konstantinopel geschickt wurde, forderte für alle griechischen Christen des osmanischen Reichs das russische Protektorat. Dadurch wäre der Zar nicht viel weniger als Mitherrscher des Sultans geworden; das Ansinnen wurde zurückgewiesen und russische Soldaten überschritten den Pruth.

Nicht weniger als eine halbe Million Streiter zählte beim Ausbruche der Feindseligkeiten das türkische Heer auf — dem Papier. Aber nur ein geringer Bruchteil davon stand in Wirklichkeit an den bedrohten Grenzen, und überdies ließ seine Ausrüstung, Verfassung und Schlagfertigkeit sehr viel zu wünschen übrig. Es gehörte eine eiserne Hand dazu, auch nur einigermaßen Ordnung in dieses Chaos zu bringen. Nun, die eiserne Hand besaß der Oberkommandierende Omer Pascha, ein besonderer Günstling des Sultans, wohl, aber im übrigen war er von den vielen unfähigen Stabsoffizieren des damaligen türkischen Heeres vielleicht einer der unfähigsten. Auch er zählte zu den Renegaten und hieß eigentlich Michael Latas. 1806 als Sohn eines kroatischen Landedelmanns geboren, wurde er in seiner Jugend in politische Umtriebe verwickelt, flüchtete, weil er Unterschlagungen begangen, 1828 nach Konstantinopel, trat hier zum Islam über und nahm Militärdienste. Die Aufmerksamkeit weiterer Kreise lenkte er auf sich und die Gunst des Sultans erwarb er sich, als er 1840 als Brigadegeneral die aufständischen Drusen im Libanon niederwarf und 1851 als Divisionär mit Strömen von Blut Bosnien „beruhigte“. Im bevorstehenden Donaufeldzuge sollten ihm einige belanglose Zufallserfolge gegen russische Minderheiten bald zu großer Volkstümlichkeit in ganz Europa verhelfen. Weit weniger günstig als an der Donau schnitt er im weiteren Verlauf des Krieges in Kleinasien ab, und durch seinen gänzlich verunglückten Entsatzversuch des hart bedrängten Kars verscherzte er sich sogar die Zuneigung des Großherrn, der ihn nach dem Friedensschlusse als Statthalter von Bagdad kaltstellte. Der geldgierige Kroat wirtschaftete aber mit einer selbst für die dortigen Verhältnisse so unerhörten Willkür und Grausamkeit, daß er schon 1859 wieder abberufen und in die Verbannung geschickt werden mußte. Dasselbe Schauspiel wiederholte sich dann 8 Jahre später, als Omer Pascha zur Unterdrückung des auf Kreta ausgebrochenen Aufstandes wieder hervorgeholt wurde. Diesmal ging er aber nicht in die Verbannung, sondern nach Kon-

stantinopel, wo er es 1868 sogar zum Kriegsminister brachte.

Ließ einerseits die Schlagfertigkeit der türkischen Streitkräfte zu Beginn des Krieges viel zu wünschen übrig, so war andrerseits die Truppenzahl, mit der Fürst Gortschakoff in den Donaufürstentümern eingerückt war, durchaus keine sonderlich imposante. Ursprünglich mögen es kaum 25 000 Mann gewesen sein. Sie wurden zwar bald auf 60 000 gebracht, aber mit weiteren Verstärkungen haperte es dann.

Als am 9. Oktober 1853 die Feindseligkeiten eröffnet wurden, und damit zugleich einer der merkwürdigsten Kriege der Weltgeschichte begann, der drei Vierteile Europas und ganz Vorderasien in seinen Bereich ziehen sollte, hatte Fürst Gortschakoff aus St. Petersburg den gemessenen Befehl erhalten, sich wegen seiner zunächst völlig unzulänglichen Truppenzahl rein defensiv zu verhalten und nur die Donaulinie nach Möglichkeit zu behaupten.

Omer Pascha hatte seinerseits unmittelbar an der Donau 60 000 Mann verteilt und stand selbst mit der Hauptreserve von 35 000 Mann bei Schumla, während ein zweites Reservekorps von 15 000 Mann hinter dem linken Flügel aufmarschiert war.

Am 16. Oktober fielen gleichzeitig auf den beiden äußersten Flügeln die ersten Schüsse in diesem denkwürdigen Kriege zwischen den das rumänische Ufer bewachenden Kosakenpikets und türkischen Abteilungen, die in der vorhergehenden Nacht auf den Strominseln bei Widdin und Braila sich eingenistet hatten. Zu einem größeren Artilleriekampf kam es wenige Tage später bei Isaktscha, als einige russische Kanonenboote und Transportdampfer von Galatz nach Ismail fahren wollten und dabei in das Feuer der schweren Geschütze gerieten, die die Türken in ihren bei dem genannten Orte errichteten Schanzen postiert hatten. Die russischen Schiffe ließen sich dadurch aber nicht einschüchtern, sondern nahmen den Kampf sofort auf, indem sie sich mitten im Strome vor Anker legten und den Eisenhagel ihrer Breitseiten nach dem feindlichen Ufer schleuderten. Bis Sonnenuntergang wurde beiderseits diese heftige Kanonade fortgesetzt, bei der die Russen die größere Treffsicherheit bewiesen. Ihr Geschwader konnte denn auch während der Nacht seine Reise ungestört fortsetzen und erreichte am nächsten Morgen glücklich Ismail.

Zu einem größeren Gefecht kam es am 4. November bei Oltenitza. Hier hatten die Türken beträchtlichere Streitkräfte über die Donau geworfen, auch die im Strome selbst gelegenen Inseln stark befestigt und das überragende bulgarische Ufer mit schwerem Geschütz gekrönt. Nach zwei vergeblichen Sturmversuchen mußten die Russen sich zurückziehen.

Nachdem wieder besseres Wetter eingetreten war, ergriffen die Türken unter Achmed Pascha am 6. Januar 1854 sogar die Offensive gegen den die kleine Walachei verteidigenden rechten russischen Flügel unter Generaladjutant Graf Anrept Elmpt, der seine 20 000 Mann recht unzweckmäßig verteilt hatte. Der türkische Vorstoß traf das äußerste, ganz isoliert stehende russische Korps unter Oberst Baumgarten, und so kam es an dem genannten Tage zum Gefecht von Tschetate. Auch diesmal waren die Verhältnisse für die Russen äußerst ungünstig. Baumgarten, ein hervorragend tapferer Offizier, hatte nur 6000, Achmed Pascha über 13 000 Mann und dazu den Vorteil der besseren Stellung. Der Jubel des schadenfrohen Europas über diese zweite russische Niederlage war groß. An Stelle des von dem ergrimmten Zaren Nikolaus sofort abgesetzten Grafen Elmpt erhielt General Liprandi, der als einer der fähigsten russischen Führer galt, den Befehl des rechten Flügels. Er zog alsbald beträchtliche Verstärkungen an sich und schloß die Türken in ihrem verschanzten Lager bei Kalafat so eng ein, daß sie sich kaum zu rühren vermochten, und hier abgesehen von einigen Alarmierungen und Plünderungszügen während der nächsten Wochen und Monate überhaupt nichts mehr vorfiel. Der Oberbefehl über die russische Armee aber wurde im April 1854 dem ruhmreichen Feldmarschall Fürsten Paskewitsch übertragen, und damit kam sofort

ein frischerer Zug, größere Lebhaftigkeit und mehr Zielbewußtsein in die russischen Operationen. Iwan Fedorowitsch Paskewitsch war 1782 geboren und hatte in seinen jungen Jahren alle Feldzüge gegen Napoleon mitgemacht, sich insbesondere vor Paris ausgezeichnet. Manch unverwelkliches Lorbeerreis schmückte den Schädel des greisen Haudegens: 1827 hatte er die Perser besiegt, 1829 Erzerum erstürmt, 1831 die heldenmütigen Polen bezwungen, 1849 die ungarische Revolutionsarmee bei Világos zur Waffenstreckung gezwungen. In seinem bevorstehenden letzten Feldzuge sollten ihm neue Lorbeeren freilich nicht mehr beschieden sein. Er hatte bedeutende Verstärkungen mitgebracht und entschied sich nunmehr sofort für die Offensive, also für den Donauübergang. Dieser sollte am linken Flügel in der Dobrudscha erfolgen, inzwischen jedoch die Aufmerksamkeit des Gegners durch Demonstrationen an anderen Punkten abgelenkt werden. Deshalb errichtete der Ingenieurgeneral Schilder, ein hochbegabter Mann, einige Schanzen gegenüber Rustschuk und postierte darin 20 Geschütze schweren Kalibers. Bei Sistowa legte General Chrulew ein ähnliches Werk an.

In aller Stille hatte inzwischen Paskewitsch die Vorbereitungen zum Donauübergang getroffen und durch Schilder Brücken bei Galatz und Braila schlagen lassen. Die Türken hatten davon gar nichts gemerkt, und nur bei Ismail war ihre Aufmerksamkeit durch die Tätigkeit der Russen erregt worden, und sie hatten deshalb die Besatzung ihrer Schanzen daselbst verstärkt. Der geschickt angelegte und gut vorbereitete Übergang, das letzte Meisterstück des alternden Paskewitsch, glückte denn auch am 23. März 1854 vollkommen. Lüders, der mit 24 Bataillonen bei Galatz, und Fürst Gortschakoff, der mit 12 Bataillonen bei Braila über den Strom ging, fanden in den schwach besetzten Schanzen der völlig überraschten Türken einen kaum nennenswerten Widerstand. Einen um so härteren Strauß hatte dagegen bei Ismail die aus 14 Bataillonen, 16 Eskadrons, 6 Ssotnien (Kosakenschwadronen) und 44 Geschützen bestehende Kolonne des Generals Uschakow zu bestehen. Unter dem heftigsten Feuer der Türken mußte sie ihre Sturmkolonne bilden und erst, nachdem auch die Artillerie genügend vorgearbeitet hatte, konnten die Schanzen nach hartnäckiger Gegenwehr und wütendem Handgemenge genommen werden. Mustafa Pascha zog nun eiligst seine sämtlichen Truppen hinter den Trajanswall zurück und überließ sogar die Festungen Tultscha und Maltschin kampflos dem Feinde. Der Trajanswall trennte hier nun für längere Zeit beide Gegner, denn um ihn überschreiten und weiter vorwärts rücken zu können, war für die Russen die Einnahme von Silistria unerläßlich, das bedrohlich in der Flanke ihrer Marschlinie lag und wo der tüchtige Mussa Pascha über eine starke Besatzung verfügte.

Der bedrängte Sultan hatte sich mit einem Hilfegesuch an die Westmächte gewendet. Napoleon III. hieß diese Gelegenheit willkommen, im Bunde mit England als Verteidiger der Freiheit Europas gegenüber dem despotischen Zaren aufzutreten, und es gelang ihm, das englische Kabinett nach sich zu ziehen. Als Nikolaus die Räumung der Donaufürstentümer, die am 20. April 1854 auch von Österreich und Preußen verlangt wurde, ablehnte, schlossen die Westmächte am 12. März mit der Türkei ein Offensiv- und Defensivbündnis und erklärten am 28. März den Krieg an Rußland.

Fürst Paskewitsch, der richtigerweise noch vor dem angekündigten Eintreffen französisch-englischer Truppen einen entscheidenden Schlag gegen das türkische Zentrum führen wollte, hatte deshalb auch bereits bei Kalaresch ein Belagerungskorps unter General Chrulew aufgestellt. Um sich aber auf der anderen Seite mehr Ellbogenfreiheit zu schaffen, erteilte er dem General Liprandi Befehl zur Räumung der Kleinen Walachei.

Sami Pascha drängte energisch nach, und es glückte ihm, die russische Nachhut am 12. Mai bei Tupla in ein hartnäckiges und verlustreiches Gefecht zu verwickeln. Der Tag hätte bei der großen Übermacht der Türken für die Russen mit einer Katastrophe endigen können, wenn

nicht Liprandi auf die Kunde von der Bedrängnis der Seinigen mit einem Teile seiner Hauptmacht umgekehrt und gerade im entscheidenden Augenblicke auf dem Gefechtsfelde erschienen wäre. So aber hieb er nicht nur seine bereits übel zugerichtete Nachhut heraus, sondern warf auch durch einen kühn angelegten und schneidig durchgeführten Gegenangriff die Türken völlig über den Haufen. Als er aber dann am nächsten Tage in Fortsetzung des Rückzuges an der Aluta ankam, mußte er die unangenehme Entdeckung machen, daß seine bereits durchmarschierte Hauptmacht die Brücke bei Slatina voreilig abgebrochen hatte. Die Russen gerieten hierdurch aufs neue in eine sehr kritische Lage.

Die denkwürdige Belagerung Silistrias ist für die Türkei zum Glanzpunkte des ganzen Krieges und Silistria zu einer ruhmreichen Vorläuferin von Plewna geworden, dessen trauriges Endschicksal der Donaufestung überdies erspart blieb: am 21. Juni mußte die Belagerung aufgehoben werden.

Viel weniger als an der Donau war das Glück den Türken auf dem asiatischen Kriegsschauplatze hold. Gleich der Auftakt war ein schriller Mißton, nämlich die katastrophale Niederlage der türkischen Flotte im Hafen von Sinope (30. Nov. 1853), am Schwarzen Meer. Hier hatten sich unter dem Befehle Osman Paschas sieben Fregatten, drei Korvetten, ein Kanonenboot, zwei Raddampfer und zwei Transportschiffe vor Anker gelegt, aber dabei unbegreiflicherweise die allergewöhnlichsten Vorsichtsmaßregeln außer Acht gelassen. Einem so tätigen Gegner wie dem Vizeadmiral Nachimow, dem Befehlshaber der russischen Flotte im Schwarzen Meere, gegenüber mußte sich das bitter rächen. Kaum hatte er in Sebastopol durch seine Kundschafter die Situation der feindlichen Flotte in Erfahrung gebracht, als er auch schon (er ist später auf den Wällen von Sebastopol gefallen) beschloß, dem sorglosen Gegner ein zweites Navarino zu bereiten. Es ist Nacht. Alles finster und still. Hafen und Stadt Sinope werden vom bleich erzitternden Lichte des teilweise verhüllten Mondes beleuchtet. Ein heulender Wind fegt über die Fluten, und plätschernd schlagen die erregten Wogen gegen die Luken der türkischen Flotte, auf der sich alles ahnungslos und in größter Sorglosigkeit dem süßen Schlummer überlassen hatte. Da, was ist das? Am Eingang des Hafens, wo die Befestigungswerke alles in tiefsten Schatten hüllen, erscheinen fast lautlos Masten, Segel, ganze Schiffe, immer mehr. Wie Schatten gleiten die russischen Fahrzeuge dahin und stellen sich am Eingang des Hafens auf, ihre Breitseiten der türkischen Flotte zugekehrt. Wieder herrscht einige Augenblicke hindurch tiefe Stille. Dann aber erdröhnt urplötzlich ein donnerartiger Knall, ein schlängelnder Blitz scheint sich die ganze dunkle Front entlang zu winden und Pulverdampf hüllt alles ein, während drüben bei den Türken das Krachen der gestürzten Maste und Rahen, das Jammergeschrei der Verwundeten und der panische Schrecken der so unsanft aus dem Schlaf erweckten Seeleute Kunde gibt, daß die Salve nur zu gut getroffen hat. Eine Szene von unbeschreiblicher Verwirrung folgt. Breitseite auf Breitseite entsendet ihren eisernen Hagel unter die dicht gedrängten Türken, die zunächst nahezu wehrlos sind. Schon beginnen einige Schiffe zu sinken, ein anderes steht in hellen Flammen, ein drittes, bei dem eine Bombe in die Pulverkammer gefallen war, fliegt unter entsetzlichem Krachen in die Luft. Endlich werden doch einige der türkischen Schiffe gefechtsklar und suchen unter persönlicher Führung ihres Admirals den Durchbruch zu erzwingen. Allein Osman Pascha fällt im entscheidenden Augenblick, und nur wenigen gelingt es, sich durchzuschlagen. Die anderen werden nach kurzem Kampfe in das enge Hafenbecken zurückgetrieben und dort schonungslos vernichtet. Diese blutige Nacht kostete die Türken 11 Schiffe und 5000 Mann. Bei den Russen waren 2 Fahrzeuge beschädigt und 300 Mann getötet oder verwundet. Nachdem der russische Admiral auch noch die Befestigungen von Sinope zerstört hatte, kehrte er, reich mit Beute beladen, wieder nach Sebastopol zurück.

Zu Land hatten die Türken infolge des starken Zuzugs von Irregulären quantitativ entschieden die Übermacht, denn den 40000 Mann, die unter Abbi Pascha vor Erzerum zu beiden Seiten des Kur auf der Straße nach der russischen Festung Achaltsiche standen und den 25000, die unter Selim Pascha an der Küste bei Batum den linken Flügel bildeten, vermochte der Oberbefehlshaber der Russen, Fürst Bebutow, insgesamt höchstens 25000 entgegenzustellen. Obendrein waren diese schwachen Streitkräfte noch stark zersplittert. Zur Unterstützung Selim Paschas erschien eine englisch-französische Flotte, die die Seestädte Redutch-Kaleh und Poti in Mingrelien mit Marinesoldaten besetzte.

Übel zugerichtet kehrte jedoch im Juni 1854 Selim Pascha mit seinen stark gelichteten Truppen über die Grenze zurück. Indessen konnten die Russen auch diesmal ihren Sieg nicht verfolgen, da im Kaukasus ein furchtbarer Tscherkessenaufstand ausbrach, der sie während der nächsten Wochen vollauf beschäftigte und keinen Gedanken an einen Einmarsch in türkisches Gebiet aufkommen ließ.

Erst als diese Empörung völlig niedergeworfen war, überschritt Fürst Bebutow den Grenzfluß Arga Tschai und drang gegen Kars vor, während die Abteilung des Barons Wrangel von Eriwan aus gegen die Pässe des Ararat marschierte. Die türkische Hauptmacht wurde unter Valy Pascha vor Erzerum konzentriert, während Mustafa Pascha mit 14000 Mann (darunter nur 3000 Mann Reguläre) den linken Flügel bildete.

Anfang Juni 1855 rückten denn auch die Russen in drei Kolonnen vor. Die linke unter Kowalewski vertrieb den Feind nach schwachem Widerstande aus Tschyldir, zerstörte die dortigen Werke und vereinigte sich dann mit dem Zentrum, das unter Fürst Gagarin 1½ Meilen vor Kars beim Dorfe Zain Köi Halt gemacht hatte. Am 14. Juni erhielt der die türkischen Vorposten befehligende Oberst Schwarzenberg durch seine Vedetten Nachricht vom Anmarsch größerer Massen russischer Reiterei. Er ging zuerst langsam und in guter Ordnung zurück, als aber beim Feinde Galopp geblasen wurde, ergriffen zunächst seine Baschi-Bozuks in panischem Schrecken die Flucht, und bald folgte ihnen das ganze Detachement in wilder Auflösung, wobei mehrere Offiziere das schlechteste Beispiel gaben. Alle Bemühungen, die Flüchtigen zum Stehen zu bringen, erwiesen sich als vergeblich, zumal eine zweite russische Abteilung sich anschickte, ihnen von der Flanke her den Rückzug abzuschneiden. Erst unter den Kanonen der Festung machten die hasenfüßigen Reiter wieder Halt. Schon am übernächsten Tage unternahm Murawiew in Person abermals eine größere Rekognoszierung, wobei seine von Kosaken und Irregulären umschwärmten Truppen in entwickelter Gefechtsordnung und unter Mitnahme von Geschütz vorgingen. Nachdem sie sich eine Weile mit den Baschi-Bozuks herumgeschossen hatten, stießen sie auf zwei reguläre türkische Reiterregimenter. Das eine von ihnen machte den Versuch, zu attackieren, wurde dabei aber von einem durch einen Hügel verdeckt gewesenen Kosakenregiment überraschend in der Flanke gepackt und völlig über den Haufen geworfen. Freilich gerieten auch die Kosaken bei ihrer allzu hitzig betriebenen Verfolgung in den Feuerbereich der türkischen Festungsgeschütze und wurden dadurch zu schleunigster Umkehr genötigt. Von einer eigentlichen Belagerung der Festung konnte zunächst übrigens gar keine Rede sein, da es den Russen an dem dazu nötigen Material völlig gebrach. Sie mußten sich daher auf eine bloße Blockade beschränken und bemühten sich zugleich, dem Feinde durch ihre überall herumschweifenden Reitertrupps möglichst Abbruch zu tun. Dies gelang ihnen denn auch in weitgehendem Maße. In Anbetracht des Umstandes, daß Kars nur sehr notdürftig mit Lebensmitteln versehen war, war für die Türken insbesondere der Verlust des großen, im Dorfe Tschiplaki aufgespeicherten Getreidevorrats empfindlich, den die Russen am 20. Juni wegnahmen und verbrannten. Ebenso unglücklich für die Türken verlief am 10. September ein Reitergefecht bei Penneck, wo sie auf der Straße von Erzerum nach Kars eine

Reiterdivision von 3000 Mann unter Ali Pascha aufgestellt und ihm noch vier Geschütze und einige Hundert Baschi-Bozuks beigegeben hatten. Beim Anrücken der Russen machten sich diese schlennigst aus dem Staube, und auch die reguläre Kavallerie hielt nur so lange stand, als sie lediglich mit Kriegsraketen beworfen wurde. Sobald aber eine dunkle Linie von Kosaken sich von den Hügelkämmen in die Ebene herab ergoß, fingen ihre Glieder an zu schwanken, warfen sich allmählich herum und gingen zurück: erst im Schritt, dann im Trab, bald aber in vollem Lauf, stundenweit! Erst um Mitternacht konnte dieser sinnlosen Flucht bei Olti Einhalt getan werden. Die Russen büßten in diesem für die einst hochberühmte türkische Reiterei so beschämenden Gefecht nur 4 Tote und 3 Verwundete ein.

Nunmehr schloß Murawiew Kars enger ein und brachte die vielumstrittene Feste in arge Bedrängnis. Der Hunger stieg im gleichen Maße, wie die Hoffnung auf Entsatz verschwand, so daß sich die tapferen Verteidiger endlich genötigt sahen, am 27. November zu kapitulieren. Die noch 12 000 Mann starke Besatzung wurde in die Kriegsgefangenschaft abgeführt.

So hatte auf asiatischem Boden mit dem Falle von Kars das eiserne Würfelspiel endgültig zum Vorteil der Russen entschieden, zumal auch der so pomphaft angekündigte Vormarsch Omer Paschas völlig gescheitert war.

Am 4. Oktober hatte er sich endlich gegen Tiflis in Bewegung gesetzt, rückte aber unendlich langsam und schwerfällig vor, so daß der ihm mit nur ganz schwachen Detachements gegenüberstehende Fürst Bagration Zeit behielt, 10 000 Mann zusammenzubringen und mit diesen dem Feinde am Ufer des Ingur entgegenzutreten. Zwar erzwang Omer Pascha vermöge seiner dreifachen Übermacht am 4. November nach kurzem Artilleriekampfe den Übergang, aber sein Gegner bezog nun hinter dem Tschen Tai auf der Straße nach Kutnissi eine so feste Stellung, daß der Pascha ihn hier überhaupt nicht anzugreifen wagte, sondern nach längerem Zögern und auf die Kunde der Übergabe von Kars hin nun seinerseits den Rückzug antrat. Dieser verlief aber höchst unglücklich, denn Fürst Bagration folgte ihm unverweilt mit allen verfügbaren Truppen, und seine vorausschwärmenden Kosakenscharen fügten durch unablässige Beunruhigung, durch fortwährende Angriffe in den Flanken, durch Zerstörung von Brücken und Vernichtung von Magazinen den Türken großen Schaden zu, wie auch die einheimische Bevölkerung ihren langsamen Zug auf alle nur mögliche Weise erschwerte, belästigte und störte. Fürst Dagirin überholte die Türken mit leichten Truppen und überfiel am 14. Dezember die Stadt Sugdidi, wo die Besatzung in die Pfanne gehauen und ein ungeheurer Getreidevorrat verbrannt wurde. Schrecklich heruntergekommen und gewaltig zusammengeschmolzen war das Heer, mit dem Omer Pascha endlich am 18. Dezember die Meeresküste wieder erreichte, womit nicht nur dieser unrühmliche Rückzug, sondern überhaupt der Waffengang auf diesem Teile des Kriegstheaters sein Ende erreichte.

An den großen Kämpfen auf dem Hauptkriegsschauplatze in der Krim und vor Sebastopol waren türkische Truppen nur wenig beteiligt. Hier führten die Franzosen und in zweiter Linie die Engländer die Entscheidung herbei; auch das kleine Sardinien trat am 26. Januar 1855 in die Reihe der kriegführenden Mächte und schickte ein Hilfskorps nach der Krim. Als die aus 84 Kriegs- und 300 Transportschiffen bestehende Flotte der Verbündeten Mitte September 1854 bei Eupatoria die ersten 64 000 Mann ans Land setzte, befand sich dabei allerdings auch eine türkische Division von 9000 Mann unter Achmed Pascha. Diese machte am 20. September auch die siegreiche Schlacht an der Alma gegen Menschikoff mit, wobei sie dem Oberbefehl des tatkräftigen und unternehmungslustigen französischen Generals Bosquet unterstellt war, der den Tag durch eine Umfassung des linken russischen Flügels entschied, seine mohammedanischen Verbündeten aber zumeist in der Reserve beließ. Als dann die Franzosen und Engländer anfangs Oktober unter

dem Oberbefehl Canroberts und Raglans die ewig denkwürdige Belagerung von Sebastopol zu Wasser und zu Lande eröffneten, beließ man die Türken neben der Hochländerbrigade und der englischen Reiterei in einer vorgeschobenen Beobachtungsstellung gegen Fürst Menschikoffs Feldarmee auf dem Höhenzuge, der das Tal der Tschernaja von dem von Balaklawa trennt. Sechs weitere Bataillone wurden noch aus Konstantinopel herangezogen und zur Deckung der Belagerung umfangreiche Schanzarbeiten ausgeführt. In dieser Stellung hatten die Türken in der durch die Vernichtung der englischen Reiterei berühmt gewordenen Schlacht von Balaklawa am 25. Oktober den ersten Stoß des Feindes auszuhalten, der hier von ihrem alten Gegner aus der Walachei, dem General Liprandi, befehligt wurde. Sie bestanden die Probe schlecht genug. Unter dem Schutze des Morgennebels war es den russischen Sturmkolonnen gelungen, unbemerkt bis dicht an die Schanzen heranzukommen, so daß sie die ersten beiden Redouten nach kurzem Kampfe gleich im ersten Anlauf wegnehmen konnten. Auch Redoute IV mußte bald verlassen werden, da sie von den Russen vom höheren Sapunberge aus mit überlegenem Geschütz bestrichen wurde. Nur in Redoute III leisteten die Türken hartnäckigen Widerstand, mußten aber auch hier schließlich dem russischen Bajonett weichen. Ihre fliehenden Massen wurden von dem inzwischen durch General Campbell auf der Höhe von Radikoi entwickelten 93. englischen Regiment aufgenommen und spielten im weiteren Verlauf der Schlacht dann keine Rolle mehr. Diese selbst endigte unentschieden, da die Russen ihren Vorstoß nicht energisch genug durchführten. Als sie einige Wochen später ihren Entsatzversuch wiederholten und es dadurch am 5. November 1854 zu der blutigen Schlacht bei Inkerman kam, die fast mit einer Katastrophe für die englische Armee geendigt hätte, wenn ihr nicht noch im letzten Augenblick Bosquet Hilfe gebracht hätte, war das türkische Korps am Kampfe selbst nicht beteiligt. Im Winter fiel an der Tschernaja überhaupt nichts Bedeutendes vor, doch landete Omer Pascha bei Eupatoria mit zwei weiteren türkischen Divisionen, die zeitweise zum Belagerungskorps gezogen und zu der aufreibenden Arbeit in den Laufgräben verwendet wurden. Im Febr. 1855 wurden sie aber wieder nach Eupatoria zurückverlegt, und eine weitere Infanterie- sowie eine Kavalleriedivision kamen hinzu. Die Befestigungswerke von Eupatoria, die bisher nur aus primitiven Erdwerken bestanden hatten, wurden nun bedeutend verstärkt. Fürst Menschikoff, der bis dahin den Platz nur durch Reiterei unter Baron Wrangel hatte beobachten lassen, schickte daher den General Chrulew mit 30 Bataillonen und entsprechender Artillerie ab, um ihn womöglich zu nehmen und die Türken, deren Zahl man gewaltig unterschätzt hatte, zu vertreiben. Am 17. Februar 1855 kam es zum Kampfe. Die Russen nahmen zwar die Außenlinien, konnten sie aber gegen die türkische Übermacht umso weniger behaupten, als die schweren Geschütze der französisch-englischen Flotte von der Bucht aus in den Kampf mit eingriffen. General Chrulew mußte daher bald zur Überzeugung von der Uneinnehmbarkeit des Ortes kommen und trat bei Zeiten einen geordneten Rückzug an. Türkischerseits fiel in diesem Gefechte der Befehlshaber der ägyptischen Division, Selim Pascha, „der letzte der Mameluken". Am 19. April unternahm Omer Pascha mit Unterstützung englischer und französischer Reiterei eine große Rekognoszierung gegen Baidar, bei der aber nicht viel herauskam. Zwei seiner Divisionen waren inzwischen wieder nach dem Paß von Balaklawa abgezweigt worden. An der berüchtigten Plünderungsexpedition gegen Kertsch, die Ende Mai in Szene gesetzt wurde, nahmen auch 3000 Türken unter Reschid Pascha teil. Sie besetzten insbesondere das von den Russen geräumte Anapa, das in der Nähe der Meerenge an der tscherkessischen Grenze liegt, um der feindlichen Krimarmee die Verproviantierung zur See zu erschweren. Die bei Balaklawa stehenden türkischen Truppen beteiligten sich am 25. Mai an dem Gefecht an der Traktirbrücke und wurden dann näher an das Belagerungskorps herangezogen. Den großen, aber

vergeblichen Sturm vom 18. Juni hatten sie in Gemeinschaft mit den Sarden durch einen Scheinangriff gegen das jenseits der Tschernaja gelegene Ai-Todor zu unterstützen. An dem berühmten Sturm auf den Malakow am 8. September 1855, der den Fall Sebastopols herbeiführte, haben die Türken ebenfalls nicht teilgenommen. Nachdem die Russen am nächsten Tage die allein belagerte Südseite der stolzen Festung geräumt hatten und dadurch dieses gigantische Ringen einen vorläufigen Abschluß gefunden hatte, verlegte sich der neue Oberfeldherr der Verbündeten, General Pélissier, mehr auf kleinere Unternehmungen.

Durch den Frieden von Paris wurde der ganze Krieg, dessen Urheber, Nikolaus I., inzwischen aus Gram über seinen Mißerfolg gestorben war, im Herbst 1856 beendet. Gewonnen hat die Türkei nichts dabei, nur Louis Napoleon, der jetzt als Schiedsrichter Europas glänzte.

Die Verwestlichung der Türken.

Der Krimkrieg ist im Grunde für die Türkei siegreich ausgegangen. Allein es gibt Verschwender, denen selbst eine reiche Erbschaft nichts hilft, und es gibt Staaten, die sich zu Tode siegen. Seit dem Krimkriege ist es das Unglück der Türkei gewesen, daß sie zwar noch zahlreiche Erfolge davontrug, daß sie aber niemals einen rechten Nutzen davon hatte. Auch die Modernisierung, die Verwestlichung des osmanischen Reiches hat ihm lediglich zum Nachteile gereicht. Die Einflüsse des Okzidents wurden immer stärker, der orientalische Kern dagegen, die „Raison d'être" jenes von Mohammedanern beherrschten Reiches wurde immer schwächer. Die Türkei ruht eben auf ganz anderer Grundlage als christliche Staaten. Daher mußte eine Umänderung dieser Grundlage, wenn sie auch mit noch so schönen Namen, als da sind Reformen, neuzeitlicher Geist, Modernisierung, umkleidet wurde, ohne weiteres das Staatsgebäude gefährlich erschüttern. Die Sklaverei wurde theoretisch abgeschafft. Die nichtislamischen Rajahvölker sollten besser gestellt werden. Der Libanon erhielt eine fast unabhängige Verfassung unter einem christlichen Statthalter, veranlaßt durch das Christengemetzel von Damaskus 1860. Endlich wurde das Finanzwesen, zunächst mit Hilfe des Österreichers Lakenbacher, saniert. Am meisten Erfolg aber hatte die Reformarbeit in Bosnien, das tatsächlich noch in letzter Stunde einer hohen Blüte entgegengeführt wurde, wie eine Landschaft, die von den milden Strahlen der untergehenden Sonne anmutig verklärt wird. Ferner erlebte Mesopotamien unter dem klugen Midhat Pascha einen hohen Aufschwung.

Die Abbröckelung der Türkei nahm inzwischen ihren Fortgang. Auf Kandia brach 1866 ein schlimmer Aufstand aus. Der Statthalter von Ägypten, Ismail Pascha, erlangte die Erblichkeit seiner Familie und erhielt den Titel Khedive, der im Ostpersischen ursprünglich Gott, dann König, Fürst bedeutet. Im Innern wirkten zersetzend die Jungtürken, deren bedeutendste Führer der albanische Dichter Kemal Bey, ferner Zia Pascha, der ägyptische Prinz Mustafa Fassil und dann vor allem Midhat Pascha waren. Die Jungtürken waren von allem Anfang an Chauvinisten.

Die Wechselwirkungen mit dem Westen wurden immer reger. Schon gerieten Fürsten des Orients auf den Gedanken, das christliche Europa einmal zu besuchen. Am meisten hat sich in dieser Hinsicht der Schah Nassr Eddin ausgezeichnet. Später kamen indische Maharadschas und der Sultan von Johore. Die Pariser Weltausstellung von 1867 sah unter den fremdländischen Besuchern auch den Osmanensultan Abdul Aziz. Die Ulema waren in nicht geringer Verlegenheit, als ihre Meinung darüber eingeholt wurde, ob ein solcher, durch die Tradition nicht geheiligter Ausflug überhaupt

zulässig sei. Der Scheich ül-Islam soll über die Schwierigkeit durch die Bemerkung hinweggeholfen haben, daß der Sultan die Länder, die sein Fuß betritt, dadurch erobert habe und sie den Souveränen, die er besuche, gleichsam zurückschenke.

Der Sultan reiste mit Nutzen; er sah die Höfe von London und Wien sowie den Napoleons III. und kam auch mit dem Könige von Preußen zusammen. Nach seiner Rückkehr nahm er dann die Reformen energisch in Angriff.

Der Suezkanal.

Eines der bedeutendsten Ereignisse in der Geschichte Asiens und Afrikas ist die Eröffnung des Suezkanals 1869. Der Ruhm, ihn zustande gebracht zu haben, gebührt dem Khediven Ismail und dem Franzosen Lesseps. Den Suezkanal hatte zunächst der Österreicher Pressel, dann sein Landsmann Negrelli schon 1847 geplant. Über den weiteren Verlauf berichtet Konsul Peez in seinem schönen Buche „Vom Balkan zum Libanon“:

Ferdinand v. Lesseps, dessen Name für immer mit dem Suezkanale verbunden sein wird, war in den Dreißigerjahren französischer Konsularbeamter in Kairo und beschäftigte sich auf Grund der in der Handelssektion des Auswärtigen Amtes zu Paris gewonnenen Erfahrungen mit den auf die kommerzielle Erschließung Ägyptens bezüglichen Fragen, hierbei auch mit dem Elaborate, das Lepère (1798) im Auftrage Napoleons I. über die Möglichkeit eines Isthmuskanals verfaßt hatte. Ein günstiger Zufall ließ ihn damals die nähere Bekanntschaft des ägyptischen Prinzen Saïd machen und dessen Wohlwollen sich erringen. Aus Ägypten führte ihn eine glänzende Laufbahn wieder nordwärts, durch verschiedene andere Stellungen in Hafenstädten bis zu dem für Frankreich höchst wichtigen Posten eines Gesandten in Madrid.

„Im Jahre 1850 trat Lesseps nach 25jähriger Dienstzeit in den Ruhestand und zog sich anfangs auf sein Landgut zurück, um dort die während seiner Amtsjahre begonnenen Studien wieder aufzunehmen. Fünf Jahre hindurch gab er sich im besonderen den Erhebungen in betreff des Suezkanals hin, und es bildete sich in ihm die Überzeugung, daß die Landenge von Suez im Interesse Europas durchstochen werden müsse. Da der Vizekönig Abbas I. aus politischen Gründen hiervon nichts wissen wollte (im Hinblicke auf die Selbständigkeit des Landes hatte er nicht ganz unrecht), wandte sich Lesseps 1852 an den obersten Souverän Ägyptens, aber auch Sultan Abdul Medschid ließ sich nicht von der Unschädlichkeit des Suezkanalprojektes überzeugen. Abbas' I. Abneigung gegen das letztere wohl kennend, ließ er Lesseps mitteilen, die Angelegenheit gehe nicht die Türkei, wohl aber Ägypten an, und Lesseps möge diesbezüglich beim Khedive vorstellig werden.

„Noch 1852 stand die Sache des Suezkanales schlecht. Da traten in rascher Folge mehrere Ereignisse ein, welche einen völligen Umschwung zugunsten Lesseps' hervorgebracht haben. 1853 heiratete Napoleon III., der Kaiser der Franzosen, Lesseps' Verwandte, Eugenie von Montijo, und versicherte ihn der nachhaltigsten Unterstützung. 1854 starb der Hauptgegner des Kanalprojektes, Abbas I., und hatte den Lesseps gewogenen Saïd Pascha zum Nachfolger. Lesseps wurde von dem letzteren in seine Nähe gezogen und von ihm beauftragt, den Österreicher Negrelli als Verfasser des Kanalprojekts einzuladen, sich der im Jahre 1855 gebildeten internationalen wissenschaftlichen Kommission anzuschließen und persönlich nach Ägypten zu kommen. Negrelli langte am 18. November 1855 in Alexandrien an, sein Plan wurde angenommen und er zum Generalinspektor der auszuführenden Suezkanalarbeiten ernannt. Jedoch hatten die vielen Aufregungen die

Gesundheit des rastlos tätigen Mannes erschüttert: er starb fast siebzigjährig am 1. Oktober 1858, und damit kam Österreich um die Ehre, den Suezkanal zu bauen und den letzten Schlußstein zum Werke der Pharaonen zu setzen.

„Negrellis Namen verewigt eine Straße in Ismaïlia, zu seinem Nachfolger aber wurde durch die Gunst des Vizekönigs und die Unterstützung seines kaiserlichen Verwandten Ferdinand v. Lesseps ernannt, ein Nichttechniker erhielt den Vorzug vor vielen Technikern von Weltruf. Aber schlecht war die Wahl darum nicht, denn offenbar hatte Saïd Pascha die Tatkraft und Gewandtheit des ehemaligen Diplomaten kennen gelernt. An der Spitze eines mächtigen Arbeiterheeres zog er in die Sandwüste zwischen Asien und Afrika, um hier Heldentaten im Dienste des Welthandels zu verrichten. Schier unüberwindliche Schwierigkeiten wurden geebnet, die Versorgung des Arbeiterheeres mit Trinkwasser wurde durch Zuleitung von Nilwasser in mehreren Kanallinien durchgeführt, für Zufuhr von Nahrungsmitteln, für die Beistellung von provisorischen Unterkünften, für die Gesundheitspflege mußte gesorgt werden. Die Beschaffung der für das ungeheure Werk erforderlichen großen Geldmittel mußte regelmäßig vor sich gehen. Überall war Lesseps selbst anwesend, überall war seine Hand tätig, er vervielfältigte sich und legte eine fast übermenschliche Arbeitskraft an den Tag.

„Aber die Basis des Unternehmens? Die Pläne Negrellis? Darüber hat es einen bösen Streit gegeben. Die einen sagten, Lesseps habe sie durch Kauf erworben; die anderen fragten vergeblich nach den näheren Umständen und klagten den modernen Condottiere an, er habe sie mit Trug an sich gebracht, mit Gewalt zurückbehalten, um mit stillschweigender Konnivenz der Behörden einen Pappenstiel (20000 Franken anstatt einer Million) dem Nachlasse Negrellis dafür zu bezahlen.

„Ein Cato war also Ferdinand v. Lesseps nicht. Aber er hat als Nichttechniker das riesige Werk glücklich zustande gebracht, obwohl er mehr Menschenleben zugesetzt als Rhamses II., der Erbauer des ersten Kanals, und mehr Geld aufgewendet hat, als Ptolemaeus II. Und wenn Ferdinand v. Lesseps die ihm vorgeworfene Schlechtigkeit an Negrellis Erben begangen, so hat die Nemesis der Weltgeschichte ihn noch bei Lebzeiten ereilt; bei dem Panamakanale hat es sich gezeigt, was Lesseps ohne Negrelli war: ein gewaltiger Großunternehmer, ohne das geringste Verständnis in rein technischen Dingen. Einem anderen als einem vom eigenen Ruhme berauschten, altersschwachen Manne hätte es sofort einfallen müssen, daß es ein wesentlich anderes Ding ist, einen Kanal durch eine niedere Sandstrecke zu bauen, als durch drei hohe Gebirgsketten. Nach Vergeudung von Milliarden fremden Geldes und unerhörtem Verluste von Arbeitern und Ingenieuren sank Lesseps, beladen mit dem Fluche von Millionen Menschen, die er um ihre Habe und um das Leben teurer Angehöriger, zahlloser Familienerhalter gebracht hatte, als ein wegen schmutziger Machenschaften Verurteilter ins Grab.

„Wer hätte ein solches Ende 25 bis 30 Jahre früher geahnt, als Lesseps als Generaldirektor die von ihm gegründete „Compagnie Universelle du Canal Maritime de Suez“ durch zahllose Widerwärtigkeiten hindurch steuerte, allerdings wärmstens unterstützt durch die öffentliche Meinung in Frankreich und Österreich, weil die Abkürzung des Weges von Bombay durch den Suezkanal nach Triest gegenüber dem Wege um das Kap der Guten Hoffnung 61 Prozent und jene für Marseille 59 Prozent beträgt. Und warum stand England abseits? Weil die Abkürzung des Weges für Liverpool nur 38 Prozent beträgt und weil man im Inselreiche die Erschließung eines kürzeren Zuganges nach Ostindien nicht gern sah. Die britische Regierung warnte amtlich vor dem Ankaufe von Aktien. In Privatkreisen ging es nicht anders: der berühmte Ingenieur Georg Stephenson sagte: ‚Das ist wieder ein Projekt, das den Unternehmer zugrunde richten wird.‘ Lord Palmerston, welcher lange als eine Leuchte von Europa galt, nannte das Projekt einen

‚Gimpelfang im großen'; ‚von Zeit zu Zeit tauchen Unternehmungen im Gehirne phantasievoller Menschen auf, welche dazu bestimmt sind, die Taschen leichtgläubiger Spekulanten zu leeren'. Nicht günstiger urteilte damals der gleichfalls als erstklassige, seiner Zeit weit vorausblickende Intelligenz gepriesene Disraeli. Und doch hat er, als das Werk glücklich vollendet war, 1875 eine finanzielle Depression der Unternehmung benützt, um einen großen Teil der Aktien aus dem Besitze des Khedive zu erwerben und damit den ersten Schritt zur englischen Festsetzung in Ägypten zu tun.

„Den Höhepunkt in Lesseps' Leben und wohl die glänzendste Feierlichkeit, die auf der Meerenge je stattgefunden hat, zeigt uns der 19. November 1869, der Tag der Eröffnung des Suezkanals. Die Kaiserin Eugenie von Frankreich und Kaiser Franz Josef wohnten der Feier bei, die dem Khedive nicht weniger als zweiundachtzig Millionen Mark gekostet haben soll. Nachher sollte Ägypten wieder zur alltäglichen Kulturarbeit zurückkehren, um sich immer mehr dem europäischen Staatensystem zu nähern.

„Da zeigte sich aber die Wirkung eines unsichtbaren, unbezwinglichen Hindernisses, und das war der Lessepssche Geist, jener Geist, der im Anblick eines hochgesteckten Zieles alle Mittel geringschätzt und ohne Rücksicht auf die Gegenwart nur für eine entfernte Zukunft arbeitet, jener Geist, der ohne genügende finanzielle Fundamentierung sich an schwierige Unternehmungen heranwagt und Hunderttausende in seine Kreise zieht, unbekümmert, wie viele davon im Strudel versinken. So geschah es beim Suezkanale, an welchem Tausende ihr Leben, ihre Gesundheit, ihr Vermögen ließen, damit 25 Jahre später Menschen anderer Herkunft die goldene Frucht pflücken konnten. Dieser Lessepssche Geist herrschte jetzt auch im inneren Staatsleben Ägyptens. Der Khedive baute Eisenbahnen und Schlösser, ließ sich in kostspielige diplomatische Verhandlungen zwecks Einführung der Primogenitur ein und trachtete, sein Reich nach Süden hin zu erweitern. Es gelüstete ihn, als Eroberer im Innern des schwarzen Erdteils aufzutreten. Immer weiter drangen seine Truppen vor, durch Nubien gegen Abessinien. Aber auch diese Eroberung konnte nicht bestehen angesichts der Zerrüttung der Finanzen und der Verluste an Menschenmaterial. Der Lessepssche Geist hat das Khediviat in eine Sackgasse geführt, trotz des ungeheueren Ertrages der ägyptischen Baumwolle, welcher den Vizekönig Ismaïl befähigt hatte, noch im Jahre 1867 auf der Weltausstellung in Paris als reichster Mann der Erde mit unerhörtem Luxus aufzutreten. Dieser Geist hatte in der Absicht, das innere Afrika zu zivilisieren, die Kräfte Ägyptens zersplittert und sein Herzblut vergeudet.

„Das Schicksal Ägyptens ging, wie schon früher so oft, auch nunmehr von der Landenge von Suez aus. Regelmäßig schwammen auf der durch Ägypten mit Hilfe französischen Geldes und französisch-österreichischer Technik gebauten Wasserstraße die Riesen des Meeres heran mit Eisen, Kohle und Industrieprodukten aus Europa, mit Baumwolle, Reis, Getreide, Tee und Gewürzen aus Asien. Und acht vom Hundert waren es Schiffe aus Frankreich, kaum vier vom Hundert kamen aus Österreich-Ungarn, 45 Prozent dagegen stellte England, die Beherrscherin der Meere. Und eines Tages, als über dem Balkan sich wieder einmal Kriegswolken zusammenzogen, kaufte England einen großen Teil der Aktien um billiges Geld; sieben Jahre später sagte es: ‚Ich will zu dem Kanale auch das Land haben' und nahm es mit bewaffneter Hand. Als Operationsbasis in dem letzteren Falle diente der Suezkanal. So hat sich das Schicksal Ägyptens — das freilich dem Namen nach immer noch als ‚Tributärstaat' der Hohen Pforte aufgeführt wird — vollzogen, genau nach der $2^1/_2$ Jahrtausende alten Prophezeiung, daß bewaffnete Männer des Nordens vom Kanale kommen und das Land erobern würden."

Die Ermordung von Abdul Aziz.

Das 19. Jahrhundert war die Zeit für das Erwachen der Volkstümer. Italien und das Deutsche Reich erwuchsen zu Nationalstaaten. Auch die Sehnsucht kleinerer Volkheiten richtete sich auf die Gründung eigener Staatswesen. Die Südslawen, die Rumänen, die Griechen und Albaner waren in fortwährender Gärung. Einigermaßen waren bereits Griechen und Rumänen an das Ziel ihrer Wünsche gelangt, dagegen blieben Serben, Bulgaren und Mazedonen, Kutzowlachen und Skipetaren unbefriedigt. Die Errichtung eines bulgarischen Exarchates, mit anderen Worten einer selbständigen bulgarischen Kirche 1870 stachelte, weit entfernt den heftigen Eifer der Bulgaren zu dämpfen, dies gewalttätige, aber tüchtige Volk nur zu neuen Anstrengungen an.

Im Jahr 1875 begannen Wirren auf der Balkanhalbinsel, die wie unter der Asche schwelendes Feuer zwei Jahre lang fortdauerten, bis daraus ein großer Krieg entstand. Selbst ein Mann wie Bismarck hat sich hier grimmig geirrt. Im Reichstag erklärte er 1875: noch nie sei der politische Himmel so rein von Wolken gewesen, und wenige Wochen darauf entstanden Unruhen in der Herzegowina, auf die der Aufstand der Serben folgte. Die Russen kamen ihren serbischen Brüdern zu Hilfe. Ein gewaltiges Ringen hob an, der größte und bis jetzt letzte Zwist von den vielen, die Zar und Sultan miteinander gehabt haben. Wohl waren, der Ausdehnung und der Beteiligung anderer Mächte nach, der erste Krieg Katharinas und der Krimkrieg noch bedeutender gewesen, aber kein Ringen ist in seinen weltgeschichtlichen Folgen so nachhaltig gewesen wie das jetzt beginnende. Es kam den christlichen Angreifern, wie so oft, die Uneinigkeit der Mohammedaner zu Hilfe. Die Türkei war von Thronstreitigkeiten und Verfassungswehen durchzittert. Ferner half den Slawen ein Mißgriff Gladstones. Dieser Doktrinär, von dem niemals zu verstehen sein wird, wie er es fertig gebracht, so oft Premierminister zu werden, nahm die Unterdrückung bulgarischer atrocities (Abscheulichkeiten) zum Ausgang, um von türkischen atrocities zu sprechen. Mit den Fanfaren seiner Entrüstung erfüllte Gladstone ganz Europa, das hierdurch in eine türkenfeindliche Aufregung geriet. Auf beiden Seiten wurde viel gesündigt. Die Christen der Balkanhalbinsel hausten wie die Teufel, und auch die Baschibozuks und die Tscherkessen und Pomaken waren keine Engel. Zu Zehntausenden gingen die Menschen zugrunde. Selbst einige Konsuln, der französische und der deutsche, wurden zu Saloniki erschlagen, und der amerikanische bedroht. Die Unruhen pflanzten sich nach Konstantinopel fort. Der Regierung machte man dort Russenfreundschaft zum Vorwurf.

Am 10. Mai 1876 veranstalteten daher die Softa, die Theologiestudenten, eine Massenkundgebung in der Hauptstadt und verlangten den Sturz des russophilen Großveziers und des Scheichs ül-Islam. Der Sultan Abdul Aziz gab sofort nach und setzte neue Männer ein. Sadrazam (Wesir) wurde Ruschdy, und Scheich ül-Islam ein Historiker, Cheirulla Effendi, während Hussein Avny zum Kriegsminister und Midhat zum Minister ohne Portefeuille erhoben wurden. Die Nachgiebigkeit sollte dem Sultan teuer zu stehen kommen. Eine Verschwörung entstand, um ihn zu ermorden. Darüber erzählte der deutsche Erzieher des Prinzen Abdul Medjid folgendes:

„Man muß die Geschichte der Osmanen kennen und die Degeneration beachten, in der sich die Familie ihrer Herrscher seit Jahrhunderten befindet. Wie ein schwarzer Faden zieht sich durch diese Geschichte Wahnsinn und Unfähigkeit, Größenwahn und Krankheit, Blödsinn und alles andre, was kranke Kinder zeugt. Hier und da flackern geniale Funken auf und bringen als Ausnahme, die die Regel bestätigt, einen Menschen hervor, der alle Herrschertugenden besitzt, die einen Suleiman den Großen auszeichneten. Abdul Hamid ist eine sonderbare Mischung von Genie und Wahnsinn. Genial ist seine Leitung der aus-

wärtigen Politik, wahnsinnig sind seine Tyrannei und Mordlust, genial ist seine Kunst, sich Menschen dienstbar zu machen und sich geschickt aus politischen Schlingen zu ziehen, wahnsinnig seine Furcht vor Verfolgung, die nicht vor seinem Kinde und nicht vor seinem Bruder, auch nicht vor seinem Weibe Halt macht.

„Seine Kinder leben wohl im Yildiz-Kiosk, aber weit getrennt von ihm. Am Freitag können sie ihren Vater sehen, aber nur unter starker Bewachung. Seine Brüder hat er einsperren lassen, hat ihnen die schönsten Frauen und die besten Weine und die gemeinsten Eunuchen in ihre goldenen Zuchthäuser geschickt und sie auf diesem Wege gemordet, ohne von der Geschichte das Prädikat Brudermörder zu erhalten. Und alles das, weil er glaubt, einer der kaiserlichen Prinzen, die thronberechtigt sind, könne dasselbe tun, was er im Jahre 1876 mit dem damaligen Sultan Murad tat. Bis heute ist nie eine authentische Schilderung jener tragischen Tage vom Mai bis zum August veröffentlicht worden. Prinz Abdul Medjid Effendi hat mir diese Geschichte oft und oft erzählt. und ich will sie hier einflechten, nach Aufzeichnungen meines Tagebuches. Abdul Medjid beschrieb mir im Palast Tscheragan die Maitage des Jahres 1876, wie folgt:

„Sehen Sie dieses Zimmer! Hier wurde mein Vater, Sultan Abdul Aziz, ermordet! Gemordet? Nein — wie ein Tier geschlachtet! Der damalige Kronprinz Murad, dem freilich ein noch schlimmeres Schicksal beschert wurde als meinem Vater, war sein Mörder. Ich war damals erst acht Jahre alt, aber jene fürchterlichen Szenen stehen noch deutlich, als wenn sie gestern geschehen wären, vor mir. Sie wissen, und ich habe Ihnen oft erzählt, daß mein Vater neben großen Fehlern manche Vorzüge hatte. Er sperrte seine Familie nicht ein wie Abdul Hamid. Frei konnten die Prinzen dem Lande dienen, Kronprinz Murad bekleidete eine hohe Stellung, so auch Abdul Hamid und mein ältester Bruder Jussuf Izzedin. Aber Murad war ein ehrgeiziger Mensch, der auch leicht äußeren Einflüssen zugänglich war. Midhad Pascha, der Unglücksstern meines Vaters, seine rechte Hand, träumte von einer türkischen Republik. Kein Mittel, dieses Ziel zu erreichen, war ihm zu niedrig. Midhad beredete Murad zur Ausführung eines teuflischen Planes, bei dem man sich des Palastkommandanten bedienen mußte. Dieser war kein anderer als mein ältester Bruder Jussuf, der mit eiteln Versprechungen, die selbstverständlich nie eingehalten wurden, schnell gewonnen wurde. Mein Vater wurde, nachdem mein Bruder Jussuf die Palastgarde genügend instruiert hatte, zur Abdankung gezwungen und mußte seinen Namen unter eines der gemeinsten Schriftstücke setzen, die Schurkenhand je schrieb; das beraubte ihn für immer seines Thrones. Prinz Murad Effendi wurde darin zum Thronverweser ernannt mit der nötigen Einwilligung des Scheikh ül-Islam. Midhads Plan war wohl durchdacht. Dem Prinzen Murad hatte er das Versprechen abgenommen, den abgesetzten Abdul Aziz nicht nur, sondern alle lebenden Prinzen zur Sicherung seines Thrones ermorden zu lassen. Daß er dann den neuen Sultan Murad selbst ermorden lassen würde, was aus Mangel an Prinzen des osmanischen Hauses von selbst zur Errichtung einer türkischen Republik mit Midhad Pascha als Präsident geführt hätte, verschwieg er Murad natürlich. Alles ging nach Wunsch. Mein Vater dankte gezwungenerweise ab und wurde im Mai 1876 vom Dolma-Baghtsche in Beschiktasch nach Eski Serail in Stambul übergeführt. Kaum drei Tage blieben wir da, als wir alle hierher in dieses Zuchthaus verbracht wurden. Jussuf, mein liebenswürdiger Bruder, der durch den Verrat an seinem eigenen Vater seinen Charakter genügend dokumentiert hatte, ebenfalls. Er war der erste, der von Midhad über Bord geworfen wurde. Nie vergesse ich jene letzten Tage meines Vaters hier in diesen Zimmern. Todesahnungen bedrückten ihn. Einmal rief er Jussuf und mich zu sich und flehte meinen älteren Bruder an, sich meiner anzunehmen, am Bruder gutzumachen, was er am Vater verbrochen habe. Aber schon wenige Tage später, am 6. Juni 1876, als Jussuf die

Gelegenheit hatte, das Leben seines und meines Vaters zu verteidigen, wurde mir klar, daß ich in ihm nie mehr einen Bruder erblicken könnte. Sie wissen, daß es bis zum heutigen Tage so geblieben ist. Damals liebte Jussuf eine der Haremsschönen meines Vaters. In jenen wenigen Tagen, die mein unglücklicher Vater noch zu leben hatte, und in denen Trauer und Schmerz das Leitmotiv dieses traurigen Hauses waren, verbrachte er Stunden und Stunden mit ihr, und als an jenem düsteren Morgen des 6. Juni 1876 plötzlich laute Hilfeschreie meines Vaters durch das Haus schallten und ich selbst mit Dienerinnen in diesen mir jetzt als Arbeitszimmer dienenden Raum eilte, lag mein Vater blutüberströmt und bewußtlos am Boden; und der einzige Mann, der ihn vor den Messern dreier gedungener Mörder hätte bewahren können, schäkerte süß mit seiner Geliebten. Die Verwirrung war unbeschreiblich. Mein Vater lebte noch ein paar Stunden und lebte auch noch, als 101 Kanonenschüsse der Bevölkerung von Konstantinopel seinen angeblichen Selbstmord und die rechtmäßige Thronbesteigung Murads anzeigten. Die bezahlten Ärzte, die jene erlogene Selbstmordurkunde unterzeichneten, müssen ein weites Gewissen gehabt haben . . . Midhat Pascha jubelte, Murad desgleichen, — nur hatten beide die Intelligenz des zum Kronprinzen avancierten Abdul Hamid vergessen, der die Ereignisse gespannt verfolgte und beiden Hauptakteuren jenes Dramas mehr als gewachsen war. Er setzte sich schon im Juli mit Midhat in Verbindung und versprach ihm das Blaue vom Himmel, wenn er ihm auf den Thron verhelfen wolle. Midhat, argwöhnisch, wollte von nichts wissen und drängte Sultan Murad zur Ausführung des zweiten Teiles ihrer Abmachungen: zur Ermordung aller kaiserlichen Prinzen. Murad, dem die von ihm veranlaßte Ermordung seines Onkels, meines Vaters Abdul Aziz, schlaflose Nächte bereitete, gab endlich seine Einwilligung zu diesem teuflischen Vorgehen, und wir alle empfingen Anfang August Einladungen zu einem im Beglerbeg-Serail abzuhaltenden Bankett, bei dem Sultan Murad persönlich alle Prinzen begrüßen wollte. Keiner von den älteren Prinzen, von mir, dem Kinde, zu schweigen, ahnte den entsetzlichen Zweck des Banketts, und alle trafen Vorbereitungen zur Teilnahme, bis plötzlich kein anderer als der damalige Kronprinz Abdul Hamid Boten zu uns schickte, die uns mitteilten, daß keiner von uns zum Bankett gehen solle, wenn er nicht sterben wolle. Und keiner ging hin. Am andern Tage zeigte Murad Symptome des Wahnsinns. Midhat Pascha wurde ängstlich, glaubte aber bald wieder, Herr der Situation zu sein, als er sich dem Kronprinzen Abdul Hamid antrug und diesen für seine Zwecke zu gewinnen trachtete, was ihm anscheinend gelang. Abdul Hamid ging auf alles ein, was Midhat empfahl, und Ende August 1876 erklärte eine Verfügung des Scheikh ül-Islam, daß Sultan Murad plötzlich wahnsinnig geworden und Kronprinz Abdul Hamid zum Thronverweser avanciert sei. Der neue „Thronverweser" führte schnell ein strenges Regiment ein. Midhat Pascha war einer der ersten, der den Laufpaß bekam. Murad wurde im Tschiragan eingesperrt, wo er ja erst jetzt (im Jahre 1904) sein trauriges Leben nach achtundzwanzigjähriger Gefangenschaft endete. Er hat sein Verbrechen schwer bezahlen müssen. Seit seinem Tode erst ist Abdul Hamid rechtmäßiger Sultan . . .'"

Am 2. Juli 1876 erklärte Serbien den Krieg an die Hohe Pforte. Wenige Tage darauf erfolgte eine Verständigung zwischen Rußland und Österreich zu Reichstadt. Der Zar gestand dem Donaureiche den Westbalkan als Einflußkreis zu, wofür ihm freie Hand in der Osthälfte der Halbinsel gelassen werden sollte. Außerdem erklärte er sich ausdrücklich damit einverstanden, daß Österreich sich Bosnien und die Herzegowina angliederte. Wie sich Bismarck zu diesen wichtigen Verabredungen stellte, ist noch nicht zuverlässig bekannt.

Am 4. Juli überschritten die Montenegriner die türkische Grenze in der Herzegowina und in Albanien. Nach einer Schlappe bei Bischina siegten die Montene-

griner, noch im Juli, bei Vrbitza und im August bei Podgoritza. Dagegen erlitten die Serben, obwohl von dem russischen Draufgänger General Tschernajeff unterstützt, eine Niederlage nach der anderen.

Murad V. trieb es nur zwei Monate lang. Der Alkohol hatte sein Gehirn dermaßen geschwächt, daß er geisteskrank geworden war. Durch Fetwa des Scheichs ül-Islam und Beschluß der Minister wurde er öffentlich abgesetzt, und sein Bruder Abdul Hamid, der während der Thronstreitigkeiten beständig hinter den Kulissen gewirkt hatte, bestieg am 31. August 1876 den Thron. Midhat, der anscheinend nach der Diktatur strebte, wurde am 19. Dezember Großvezier. Eine Verschwörung zugunsten Izzeddins wurde vereitelt.

Serbien war niedergeworfen und schon wieder völlig von den Türken besetzt. Die Mächte rührten sich nicht. Die Türkei führte auf Anraten Midhats eine Verfassung ein, am 23. Dezember 1876. Damit war den immer bedrohlicher anschwellenden Reformforderungen der Mächte die Spitze abgebrochen. Die Annahme einer Verfassung sollte einfach bedeuten, daß man noch viel reformfreundlicher sei, als die Mächte jemals verlangt oder auch nur erwartet hatten. Einer fremden Einmischung war dadurch die Möglichkeit abgeschnitten. Insofern war die Einführung einer Konstitution ein geschickter Schachzug nach außen. Am 1. März 1877 kam der Friede mit Serbien und Montenegro zustande.

Im Februar 1877 wurde Midhat gestürzt. Sein Hauptgegner war Abdul Hamid selbst, in der Öffentlichkeit jedoch tat sich am meisten als sein Gegner der Schwager des Sultans, Dschellaleddin Damat Pascha, hervor. Midhat war ein Mann von großen Gaben, allein man kann es eigentlich der herrschenden Dynastie nicht übel nehmen, daß sie gegen einen Mann, der so ausgesprochene Diktatorgelüste zeigte, mißtrauisch wurde. Midhat wurde nach Taïf in Arabien verbannt. Sein Nachfolger wurde Edhem Pascha. Das türkische Parlament aber wurde nach Hause geschickt, nachdem es nur zwei Monate getagt hatte.

Der Krieg 1877/78.

Der russische Gesandte in Konstantinopel, Ignatieff, wurde von Tag zu Tag anmaßender. General Ignatieff, „der Vater der Lüge", bereiste Anfang des Jahres 1877 Paris, London, Berlin und Wien, um die fremden Regierungen für die russischen Wünsche zu gewinnen. Eine friedliche Lösung wurde unmöglich, als die Pforte die von den Mächten gewünschten Bürgschaften für ihre christlichen Untertanen verweigerte und das am 31. März von ihnen angenommene Protokoll ablehnte. Am 16. April schlossen die Berater des Zaren eine Konvention mit Rumänien, kraft deren sie dem Lande zwar seine Neutralität zusicherten, es aber dazu verpflichteten, den Durchzug und die Verpflegung russischer Truppen zu erlauben. Am 24. April brach der Krieg zur Befreiung der „slawischen Brüder" aus. An ein und demselben Tage überschritten russische Truppen in Asien die armenische Grenze und den Pruth im Osten der Moldau und beschossen die Türken Poti, den Hafen am Südostufer des Schwarzen Meeres. Danach jedoch trat sofort eine längere Pause in den kriegerischen Ereignissen ein. In England vollzog sich inzwischen ein jäher Wechsel der Stimmung. Am 1. Mai sprach die britische Regierung ihr Bedauern über das Vorgehen Rußlands aus und drohte einzugreifen, wenn englische Interessen berührt würden, wenn zum Beispiel der Suezkanal oder Konstantinopel in die Hände einer anderen Macht überginge. Worauf einen Monat später man von Petersburg erwiderte, der Zar denke weder an Suez noch an Konstantinopel. General Gurko nahm am 7. Juni die wanzenreichste der Balkanstädte, die einstige Residenz bulgarischer Zaren, Tirnowo, ging über den Bal-

kan und erschien in der Nähe Adrianopels. Die Bulgaren erhoben sich und richteten eine große Metzelei unter den Mohammedanern an. Suleiman Pascha, der in der Herzegowina kämpfte, wurde jetzt vom Sultan nach Adrianopel berufen. Seine Armee wurde auf Lloyddampfern nach Dedeaghatsch befördert. Über 17000 Bulgaren fielen der türkischen Rache zum Opfer. Viele ihrer Städte, darunter das rosenölberühmte Kasanlyk, wurden zerstört. Nur auf dem Schipkapasse behaupteten sich die Vorposten der Russen. Währenddes eroberte das Gros des russischen Heeres am 16. Juli Nikopoli (Schiltau) und schlug sich mit dem Magdeburger Mehmed Ali Pascha herum. Ende Juli ließ sich, auf die dringenden Bitten des Großfürsten Wladimir hin, Fürst Karl von Rumänien bereit finden, die rumänische Armee marschieren zu lassen. Die Augen der Welt waren jetzt auf Plewna gerichtet, wo sich Osman Pascha fast ein halbes Jahr lang verteidigte.

Am 20. und dann wieder am 30. Juli stürmten die Russen das verschanzte Lager der Türken, wurden jedoch unter großem Blutvergießen zurückgetrieben. In hartnäckiger Widerstandsfähigkeit sind die Türken eben noch größer als die Russen, die bei Zorndorf und Mukden leuchtende Beispiele dieser ihrer passiven Fähigkeit geliefert haben. Es nutzte den Angreifern nichts, sie mußten sich zu einer regelrechten Belagerung Plewnas bequemen und eine große Truppenmasse zu dem Ende versammeln. Gegen 40000 Türken standen zuletzt nicht weniger als 100000 Russen. Noch ungleicher war das Verhältnis, wenn man den Geschützpark der beiderseitigen Artillerie in Betracht zog. Denn die Angreifer besaßen 400 Kanonen, die Verteidiger dagegen nur 60. Ein dritter Sturm am 11. September war ebenfalls vergeblich. Nun taten die Russen, was sie schon längst hätten tun sollen: sie beriefen ihren fähigsten Ingenieur, den Helden von Sebastopol, General Totleben, und vertrauten ihm die Leitung der Dinge an. Totleben begann damit, einen richtigen Plan zu entwerfen, an dem es bisher gefehlt hatte. Es ist immerhin bemerkenswert, daß die Russen wiederum ihre Rettung, oder, um das Mindeste zu sagen, ihren Hauptersolg einem Deutschen verdankten. Was ein Russe nie gekonnt hätte, das vollbrachte Totleben: er führte nämlich den einmal gefaßten Plan auch folgerichtig und zähe aus. Er schloß Osman Pascha eng ein; seine Absicht war, ihn durch eine strenge Blockade auszuhungern, und so zur Übergabe zu zwingen. Noch aber war es nicht so weit. Als die Lebensmittel in der Festung fast erschöpft waren, und der Pascha einsah, daß man sich nicht länger halten könne, da beschloß er sich gewaltsam durch die Feinde eine Bahn zu brechen. Am 10. Dez. versuchte er einen Durchbruch nach Widdin, der aber mißlang; darnach ergaben sich die noch 40000 Mann starken Türken nach 143tägigem Kampf. Hierdurch wurde das gewaltige Belagerungsheer der Russen frei und konnte sich anderen Aufgaben zuwenden. Fast ein halbes Jahr lang hatte Plewna die Russen aufgehalten; von nun an aber nahmen die Ereignisse rasch ihren Gang.

Wir müssen jedoch zuerst noch die Vorgänge auf dem asiatischen Schauplatze verfolgen.

Unter wechselndem Glück zog sich im Herbst Muktar in Armenien vor den angreifenden Russen zurück, die am 18. November das wichtige Kars mit dreihundert Kanonen eroberten. Diesmal wurde der Platz nicht wieder herausgegeben, wie zweimal vorher. Erst bei Erzerum kam der Angriff der Russen zum Stehen.

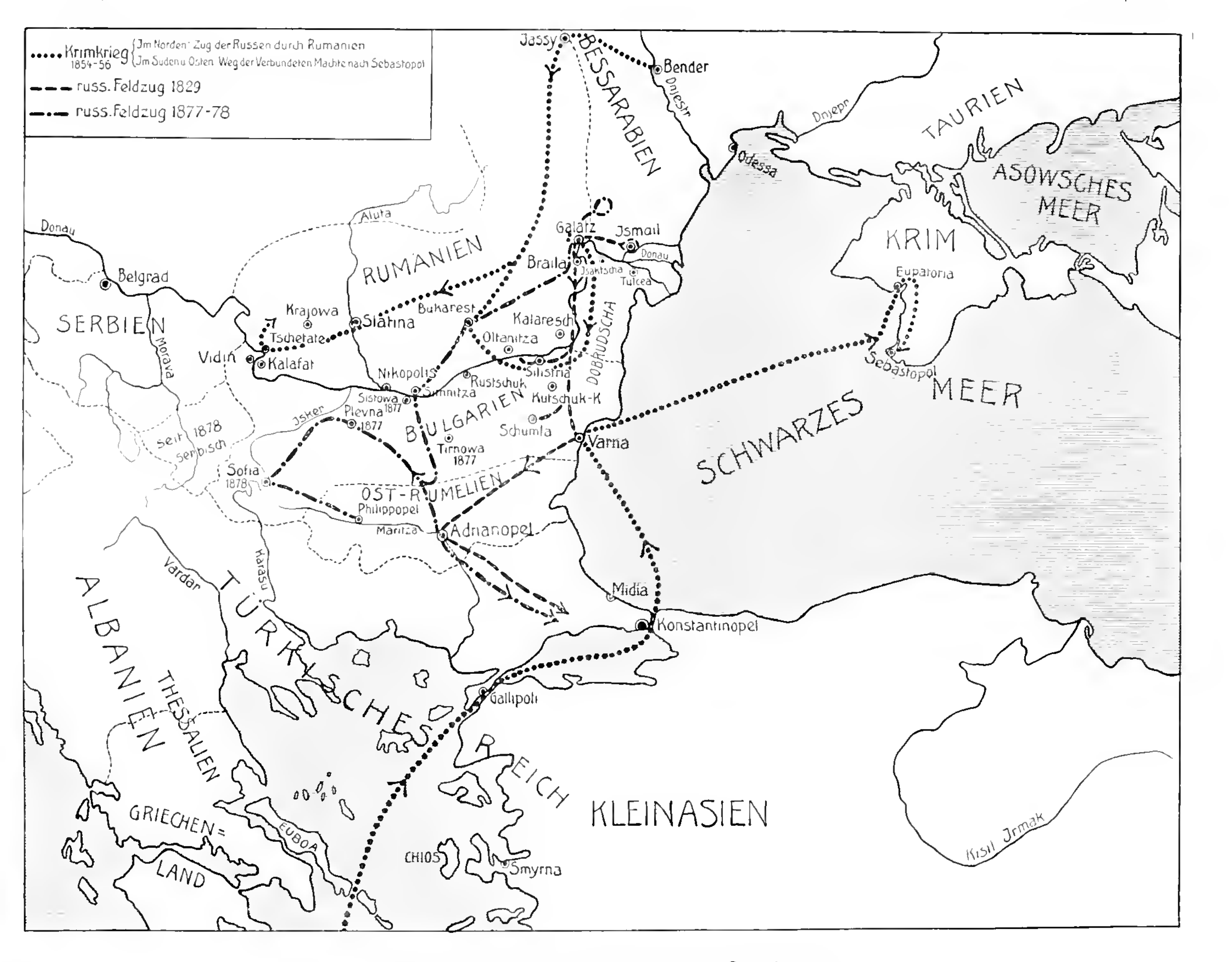
Am 14. Dezember erklärten die Serben neuerdings den Krieg an die Pforte. Um Weihnachten überschritt Gurko zum zweiten Male den Balkan, diesmal über den Trojanpaß, und bemächtigte sich am 14. Januar 1878 Sofias. Eine andere Armee ging zum zweiten Male gegen den Schipkapaß und zwang am 9. Januar 32000 Mann unter Veißel Pascha zur Übergabe. Selbst der tapfere Suleiman erlitt eine Niederlage bei Tatar-Basartschik und wurde in das Rhodopegebirge gedrängt. Furchtbare Metzeleien erfolgten wiederum beiderseits unter der wehrlosen Bevölkerung, eine wahre



Belagerung von Sebastopol 1855.

Nach einem gleichzeitigen Holzschnitt aus der Illustrierten Zeitung.

1 Kap Chersones. 2 Kamiesch. 3 Katherinenbucht. 4 Zitadelle. 5 Ruinen von Inkerman. 6 Tscherna Rjetschka. 7 Kriegshafen. 8 Fort St. Paul. 9 Malakow. 10 Sebastopol. 11 Schlachtfeld von Inkerman. 12 Woronzoffstraße. 13 Redoute. 14 Schlachtfeld von Balaklava. 15 Eisenbahnstation. 16 Balaklava.



Karte zur türkischen Geschichte im 19. Jahrhundert.

An Hand des Textes und der Karten von Andree, Helmolt, Putzger, Rothert u. a. gezeichnet von W. Jacobs.

Orgie des Völkermordes. Die Widerstandskraft der Türkei aber war gebrochen.

Am 22. Januar 1878 rückte Skobeleff in Adrianopel ein. Schon schwärmten die Kosaken gegen das Ägäische Meer und gegen Stambul, als am 25. Januar die englische Flotte in die Dardanellen einlief. Bereits am 31. Januar wurde ein Waffenstillstand zwischen den Kriegführenden abgeschlossen. Für die Türkei war der Waffenstillstand überaus ungünstig. Ganz Thrakien gab sie preis, damit hatte sie im Grund ihren ganzen europäischen Besitz mit Ausnahme von Konstantinopel selbst aufgegeben. Zudem rührten sich jetzt die Griechen. Sie brachten Thessalien zum Aufstand sowie die Insel Kreta. Die weiteren Verhandlungen, die in der Hauptsache zwischen Rußland und England geführt wurden und die zu einer zweiten Ankerung der englischen Flotte vor der Hauptstadt führten, dauerten wochenlang. Die russischen Truppen gingen bis St. Stefano, fast unmittelbar vor die Mauern von Konstantinopel. Ebendort wurde am 3. März 1878 ein Präliminarfriede geschlossen, an dem Ignatieff das Meiste getan hat. Durch ihn hätte Bulgarien den ganzen Ostbalkan bis zu einer Linie erhalten, die durch Adrianopel ging. Merkwürdig dabei war, daß der Zar auch die durch seine Freunde, die Serben, eroberten Gebiete für das projektierte Fürstentum Bulgarien beanspruchte und außerdem mit seinen Wünschen ganz bedeutend nach der Westhälfte der Balkaninsel hinüberschweifte, insofern er sogar den See von Ochrida mit Nachbarschaft für Bulgarien haben wollte. Die Kriegsentschädigung war mit 1410 Millionen Rubel berechnet. Wäre der Plan Ignatieffs Wirklichkeit geworden, so wäre der Kern der Türkei nur durch einen ganz schmalen Streifen mit Bosnien verbunden geblieben. Denn auch Serbien sollte ein tüchtiges Stück erhalten, nämlich Novibazar, und Montenegro Nordalbanien. Es konnte auffallen, daß Bulgarien einen so stattlichen Anteil erhalten sollte. Die Sache wird aber sofort begreiflich, wenn man sich vorstellt, daß der Zar in dem zu erwählenden Fürsten von Bulgarien seinen zukünftigen Vasall erblickte.

Der Krimkrieg hatte — nach General v. Freytag-Loringhovens klassischem Buche „Krieg und Politik in der Neuzeit" — Rußland vier Milliarden Franken gekostet, England 1855 und Frankreich 1660 Millionen Franken, während die Ausgaben der Türken scheinbar nicht bekannt sind. Der Zar hatte zuletzt 170000 Mann zur Verfügung, die Verbündeten 185000. Demgegenüber kostete der Krieg 1877/78 ungefähr 1020 Millionen Rubel. Die Russen brachten im ganzen 460000 Mann auf die Beine. Über die Gegner scheint wiederum eine zuverlässige Angabe zu fehlen. Auffallend ist immerhin, daß ein Krieg, der mit größeren Streitkräften geführt wurde, viel weniger Geld verschlang als der Krimkrieg. Die Türken hatten an Ruhm in den Augen Europas eigentlich nichts verloren. Dagegen überraschten die Feldherrn und Staatsmänner des Zaren durch ihre Unfähigkeit. Von einer Erfüllung panslawistischer Wünsche, die doch ursprünglich den ganzen Ausbruch veranlaßt hatten, war gar keine Rede. Der Fürst Wjäsemski sagt darüber: „Darin liegt eben das Mißverständnis, daß wir uns mehr als Slawen fühlen denn als Russen. Die Glaubensgemeinschaft darf hier nicht mitsprechen. Ein Religionskrieg ist der schlimmste von allen, er ist eine Anomalie in unserer Zeit. Was können die Türken dafür, daß Gott sie als Mohammedaner zur Welt kommen ließ? Wir aber fordern von ihnen Werke christlicher Wohltätigkeit, das ist unsinnig. Man treibe sie aus Europa hinaus, wenn man es vermag, oder man taufe sie, wenn man kann, wenn aber nicht, soll man sie und die ganze orientalische Frage in Ruhe lassen. Glauben die Leute etwa, daß Rußland sich durch die Kraft der aufständigen Slawen verstärken wird? Das Gegenteil wird eintreten. Wir werden uns in den Befreiten nur undankbare und mißgünstige Nachbarn großziehen. In der Poesie heißt es: „Il est grand, il est beau de faire des ingrats", nicht aber in der Politik."

Von Rußland, das unter Alexander II.

genau so wie die Türkei eine Verwestlichung und Modernisierung durchmachte, hätte man rasche, durchgreifende Schläge erwartet. Statt dessen ergab sich ein kläglicher Mangel an strategischer Vorsicht und ein noch schlimmerer Mangel der Intendantur. Ohne die Hilfe der Rumänen wäre überhaupt das russische Heer verloren gewesen.

Mit dem Präliminarfrieden war, mit Ausnahme Bulgariens, kein Mensch zufrieden. Russen und Engländer blieben sich zähnefletschend gegenüber, und die Kämpfe nahmen, in der Gestalt eines Guerillakrieges, ihren Fortgang. Im Innern des osmanischen Reiches herrschte unterdes die größte Verwirrung. Der Mollah (Oberpriester) von Konia, der Hauptstadt des gleichnamigen kleinasiatischen Wilajets, wirkte gegen den Padischa. Die Jungtürken machten eine Demonstration für den abgesetzten Murad. Der Gedanke kam jetzt auf, einen europäischen Kongreß abzuhalten. Am 30. Mai verabredeten Rußland und England, deren Truppen und Schiffe noch immer vor Konstantinopel lagen, die Grundlage für einen solchen Kongreß, zu dem Fürst Bismarck einlud. Wenige Tage darauf tat England einen Schritt, den es in der jüngsten Gegenwart zu wiederholen versuchte: es schloß am 4. Juni einen Geheimvertrag mit der Hohen Pforte. Es versprach ihr darin ein „eventuelles" Schutzbündnis, wenn es dafür Zypern bekäme. Auch wurde der Sultan zu „später zu vereinbarenden" Reformen verpflichtet, was offenbar ein recht dehnbarer Begriff ist. Dieser Vorgang ist so überaus typisch für die Diplomatie der Briten und das sinkende Glück der Türken, daß wir noch einen Augenblick dabei verweilen wollen. Weil die Türkei weite Gebiete an Rußland und die Balkanstaaten verlor, sollte sie auch ein Stück Land an Großbritannien geben, und zwar, um eventuell englische Waffenhilfe zu erhalten. Im übrigen ist das ein Verfahren, wie es bei China nach 1895 genau so von den europäischen Mächten beliebt wurde.

Der Berliner Kongreß.

Während die jüngsten Marokkoverhandlungen von Ende April 1911 bis in den November dauerten, also über ein halbes Jahr, und doch nur einen sehr spärlichen Erfolg hatten, währte der Berliner Kongreß, der von Bismarck am 13. Juni 1878 eröffnet wurde, genau einen Monat und beschloß die bedeutsamsten Veränderungen auf der Weltkarte. Der Kongreß war eine große Verherrlichung von Deutschlands Macht und Bismarcks überlegenem Genie. Rumänien und Bulgarien wurden als unabhängige Staaten wie ein starker Wall der russischen Sturmflut entgegengeworfen, ein Wall, der sich um so wirksamer erwies, als das wichtige Rumänien auch rassenhaft zum Russentum im Gegensatze steht. Erzerum wurde den Türken zurückgegeben, dagegen verblieb Kars den Russen, die daraus eine starke Festung schufen. Die Türkei hatte eine Kriegsentschädigung von zwei Milliarden Mark in unabsehbaren Raten zu zahlen, was sie bis 1908 von Rußland halb abhängig machte. Österreich-Ungarn wurde mit der Okkupation und Verwaltung Bosniens und der Herzegowina beauftragt.

Eine pikante Einzelheit bei dem Kongreß war die, daß kein Türke sich der undankbaren Aufgabe unterziehen wollte, ihn als Delegierter zu besuchen. Alle Welt sah ja eine Minderung der Türkei voraus; der Träger einer solchen Nachricht wollte aber niemand sein. Da verfiel die Hohe Pforte auf einen sehr einfachen Ausweg: sie erwählte einen Christen, der die Unvolkstümlichkeit besser aushalten konnte als ein Muselmann, nämlich den geistreichen Griechen Karatheodori.

Die Abbröckelung der Türkei (1878—1885).

Nur zwei Wochen nach dem Schlusse des Berliner Kongresses überschritten die österreichisch-ungarischen Truppen an vier Punkten die bosnische Grenze. In kürzester Frist nahmen sie Mostar und Serajewo. Im Oktober 1878 waren bereits die Kämpfe um Bosnien und die Herzegowina beendigt. Ein Hauptführer der Bosnier, der Derwisch Hadschi Loja, wurde durch Güte gewonnen. Man sprach sogar von Bestechung. In einem Soldatenliede, das noch jetzt sehr beliebt ist, heißt es:

„Drum hoch der Doppelaar,
Der wiedrum siegreich war!
Philippowitsch [1]) wird Ritter,
Hadschi Loja, auch nicht bitter,
Bekommt 'nen Ehrensold.
Nun denkt euch, was ihr wollt!"

Die Russen räumten Rumelien erst im Frühjahr 1879 und Bulgarien im August. Die Bulgaren wählten am 29. April 1879 den Prinzen Alexander von Battenberg, den Rußland vorgeschlagen hatte, zum Fürsten.

Große Schwierigkeiten machte die albanische Liga, die von den Bestimmungen des Berliner Kongresses nichts wissen wollte. Der Widerstand der Malsoren gegen die Abtretung des Nordsaumes Albaniens war so heftig, daß die Mächte eine Flottendemonstration vor Dulcigno veranstalteten. Tatsächlich bewirkte der Widerstand, daß die an Montenegro geplanten Gebietsabtretungen um die Hälfte verringert wurden. Auch im Süden war der Widerstand erfolgreich, insofern Janina nicht den hungrigen Hellenen preisgegeben wurde. Dagegen fiel Thessalien 1881 an Griechenland. Unter den 290 000 Einwohnern Thessaliens, wie der akarnanischen Gaue, die den Hellenen zugesprochen wurden, waren kaum 25 000 Mohammedaner. Sofort nach der Abtretung trat eine Erscheinung hervor, die auch in Bulgarien und den Kaukasusländern beobachtet wurde. Scharenweise wanderten die Mohammedaner aus, um nicht Untertanen christlicher Herrscher werden zu müssen.

Durch den Bardovertrag vom 8. Juni 1881 kam Tunis an Frankreich. Die Macht der Pforte war ja ohnehin seit langem in Nordafrika nicht mehr sehr groß, allein der Verlust von Tunis bedeutete immerhin einen erheblichen Niedergang des türkischen Ruhmes. Die Franzosen wurden übrigens zur Besetzung von Tunis durch Bismarck ermutigt — eine Politik des Kanzlers, die man heute schwerlich noch gutheißen wird.

Dem Verluste von Tunis folgte der von Ägypten auf dem Fuß. Die englische Flotte, bei der der bekannte Lord Beresford den „Condor" kommandierte, beschoß am 11. Juli 1882 Alexandria. Das Bombardement war keine große Heldentat, erzielte jedoch vollkommen den gewünschten Erfolg. Viertausend Engländer landeten, siegten am 13. September bei Tel el Kebir (wörtlich: „dem großen Berg") und besetzten Kairo. Ägypten wurde englisch, wenn auch bis zum heutigen Tage der Sultan an seiner Suzeränität über das Nilland festhält.

Im Jahre 1885 fiel Ostrumelien an Bulgarien. Auch über dieses Gebiet behielt der Sultan die Oberhoheit, jedoch nur bis 1908.

[1]) Ein kroatischer General, der Oberstkommandierende im Feldzug.

Deutschland und die Türkei.

Nach so vielen Feinden nahte der Türkei ein Retter. Das Deutsche Reich wollte keine Gebietsabtretungen von der Hohen Pforte, sondern es wünschte im Gegenteil, die Türkei wirtschaftlich und moralisch zu stärken. Im Jahre 1886 begann die Deutsche Bank ihr Werk, und 1889 stattete Wilhelm II. seinen ersten Besuch dem Sultan Abdul Hamid ab.

Bereits 1761 war unser erster Han-

delsvertrag mit der Türkei geschlossen worden, und zwar von seiten Preußens. 1839 folgten die Hansestädte nach. Im Jahre 1890 vereinbarte das neue Deutsche Reich einen Vertrag, der indessen von seiten der türkischen Regierung nicht in Kraft gesetzt wurde. Durch die beiden Besuche Wilhelms II. in den Jahren 1889 und 1898 erhielt die Förderung unserer Interessen einen mächtigen Anstoß. Der Hauptposten unseres Guthabens wird von Eisenbahnen gebildet. Im Jahre 1888, also noch unter Bismarck, wurde die von einer französisch-belgischen Gesellschaft erbaute Linie Haidar Pascha—Ismid (91 Kilometer) von der Deutschen Bank und der Württembergischen Vereinsbank erworben; dazu die Konzession für den Bau einer neuen Linie, die bis Angora führen sollte (486 Kilometer). Der Bau wurde verhältnismäßig bald, nämlich Ende 1892, schon beendet. Eine weitere Linie, die von Eskischehr nach Konia führt (435 Kilometer), wurde im Auftrag der anatolischen Gesellschaft durch die Frankfurter Weltfirma Holzmann im Jahre 1896 ausgeführt. Das bisher Geleistete bildet den Grundstock aller unsrer Errungenschaften in der Türkei. Gekrönt wurde das Werk durch die Errichtung der Palästina-Bank im Jahre 1896. Hierauf trat eine große Pause ein. Erst im Jahre 1902, vier Jahre nach der Palästinareise Wilhelms II., ist wiederum ein Gewinn zu verzeichnen: die Erteilung der Bagdadbahnkonzession. Allein zwei volle Jahre dauerte es, bis die kleine Strecke von Konia bis Bulgurlu endlich ausgeführt war, und wiederum vier volle Jahre, bis die berühmte Konzession endgültig unter Dach kam — kurz vor dem Zeitpunkt, da durch das Eingreifen Englands der ganze Erfolg der Bagdadbahn in Frage gestellt war. Man hat sich seit Jahren daran gewöhnt, bei der Bilanz unsrer Weltpolitik in unserem Freundschaftsverhältnis zur Türkei den einzigen Aktivposten zu erblicken. Mit Recht! Wenn man jedoch die Sache bei Licht besieht, und wenn man namentlich des übergroßen Jubels gedenkt, mit dem die Arbeit der anatolischen Gesellschaft stets begrüßt wurde, so muß man sagen, daß die anatolischen Leistungen denn doch nicht so himmelstürmend und gigantisch gewesen sind. Die große nordasiatische Bahn von 8000 Kilometer — man muß auch einige neu erbaute Strecken westlich vom Ural mitrechnen — wurde von den Russen, die doch nicht gerade an der Spitze der Menschheit marschieren, in neun Jahren fertig gebaut. Und wir haben für 1100 Kilometer, also noch nicht einmal $^1/_7$ des sibirischen Werkes, zwanzig Jahre gebraucht. Mit andern Worten: die Russen haben ungefähr das Sechzehnfache von dem fertig gebracht, was von den Deutschen während reichlich eines halben Menschenalters geleistet ward, und die Russen haben noch außerdem in Turkestan und nach Archangelsk Bahnen gebaut.

Von Wichtigkeit ist auch die deutsche Pionierarbeit in Syrien. Durch die Weiterführung der Bagdadbahn an die Schwelle Syriens gewinnt dies Land neuerdings an Wichtigkeit für uns. Ohnehin war unser Handel dort in den letzten Jahren beständig gewachsen. Dagegen sind sonst eigentlich sehr wenige Unternehmungen deutschen Kapitals in Syrien vorhanden. Das ist um so erstaunlicher, als wir doch in den 2400 Templern eine starke Vorhut haben. Für die Zukunft käme besonders Baumwolle in Nordsyrien in Betracht. Bereits wird der Bau in der Gegend von Killis, zwischen Aleppo und Aintab, mit gutem Erfolg betrieben. Neuerdings sind übrigens auch die Amerikaner, besonders in Aleppo, als Mitbewerber aufgetreten. Da Syrien so leicht vom Meere aus zugänglich ist, so dürfen wir eben nie hoffen, ausschließliche Geltung dort zu erlangen. In Syrien laufen die Handelswege dreier Erdteile zusammen. Um so wichtiger ist es, dort ein Übergewicht zu behaupten.

Die Handelsstatistik zeigt, daß unser Handel mit der Türkei an vierter, und der Schiffsverkehr an sechster Stelle steht. Erfreulicherweise ist unser Handel im Steigen begriffen; er beträgt jetzt 110 Millionen, die Einfuhr ist ungefähr gerade so groß wie die Ausfuhr.

Von weiteren deutschen Interessen

wäre vor allem das Kabel zu erwähnen, das von Konstantinopel nach Constanza angelegt wurde, und die mit 15 Millionen Franken ausgestattete Deutsche Orientbank; endlich die Ansiedlungen der württembergischen Templer in Haifa, Jaffa und Jerusalem, sowie das große deutsche Gut von Palekura bei Üsküb. Auch wäre der Vollständigkeit halber zu bemerken, daß die Bahn Saloniki—Monastir, 1890—94 gebaut, von der anatolischen Gesellschaft übernommen wurde.

Der hellenische Krieg.

Im allgemeinen ging es der Türkei nicht schlecht. Zehn Jahre lang herrschte in den Kernprovinzen verhältnismäßig Ruhe. Nur auf Kreta loderte 1889 ein Aufstand auf. Dann aber wurde die Ruhe peinlich durch die Armenier 1894 bis 1896 gestört; sie wurden hart bestraft, und damit hatte die Sache vorläufig ihr Bewenden. Die Opfer werden von 30 000 bis auf 250 000 angegeben.

Ein größeres Ereignis stellt erst wieder der Krieg mit Hellas dar. Er begann am 17. April 1897. Der Kronprinz Konstantin drang gegen Netzero und dann gegen den Melunapaß vor; das ist nordwestlich von Larissa. Noch weiter im Westen machten die Griechen, meist Freischärler, einen Vorstoß vom Golf von Arta gegen Janina. Edhem Pascha trieb jedoch die Griechen mit leichter Mühe zurück, besetzte am 25. April Larissa und siegte im Mai bei Pharsala und Domokos. Die griechische Flotte war zwar der türkischen überlegen; sie beschoß Preveza und Parga, aber viel leistete sie auch nicht. Schon waren die Türken am saronischen Busen und an den Thermopylen, da wurde ein Waffenstillstand abgeschlossen. Der vorläufige Friede kam am 18. September, der endgültige am 4. Dezember 1897 zustande. Hellas hatte rund 74 Millionen Mark zu zahlen und mußte auf Kreta verzichten. Dagegen behielten die Griechen Thessalien.

Das Jahr darauf machte Wilhelm II. seinen zweiten Besuch der Türkei, den er auf Syrien ausdehnte.

Abdul Hamid.

Wir leben in der Zeit der Massen. Im Welthandel, in den Heeren und Flotten, bei den politischen Parteien, in dem Nationalitätenhader, bei der Konkurrenz der Industrie führt die Masse das entscheidende Wort. Und doch ist die Kraft der Individualität noch nicht erloschen. Zuweilen ist, wie einst in heroischeren Zeiten, das Einzel-Ich noch stärker als das Massentum, stärker als der Gesamtwille der Umwelt. Noch gibt es Reiche, deren Schicksal sich in dem Leben und Wirken eines einzigen Mannes konzentriert. Die Geschichte der Türkei während des letzten Menschenalters war die Geschichte Abdul Hamids. Die Macht der Osmanen war im Niedergang, von allen Seiten drohte der Zusammenbruch. Der Sultan hat das wankende Gebäude wieder gestützt, hat das sinkende Schiff wieder flottgemacht. Mit Recht ist er denn auch als einer der größten Diplomaten der Gegenwart gefeiert worden. Glanz und Ruhm winkt dem, der ein aufstrebendes Volk vollends zum Gipfel der Macht hebt, aber schwerer ist es, einem siechenden Baume neue Lebenskraft einzuflößen, schwerer, den Wagen, der schon dem Abgrunde zustrebte, aufzuhalten und seine Achse wieder bergaufwärts zu führen. Das war im Osmanischen Reiche nicht ohne blutige Kämpfe, nicht ohne mühselige Opfer möglich. Der Staat war bankrott, Feinde ringsum und Verwir-

rung im Innern, wo gegen die Ulema sich der jungtürkische Liberalismus mit seinen konstitutionellen Gedanken empörte. Auch Abdul Hamid war zuerst auf seiten der Reformer. Auch er hegte Hoffnungen und Bestrebungen, wie sie Thronfolgern in ihrer Kronprinzenzeit und in der ersten Epoche nach dem Regierungsantritt eignen. Allein schon der Kampf um den Thron brachte ihn in Gegensatz zu den Neuerern, die dem jungen Murad die Krone übertragen wollten. Während viele bei uns der fortschrittlichen Türkei damals zujubelten, hat mit dem ausgezeichneten historischen Sinn, der ihn befähigte, aus der Vergangenheit auch auf die Gegenwart zu schließen, sofort Treitschke nach dem Zusammentritt des Parlamentes dieses für eine Posse erklärt. Seßhafte und Nomaden, Orthodoxe und Jungtürken; die Verehrung des Korans, der allein als Quelle auch des Staatsrechtes gilt, und die Bewunderung abendländischer Zustände — wie hätten die je zusammenwirken können? Stier und Hippogryph, ein hölzernes Eisen! Das Parlament verblich eines sanften Todes, und Midhat wurde schließlich (1882) nach Taïf verbannt. Vor allem empörte es den Sultan, daß er nicht nach eigener Wahl über die Staatsgelder verfügen sollte. Er wollte da keine Einmischung, keine Finanzkommission. Dabei ist es denn auch geblieben. Noch jetzt sah zwar gelegentlich ein Budget das Tageslicht, vielleicht alle drei oder vier Jahre, aber der Sultan tat doch, was er wollte. Dafür hat er sich aber die Bevormundung der Westmächte, die Verwaltung der Dette publique, gefallen lassen müssen.

Eine derartige Verwaltung war notwendig. Denn so gut sich auch die Osmanen in Landheer und Verkehrswesen dem Westen angeähnlicht haben, so wenig haben sie es verstanden, westliche Finanzpolitik nachzuahmen. Mit Geld haben die einstigen Söhne der Steppe, die an Beute gewöhnten Eroberer, niemals umzugehen vermocht. Gewaltige Summen flossen in die Taschen der Günstlinge und Eunuchen, viel ward für Geheimdienst, für Spionagen verschleudert. Auch sonst durfte man nicht erwarten, daß der Übergang zu einem Ordnungsstaate in der Türkei so ohne weiteres vor sich ging. „Nur mit Vernunft, Geduld und Zeit wird's Maulbeerblatt zum Seidenkleid.“ Und ferner: die Türkei ist und bleibt doch einmal ein mohammedanischer Staat. Die Methoden des Orients sind aber nicht die des Okzidents. So sprach man viel von der Aufsaugungspolitik, die in Marokko das Maghzen gegenüber seinen Untertanen ausübte. Die Sache war aber einfach die, daß, wenn die marokkanischen Stämme nicht brav Steuern bezahlten, sie sich mit dem so ersparten Gelde Gewehre und Rosse anschafften und sofort das Maghzen bekämpften. Ähnlich in Mazedonien und Armenien. Sobald es den ohnehin zur Unruhe geneigten Untertanen des Padischah zu gut geht, mögen das nun Christen oder Kurden und Albanier sein, so beginnen sie eine Rebellion. Die Metzeleien in Armenien waren nicht zu rechtfertigen: wenn vielleicht 30 000 schuldig waren, so wurden an 300 000 dafür bestraft. Dazu heißt es, daß der Sultan selbst von einer armenischen Mutter stammte. Andererseits kann man sich nicht verhehlen, daß die Armenier, vielfach infolge englischer und amerikanischer Lehren, offen zur Revolution und Anarchie aufforderten. Auch das christliche Rußland hat jetzt seine armenian atrocities erlebt. Das Schlimmste war in der Türkei das schauderhafte Spionagesystem, das direkt auf das krankhaft gereizte Mißtrauen des Sultans zurückging. Auch die Zensur, die in Konstantinopel und an den Grenzen ausgeübt ward, und die namentlich für Fremde äußerst lästig war, ist ganz ohne Sinn und Verstand gewesen.

Das Mißtrauen, das ohne Zweifel einen Hauptzug in dem Charakterbilde Abdul Hamids bildet, zeigt sich auch in seiner äußeren Politik. Man kann nicht sagen, daß er jemals sich einem einzigen Freunde ganz in die Arme geworfen habe. Im Anfang seiner Regierung versuchte er es mit England, das seit dem Ausgang des Freiheitskrieges der Hellenen stets für die Türkei eingetreten war. Dann näherte er sich den Deutschen, hierauf den Russen. Seit der Kaiser, 1889

und 1898, den Padischah feierlich besucht hatte, wuchs wiederum die Freundschaft mit dem Deutschen Reiche. Lord Salisbury erklärte während des zweiten Besuchs mit zynischer Offenheit: we'd bet on the wrong horse. Das unrechte Pferd war die Türkei. Trotzdem nun aber, durch die politische Annäherung, durch unsere Militärinstrukteure, denen der glückliche Ausgang des Hellenenkrieges 1897 mit zu verdanken ist, durch die Anatolischen Bahnen, durch Dührings und Rieders Reorganisation des türkischen Hospitalwesens, das Verhältnis zu uns sehr eng geworden war, setzten dennoch Rußland, England und Frankreich von Zeit zu Zeit ebenfalls wichtige Konzessionen durch. Außerdem erfand Abdul Hamid den Panislamismus. Nach dem, was ich in Konstantinopel gehört, muß nämlich der Padischah selber als der Vater der panislamischen Bewegung gelten. Es liefen, sagte mir ein kundiger Deutscher, mehr Fäden in Jildis-Kjöschk zusammen als im Serail des Emirs von Mekka. Und wenn Gegner die Wasser des Allmohammedanertums auf ihre Mühlen zu leiten versuchten, wenn die Jungtürken gegen einen Imam agitierten, der nicht vom Stamme des Propheten, wenn die Senussi, die Scherife des Maghreb*), der Schah mit den persischen Schiiten sich abgeneigt verhielten, wenn endlich Scheiche des Hedschas und Jemens sich für einen arabischen Imam erklärten — der Emir von Mekka ist dadurch gebunden, daß sein Bruder unweit von Dolm-Baghtsche als Geisel in goldener Gefangenschaft am Bosporus sitzt: so hat es Abdul Hamid noch immer verstanden, mit überlegenem Geschick alle Minen zu konterminieren, alle Intrigen zu entwirren und zuletzt siegreich alle Jünger des Panislamismus an seine Fahnen zu fesseln.

Die Länge der Regierungszeit bei Abdul Hamid (33 Jahre) ist bemerkenswert. Nur fünf Sultane sind ihm darin zur Seite zu stellen: Mohammed II., Bajasid II., Suleiman der Prächtige, Mohammed IV. und Mahmud II., die alle 30 Jahre oder länger den Thron behaupteten.

*) Jüngst hat sich die Geistlichkeit Marokkos der Türkei genähert.

Das Mißtrauen des letzten Sultans, das geradezu pathologische Formen angenommen hatte, ist auch noch durch einen Sonderumstand zu erklären. Außer zum Selamlik ging der Herrscher der Gläubigen so gut wie nie aus. Er zog nicht in die Kriege, er begleitete seine Truppen weder nach Thessalien noch nach Jemen, er machte keine Inspektionsreisen in die Provinzen. Solch auffallender Mangel an Bewegung mußte zuletzt krankhafte Dispositionen erzeugen. Er war wohl auch schuld an der übermäßigen, ungesunden Zentralisation des Reiches: Abdul Hamid wollte eben alles selbst besorgen oder wünschte, daß wenigstens im Jildis-Kjöschk (wörtlich: Sternenpalast), daß in seiner Nähe, durch seine unmittelbare Umgebung, alle, auch die geringsten Kleinigkeiten erledigt würden.

Abdul Hamid war sicherlich einer der seltsamsten Herrscher, die je gelebt haben. Der, freilich einseitig verbitterte, Prinz Abdul Medjid sagte über ihn (vor der Revolution):

„Es gibt kein Telephon und keine Stadtpost in Konstantinopel. Sie könnten Verschwörern zu leichte Handhaben abgeben. Elektrizität und Automobile gehören zu den verbotenen Dingen. Zeitungen ebenfalls. Die Papierfetzen, die dem Volke als Zeitung vorgesetzt und streng zensuriert werden, kann man nicht Zeitungen nennen. Alles ist verboten, — aber nicht etwa, weil die türkische Religion es verböte oder das türkische Volk jedem Fortschritt abhold wäre, wie vielfach behauptet wird, sondern einzig und allein, weil Abdul Hamid ein reaktionärer Tyrann ist, der außer dem Interesse für sein Leben und seinen Thron nichts kennt und in seiner wahnsinnigen Furcht, daß diese bedroht seien, Volk und Land ruiniert und jeden Fortschritt im Keime erstickt.

„Mein Vetter oder ‚Vater', wie er sich uns Prinzen gegenüber gern nennt, nachdem er uns eingesperrt hat, ist ein psychologisches Rätsel. Gewiß kann ich für den Mörder meines Lebens keine Sympathie empfinden, aber ich glaube, die Familienbande, die uns trotz allem verbinden, wiegen dieses Vorurteil, das ich zu seinen

Ungunsten habe, auf, und ich kann unparteiisch urteilen. Sehen Sie, was soll man sagen, wenn man sieht, wie Abdul Hamid eben ein Irade unterzeichnet, das tausend Menschen in die Verbannung schickt oder zehntausend Armenier zu massakrieren befiehlt, und eine halbe Stunde später einer armen Witwe, deren Haus abgebrannt ist, ein prächtiges Heim schenkt und einen sorglosen Lebensabend beschert? Was soll man sagen, wenn man sieht, wie geschickt er uns Prinzen in unseren goldenen Gefängnissen zu Tode quälen kann, und mit welch bezaubernder Liebenswürdigkeit er wieder einen europäischen Prinzen empfängt, so daß dieser glaubt, Abdul Hamid sei der ideale Landesvater und alle seine Feinde seien Betrüger und ihre Anklagen Betrug? Was soll man sagen, wenn Abdul Hamid sein Volk korrumpiert und es zum Spitzelwesen zwingt, weil es sonst verhungern würde, und dann alle Großmächte an der Nase herumführt und ihren besten Diplomaten gewachsen ist? Was soll man sagen, wenn Abdul Hamid sich von seinen Übersetzern alle neuen Errungenschaften der medizinischen und psychologischen Wissenschaften ins Türkische übertragen läßt, sie eifrig studiert, ein prächtig ausgestattetes Hamidieh-Hospital erbaut, in dem Kranke kostenlos gepflegt und kuriert werden, zu gleicher Zeit aber Unschuldige in die allerungesundesten Gegenden Arabiens verbannt? Was soll man sagen, wenn man sieht, wie Abdul Hamid seinen Bruder Murad nicht nur, sondern dessen unschuldige Kinder ein Menschenleben lang, bis zum Tode Murads, im Tschiragan-Serail gefangen hielt, ihm aber beim leisesten Unwohlsein den besten Arzt des Landes ins Gefängnis schickte? Was soll man sagen, wenn man die eiserne Energie sieht, mit der sich Abdul Hamid seit dreißig Jahren durch alle Schwierigkeiten durchhilft, nur seinen persönlichen Interessen lebend, und sich keinen Pfifferling um die Interessen der Nation oder um das langsame Zurückweichen unserer Rasse aus Europa kümmert? Seit dreißig Jahren lebt er im Jildis-Kjöschk, ein freiwilliger Gefangener, der sich in seiner namenlosen Angst vor Mördern einen goldenen Käfig gebaut hat, in dem er einsam und ungeliebt lebt. Aber alles, was neu ist in Europa, eine elektrische Kraftleitung und das neueste Pianola, die letzte Dampfjacht und die neueste Brutmaschine, — alles schafft er sich an. Für seine eigene Person ist ihm nichts zu gut. Was soll man sagen, wenn man die Genialität sieht, mit der er mordet? Bis auf Sultan Abdul Medjid töteten alle Sultane sofort nach ihrer Thronbesteigung alle männlichen Mitglieder ihres Hauses. Sultan Abdul Hamid hat den Brauch wieder eingeführt. Nicht, daß er uns in ganz ordinärer Weise hängen oder schlachten läßt, — es gibt raffiniertere Mittel, jemand langsam, aber sicher in ein besseres Jenseits zu befördern. Man schließt Menschen ein, wenn sie noch Kinder sind, dann läßt man sie allein, ohne Lehrer, ohne Freunde, ohne Kameraden, ohne Menschen — oder nennen Sie meine Lakaien, Abdul Hamids Spitzel, Menschen? —, gibt ihnen aber, wenn sie noch halbe Knaben sind, die schönsten Zirkassierinnen und die ältesten Weine ins Haus und irrt sich nur in einem von zehn Fällen in der Annahme, daß „la femme et l'alcohol“ das Ihre tun, den armen Jungen schnell zu einem Idioten zu machen oder ihn vorzeitig ins Grab zu befördern. Aber bevor das eintritt, wird Abdul Hamid seinen allerbesten Arzt zur Hilfe schicken und graziös den tiefgefühltesten Dank des Prinzen für die kaiserliche „Wohlgeneigtheit und Liebe“ entgegennehmen. Was soll man sagen, wenn man sieht, wie geschickt Abdul Hamid sich die Treue seiner albanischen Soldaten erhält, wie er die Jildis-Truppen mit Geld und Geschenken überhäuft, um auf jeden einzelnen Mann bauen zu können, während die anderen Truppen in Konstantinopel monatelang auf ihr Gehalt warten und die im Innern stationierten Regimenter kaum zwei Monatsgehälter im Jahre erhalten und in zerrissenen Uniformen herumlaufen müssen? Was soll man sagen, wenn Abdul Hamid an jedem einunddreißigsten August, zum „Donauma“ (Thronbesteigungstag) die teuersten Illuminationen, Feuerwerke und

Festlichkeiten einem von ihm ausgehungerten Volke aufbürdet, das sich in panischer Angst vor Denunziationen und Verdächtigungen an Loyalität zu überbieten sucht, um alle Welt und sich selbst mit dem Gedanken zu betrügen, er sei populär? Was soll ich sagen, wenn ich ihn hundertmal angefleht habe, mich nur einem Konzerte beiwohnen zu lassen, das europäische Zelebritäten vor ihm ganz allein geben, und er mir diese Bitte niemals erfüllt hat, trotzdem er mein Faible für Musik kennt? Was soll ich sagen, wenn ich, von ihm eingesperrt, plötzlich zu ihm gerufen und von ihm in väterlich liebenswürdiger Weise um meinen Rat in irgendeiner schwierigen politischen Sache gefragt werde? Und wenn ich ihn dann flehentlich bitte, mir irgendein Amt zu übertragen, damit ich mein trauriges Leben nicht ganz nutzlos verbringe, lehnt er kalt ab, schickt mich zurück in meinen Käfig und quält mich weiter, so wie er uns alle und sein ganzes Volk quält . . . Was sollen wir sagen, wenn wir sehen, daß einer der intelligentesten europäischen Monarchen, Kaiser Wilhelm II., der Busenfreund dieses Tyrannen ist und seine Herrschaft gleichsam sanktioniert?

„Abdul Hamids Bild in der Geschichte wird nicht schwanken. Er wird das moderne Monstrum des zwanzigsten Jahrhunderts genannt werden, ein moderner Nero, den ein gemartertes Volk verflucht hat, der der böse Stern seines Volkes war, und dessen Blutschuld an seinem Todestage eine Revolution hervorgerufen hat, an der auch Unschuldige zugrunde gehen werden. Mir ist immer, als ob unser armes Volk an dem Todestage Abdul Hamids dessen ganze Familie, zu der ich ja leider auch gehöre, vernichten wird. Und wir Prinzen, die wir am allermeisten unter Abdul Hamid litten, werden — o blutige Ironie des Schicksals! — noch unseres Mörders Taten mit unserem Leben zu bezahlen haben."

Ein deutscher General sagte über den Sultan Abdul Hamid: „Schon damals, in den „gesunden Tagen" seiner autokratischen Machtstellung, konnte es häufig vorkommen, daß er in einem jähzornigen Wutanfall plötzlich seine Notabeln mit Geschirr zu bewerfen oder sie gar gegen den Leib zu treten begann. Mich erinnerten solche Szenen, wenn mir gegenüber die davon Betroffenen darüber klagten, oft an die Art, wie in der Bibel die periodisch-geistige Umnachtung Sauls geschildert wird. Daß solche Wahnsinnsausbrüche geheim gehalten und ruhig hingenommen wurden, hatte seinen Grund darin, daß jene Günstlinge sich sonst ganz gut dabei befanden und sie sich schließlich eben als Helfershelfer eines Systems fühlten, von dem sie trotz solcher persönlichen Unannehmlichkeiten eben doch profitierten. Und umgekehrt führte das Bewußtsein des Sultans in der ruhigen Stunde der Überlegung hintennach dazu, daß er darauf bedacht war, immer konkurrierende Günstlingsgruppen um sich zu haben, damit er so die Gefahr vermied, daß seine Absonderlichkeiten gesammelt und gegen ihn ausgenützt würden, etwa in einem gemeinsamen Zeugnis seiner Höflinge, das dann zu einem Fetwa führen könnte, das eine Absetzung ermöglicht hätte. Geradezu blutgierige Tobsuchtsanfälle konnte Abdul Hamid bekommen, wenn sein Milchbruder Izzet Pascha ihm schlaflose Nächte dadurch vertrieb, daß er, neben ihm hinter einer spanischen Wand liegend, ihm Greuelszenen aus der französischen Revolution vorlas. Aus solcher Stimmung heraus ist mancher Massaker-Befehl ergangen. Im ganzen genommen stellt Sultan Abdul Hamid eine fast tragische Mischung von Genialität und Wahnsinn dar. Seine sehr große Intelligenz ließ ihn ganz richtig Eisenbahnbauten und Armeereform als notwendig für die Entwicklung der Türkei erkennen und sein bis zum Wahnwitz und bis zum Verfolgungswahn sich steigerndes Mißtrauen hemmte und hinderte wieder seine Initiative und auch unsere Instrukteurtätigkeit. So oft ich seinem lauernden Blick und seinem zerrütteten Gesicht mich gegenüber befand, bekam ich Mitleid mit diesem Mann, der durch seine Charakteranlage dazu verurteilt war, sich und sein Land — trotz allem guten Willen — zu gefährden."

Der Bau von Eisenbahnen.

Wie tote Frösche durch den galvanischen Strom noch einmal zu künstlichen Bewegungen aufgereizt werden, so können auch Staaten, die schon in Verfall begriffen sind, durch die Industrie und den Verkehr der Gegenwart zu einem künstlichen Leben erweckt werden. Von solcher Art sind namentlich die Bahnbauten. Sie geben einer hungrigen Bevölkerung Arbeit und dienen außerdem einer tatsächlichen Befestigung der Verhältnisse. Truppen können rasch von einem Ende des Landes zum andern geworfen werden. Daß die Türkei so rasch und entscheidend über Griechenland siegte, war nicht zum mindesten der anatolischen Bahn zu verdanken. Die Kerntruppen der Pforte, die Anatolier, konnten so rasch nach dem europäischen Kriegsschauplatz geschafft werden.

Die Gegenwart sieht in allen Erdteilen große Überlandbahnen entstehen. Nord- und Mittelamerika ist von nicht weniger als vierzehn Schienensträngen von Ozean zu Ozean durchquert. In Südamerika haben wir die Trans-Andenbahn. Durch Nordasien führt die sibirische, durch Afrika demnächst die Kap-Kairo-Linie. Zu diesen großen Überlandstrecken gehört auch die anatolische mit der daranschließenden Bagdadbahn. Über sie sagt Goltz Pascha: „Die Länge der Linie von Konia bis Kadhima (bei Koweit) beträgt rund 2400 km, also soviel wie die Entfernung von Berlin bis Konstantinopel. Die Gesamtstrecke von Haidar Pascha bis zum Persischen Golf mißt 3000 km, also etwa dasselbe Maß wie von Berlin bis Kasan an der Wolga; sie beträgt die Hälfte der ganzen sibirischen und zwei Drittel der Canadian Pacific Eisenbahn. Aber nicht in dieser ungeheuren Ausdehnung allein liegt die Schwierigkeit des Baues. Sie wird durch das wilde, vielfach zerrissene Land wesentlich erhöht. Zwei große Gebirge sind zu überschreiten; über den Euphrat sind zwei, über den Tigris eine Brücke zu schlagen. Die Zuführung des Materials wird ganz andere Kosten verursachen, als bei irgend einem Bau im Abendland. Für die Sicherung der Arbeit muß natürlich mehr geschehen, als hier. Man wird gewiß nicht fehlgreifen, wenn man die Gesamtkosten auf rund 600 Millionen Franken veranschlagt. Daß die neue Bahn die Verzinsung dieses ungeheuren Anlagekapitals nicht selbst zu übernehmen vermag, liegt auf der Hand. Die türkische Regierung muß mit einer hinreichenden Garantie eintreten." So weit Goltz.

Dazu bestimmt, eine andere große Überlandstrecke zu werden, ist die Hedschasbahn. Sobald sie, wozu schon Ansätze vorliegen, von ihrem Endpunkte Mekka bis Aden verlängert ist, haben wir eine zweite Durchquerung Vorderasiens, eine Linie vom Bosporus bis zum Indischen Ozean. Die Hedschasbahn entspringt, genau wie die anatolische, in erster Linie strategischen Beweggründen. In zweiter Linie erst waren wirtschaftliche Hoffnungen wirksam. Um jedoch für die Mekkabahn das Geld aufzubringen, bediente sich der schlaue Abdul Hamid religiöser Antriebe. Er, der Oberherr aller Gläubigen, überzeugte nicht nur seine Untertanen, sondern auch die Mohammedaner anderer Länder, daß es sich hier um ein gutes Werk des islamischen Glaubens handle. In der Tat, wäre es dem Sultan niemals geglückt, die erforderlichen Baugelder in Höhe von rund 200 Millionen Franken von seinen moslemischen Untertanen zu beschaffen, wenn nicht eben der religiöse Zweck der Eisenbahn in den Vordergrund gestellt worden wäre. So aber brachten schon die ersten freiwilligen Sammlungen über 10 Millionen Franken auf, und durch die Ausschreibung bestimmter Steuern wurden für den Bau der Eisenbahn jährlich etwa 5½ Millionen Franken beschafft.

Auf Grund einer Besichtigungsreise sowie unter Benutzung amtlichen Materials hat der türkische General und frühere preußische Oberst Auler Pascha eine ausführliche Beschreibung der Hedschasbahn gebracht, die als Grundlage für die nachfolgenden Ausführungen dient.

Die Bahn hat übereinstimmend mit den

meisten anderen Eisenbahnen Kleinasiens eine Spurweite von 1,05 m und führt in einer Gesamtlänge von etwa 1770 km von Damaskus—Maân—Mudewwere nach Medina und von dort am Roten Meer entlang über Râbigh nach Mekka, von wo aus eine Zweigbahn nach Dschidda geführt werden soll. Die Eisenbahn erstreckt sich durch ein Gebiet, welches zwischen 32 und 34° N und 35 und 40° O liegt und das Ostjordanland sowie das arabische Wilajet Hedschas durchschneidet, Länder, die bisher nur wenig oder zum Teil noch ganz unbekannt sind und dem Forscher noch manches Ergebnis liefern dürften.

Die Bewässerung des Ostjordanlandes ist allgemein dürftig; der Wassermangel wird um so größer, je mehr man nach Süden gelangt, und erreicht seinen Höhepunkt im Wilajet Hedschas. In geologischer Beziehung besteht das von der Bahn zu durchschneidende Terrain im Hedschas sowohl wie im Ostjordanland aus Granit und Gneis als Grundstock. Hierauf lagert sehr harter Sandstein von braunroter Farbe, geologisch als nubischer Sandstein bekannt, und darauf wiederum Kreidekalk. Vielfach treten Basalte und Lavaarten hinzu, ja man nimmt an, daß zwischen Damaskus und Mekka eine fortlaufende Zone vulkanischer Eruptivgesteine sich befinde, jedenfalls zeigen sich zu beiden Seiten der Bahnlinie Damaskus—Maân zahlreiche Eruptionskrater. Im Norden haben bereits die Zersetzungsprodukte der Lava einen sehr fruchtbaren, rotbraun gefärbten Humus gebildet, auf dem vielfach Getreide und Mais gezogen wird, besonders in der Hauran-Ebene. Im Süden tritt der Kreidekalk und der Kreidemergel immer mehr zutage, und mit dem Verschwinden des rotbraunen Humus nimmt die Fruchtbarkeit des Bodens immer mehr ab, um schließlich gänzlich unbrauchbar für die Bebauung zu werden. Diese Kalksteinsteppe hält bis Mudewwere — 572 km von Damaskus entfernt — an; dann folgt die Sandwüste (Nefûd) des nördlichen Arabiens. An der westlichen Grenze dieser Wüste liegt der wenigste Sand, und hier wird auch die Bahn entlang geführt, denn es tritt hier vom Roten Meer aus die vulkanische Bergkette in ihrem ganzen Streichen dicht an die Bahn heran. Die Gegend ist unwirtlich und öde, im Innern der Wüste sogar nur mit Vorsicht und großer Anstrengung passierbar. Erst von Medina ab wird der Charakter der Gegend etwas freundlicher und abwechslungsreicher, selbst tropische Regen stellen sich hier ein.

Zu beiden Seiten der Hedschasbahn in ihrer ganzen Ausdehnung wohnen Araber, abgesehen von etwa 20000 Drusen im Haurângebiet. Die Verkehrssprache ist demgemäß auch das Arabische, und nur Beamte sowie Offiziere sind Türken. Soweit sich die Araber zum Ackerbau gewandt haben und somit seßhaft geworden sind, führen sie die Bezeichnung Fellachen, während ihre nomadisierenden Brüder Beduinen sind. Auf der Bahnstrecke Damaskus — Medina ist Maân das letzte Fellachendorf, da hier der anbau- und kulturfähige Boden aufhört. Die weiter in der Wüste verzeichneten Ortsnamen bedeuten entweder einen Brunnen oder einen Han oder ein befestigtes Kastell zum Schutze der Pilgerkarawanen sowie der Brunnen und Oasen gegen Überfälle der Beduinen. Sultan Abdul Hamid, welcher die Vorteile der Hedschasbahn zu erkennen wußte, erließ am 1. Mai 1900 das Iradé zum Beginn des Bahnbaues. Dem religiösen Zwecke gemäß wurden dem Baue der Bahn zahlreiche private Mittel aus der ganzen moslemitischen Welt zugeführt, außerdem aber bestimmte die türkische Regierung gewisse Stempelsteuern sowie den Ertrag der Felle der während des Beiramfestes geschlachteten Hammel zu Bahngeldern. Endlich wurden noch als Quellen zukünftiger Einnahmen der Hedschasbahn die Phosphatlager bei Es Salt und die Schwefelquellen bei Hamma zur Ausbeutung überwiesen. Bis zum 1. September 1905 erzielte solchergestalt die Bahnverwaltung schon 46,7 Millionen Franken an Gesamteinnahmen, was einem jährlichen Ertrage von 7,5 Millionen entspricht. Neben einer Generalkommission für den Bau der Hedschasbahn, deren Sitz Konstantinopel ist, besteht eine lokale Kommission mit dem Sitz in Damaskus. Um die Arbeiterfrage, besonders im Gebiet der Wüste

einer glücklichen Lösung entgegenzuführen, und auch aus Gründen der Billigkeit wurden reichlich türkische Truppen zu dem Bahnbau herangezogen. Es arbeiten dort 5650 Soldaten, und zwar 3000 Infanteristen, 200 Pioniere, 2400 Eisenbahner und 50 Mann der Telegraphenkompagnie. Diese Soldaten finden in der Weise Verwendung, daß die Infanterie die Erdarbeiten ausführt, während die Eisenbahntruppen die Bettung herstellen, Schienen legen und kleinere Maurerarbeiten durchführen. Die Pioniere sind in die einzelnen Werkstätten verteilt, während die Leute der Telegraphenkompagnie beim Bau des Eisenbahntelegraphen verwendet werden. Es bestand schon eine in französischem Besitz stehende Bahnlinie Damaskus—Müseirib, welche die Verwaltung der Hedschasbahn gern erstanden hätte, da hierdurch 120 km Bahnbau erspart wurden. An der hohen Forderung von 7 Millionen Franken scheiterten jedoch die Ankaufsverhandlungen, dagegen wurde von einer englischen Gesellschaft die Zweiglinie Haifâ—Bêisan günstig erworben. Weitere Grunderwerbungen waren nicht notwendig, da der Sultan unbeschränkte Verfügung über Grund und Boden seines Reiches hat. Wo Gelände im Staatsinteresse zu Bauten notwendig ist, da wird es auch genommen, ohne daß der Eigentümer gefragt wird. Ein türkischer Ingenieur, Muchtar Bey, hat die ganze Bahnlinie erkundet und vermessen. Er hat sich zu diesem Zwecke einer Karawane anschließen müssen, die von Damaskus nach Mekka pilgerte. Die eigentlichen Arbeiten begannen sehr bald mit dem Bau des Bahntelegraphen und dem Ausbau der Strecke Müseirib—Der'â und Fortsetzung nach Máân. Da an dieser Linie ohne Unterbrechung gearbeitet werden konnte, so konnten die einzelnen Teilstrecken sehr schnell dem Betrieb übergeben werden. Es wurden jeweils am 1. September eröffnet die Strecke Müseirib—Der'â 1901, Der'â—Serka 1902, Serka—Katrâne 1903 und Katrâne—Máân 1904. Nachdem die Verhandlungen mit der englischen Gesellschaft beendet waren, ließ Meißner-Pascha sogleich die Zweigbahn Haifâ—Müseirib bauen. Die Strecke Haifâ bis zum Jordan konnte am 1. September 1904 dem Betrieb übergeben werden, und die Schlußstrecke Jordan—Müseirib ein Jahr später. Der Bau der Anfangsstrecke der Hedschasbahn Damaskus—Der'â mußte wegen der Verhandlungen mit der französischen Eisenbahngesellschaft mehrfach unterbrochen werden. Als schließlich endgültig der Bau einer der französischen Linie parallel laufenden Bahn beschlossen war, wurde nach 1 Jahr langer Unterbrechung der Bau dieser Strecke wieder aufgenommen. Die Linie Damaskus—Der'â war infolge dieser Umstände erst am 1. September 1903 betriebsfertig, wo gleichzeitig die Betriebseröffnung schon bis nach Katrâne stattfand. Im Laufe des Jahres 1906 gelangte gelegentlich der Pilgerfahrt die Teilstrecke Máân—Mudewwere, dann im Sommer noch die Strecke Mudewwere—Sat-ul Hadsch zur Eröffnung. Bis zum Ablauf des Jahres 1906 hoffte Meißner die Station Tebuk zu erreichen, womit 692 km der Hedschasbahn fertiggestellt sein würden. Das Material zum Bau der Eisenbahn wird mit Ausnahme einiger Waggons aus dem Auslande bezogen, und zwar das Streckenmaterial aus Deutschland, Belgien und Amerika, das rollende Material aus Deutschland und Belgien. Das zum Bau notwendige Steinmaterial findet sich in vorzüglicher Qualität an Ort und Stelle vor, auch darf es den vorhandenen Steinbrüchen unentgeltlich entnommen werden. Um einen Begriff von den zahlreichen Kunstbauten anzugeben, welche der Unterbau der Bahn erfordert hat, möge die Strecke Damaskus—Mudewwere hier angeführt werden. Auf dieser Strecke wurden nämlich 462 Brücken, 271 Aquädukte und 799 Durchlässe, im ganzen also 1532 Kunstbauten errichtet, darunter ein großer, 20 m hoher Viadukt mit 10 Bogen von je 12 m Spannweite bei Ammân und ein 140 m langer Tunnel zwischen Ammân und Kassr. Nur eine einzige, 15 m lange Brücke besteht aus Eisenkonstruktion, alle anderen Bauten sind in Mauerwerk ausgeführt, wozu der Kalk- und Sandstein, welcher fast auf der ganzen Strecke zu finden ist, ein vorzügliches Material abgab. Zu Beginn, auf einer kurzen

Strecke der Bahn, wurden die Schienen auf hölzerne Schwellen gelegt; da diese sich jedoch in dem heißen Klima nicht bewährten, so wurden nachher nur noch eiserne Schwellen verwandt. Ebenso wie die Hauptbahn, ist auch die Zweigbahn Haifâ—Der'â gebaut, nur daß hier bei der Überbrückung des tiefdurchschnittenen Jarmuktales sowie des Jordans eiserne Brücken erbaut wurden. Die Haifâbahn hat insgesamt 141 Brücken größeren und kleineren Stils erhalten, von denen 83 allein zwischen dem Jordan und der Station Müseirib erbaut wurden. Im Jarmuktal waren ferner noch acht Tunnels in einer Gesamtlänge von 1100 m erforderlich.

Der ganze Eisenbahndienst wird in bezug auf den Betrieb lediglich von Ausländern, Deutschen, Franzosen und Österreichern, gehandhabt, während das Unterpersonal, Stationsvorsteher, Lokomotivführer usw. bis zu den Streckenarbeitern, größtenteils aus Eingeborenen besteht. Die Betriebsdirektion befindet sich aus baulichen Gründen vorläufig in Haifâ, sie wird jedoch nach Beendigung des Bahnbaues wahrscheinlich nach Damaskus gelegt werden. Ein Betriebsunterdirektor ist in Der'â, dem Knotenpunkt der Haupt- und Zweigbahn, stationiert. Die großen Werkstätten für Reparaturen aller Art, sowie der gesamte Lokomotiv- und Wagenpark befinden sich in Damaskus, wo auch der Sitz der Werkstättendirektion ist. Auch verfügt die Bahn noch über Reparaturwerkstätten in Der'â, Maân und Haifâ, weitere sind noch im Bau begriffen. Zur Wasserversorgung sind in Entfernungen von 30 bis 70 km Wasserstationen angelegt, die aus Brunnen oder aus Zisternen gespeist werden. Die Speisung erfolgt mittels Dampfpumpen oder Windmotoren. Interessant ist es, aus der genauen Streckenbeschreibung der Bahnlinie zu ersehen, daß man auf eine ganze Reihe altgriechischer und römischer Kunstbauten gestoßen ist, auf alte Kastelle, Theater, Thermen, Zisternen usw. Die beiden größten Zisternen aus römischer Zeit fassen 70000 und 36000 cbm Wasser, doch sind sie unbedeckt und von nur geringer Tiefe, daher monatelang ohne Wasser. Die Bahnverwaltung hat zur ständigen Beschaffung von Wasser tiefe Brunnen graben lassen, die auch im Hochsommer nicht versiegen. Die Lokomotiven schleppen im Tender 8 bis 12 cbm Wasser mit, auch hat man Zisternenwagen zum Wassertransport eingestellt. Ein solcher provisorischer Zisternenwagen ist ein gewöhnlicher offener Güterwagen, der zwei Wasserreservoire zu je 8 cbm trägt, also 16000 kg Wasser, eine gewiß starke Leistung für eine Bahn von nur 1 m Spurweite. Der Bestand an rollendem Material nach dem Status vom 1. September 1906 beziffert sich auf 43 Lokomotiven, 522 Güterwagen aller Art und 31 Personenwagen. Die Lokomotiven sind fast durchweg deutsches Fabrikat, ebenso die Personenwagen. Im Marinearsenal zu Konstantinopel ist der einzige Personenwagen 1. Klasse sowie der für die Pilgerzüge bestimmte Moscheenwagen erbaut worden. Besondere Zisternenwagen zum Wassertransport sind 15 Stück zu 25 Tonnen (!) Fassung vorgesehen.

Betrachtet man auf der Karte die Lage von Damaskus als Ausgangspunkt und Mekka als Endpunkt, so ergibt sich die Linienführung der Bahn von selbst. Damaskus selbst kann von Beirut und Haifâ her durch schon im Betriebe stehende Eisenbahnen von der Küste aus erreicht werden. Bei der Station Rayak zweigt sich eine Nebenlinie nach Hamah am Orontes von der Beirutbahn ab nach Norden. Jetzt wird die Weiterführung der Nebenlinie von Hamah nach Haleb (Aleppo) begonnen. Die Entfernung von Hamah beträgt bis Haleb 150 km. In Haleb ist man nur noch 60 km von der Station Tell-Habesch der Bagdadbahn entfernt und die Verbindung der syrischen Bahnen mit der Bagdadbahn und somit mit der anatolischen geplant. Verwirklichen sich diese Pläne, dann bildet Damaskus den Sammelpunkt aller Pilger, welche durch Kleinasien, von Mesopotamien oder auf dem Seewege über Beirut und Haifâ dem heiligen Mekka zustreben. Die von Damaskus östlich des Jordans nach Süden laufende Pilgerstraße (Derk el Hadji) gab der Bahnlinie im allgemeinen ihre Richtung über Draa —

123 km —, Mzerib, Amman (biblisch Rabbath, griechisch Ammon Philadelphia) nordöstlich des Toten Meeres; Maân, an der Stelle, an welcher von der großen Pilgerstraße ein Karawanenweg nach Akaba abzweigt, Kelaa schon im nördlichen Hedjas und erreicht über Medina Mekka. Die ganze Linie hat eine Länge von 1700 km und erhält eine Spurweite von 1,05 m, wie die meisten kleinasiatischen Bahnen. Die türkische Regierung plant ferner durch drei Zweiglinien nach den syrischen und Roten Meeresküsten den von der See kommenden Pilgern die Benutzung der Hauptlinie zu erleichtern, ohne Damaskus aufzusuchen. Die erste nördliche Zweigbahn soll von einem syrischen Hafen, wahrscheinlich Haifâ, nach Draa oder Mzerib, die zweite, mittlere von Maân nach Akaba, die dritte, südliche von Mekka nach seinem Rotenmeerhafen Djedda gehen.

Da die der Hauran-Gesellschaft gehörige Bahn schon von Haifâ nach Damaskus im Betriebe ist, beabsichtigte die türkische Regierung, das Mitbenutzungsrecht auf einem Teile dieser Strecke sowie auf der Zweigbahn nach Mzerib käuflich zu erwerben. Die Forderung der Gesellschaft war aber so hoch geschraubt, daß die Regierung den Bau einer eigenen Bahn vorzog. Es wurde bis September 1903 die Strecke Damaskus—Draa gebaut, und somit tritt die auffällige Erscheinung ein, daß in dem an Verkehrswegen so armen Lande zwei Bahnen, die Hauran- und die Mekkalinie, oft nur mit 700 m Abstand gleichlaufend dahinziehen. Bald darauf wurde die Linie bis Hamman fertiggestellt und in Betrieb gesetzt, während am Jahrestage der Thronbesteigung des Sultans, am 1. September 1905, die ganze 600 km lange Strecke bis Maân eröffnet wurde, im Beisein einer Gesandtschaft des Sultans, welche von den Vertretern der Stadt Medina, dem Mufti und mehreren Ulemas aus Mekka begrüßt wurde.

Am 20. März 1903 machte ein Vertrag zwischen dem Sultan und der englischen Regierung durch eine Grenzregulierung des nördlichen Hinterlandes von Aden und der arabisch-türkischen Provinz Jemen den unausgesetzten Grenzstreitigkeiten vorläufig dadurch ein Ende, daß das Hinterland von Aden zu einer Größe von 22000 qkm anwuchs mit dem nördlichsten Punkte Dalaa. Die Regierung von Indien, welcher Aden untersteht, beabsichtigt Dalaa mit Aden durch eine Bahnlinie zu verbinden. Verwirklicht sich diese Absicht, so bleibt für eine Bahnverbindung von Aden bis Konstantinopel über Mekka, Damaskus, Haleb, Bagdad- und anatolische Bahn nur die Füllung der Lücke Dalaa—Mekka — wenig mehr als 1000 km — übrig. Eine solche Linie durchliefe „Arabia felix“, den fruchtbarsten und am meisten bevölkerten Teil der Halbinsel, und verbände den Indischen Ozean mit dem Ostbecken des Mittelländischen Meeres durch eine ununterbrochene Bahnverbindung, welche den hohen Suezzöllen erfolgreiche Konkurrenz und die schreckliche Fahrt durch das Rote Meer unnötig machen würde. Tritt diese Kombination aber in die Wirklichkeit, dann wird der religiöse Zweck der Hedschasbahn den wirtschaftlichen Zielen eines Weltverkehrs weichen.

Die Bahn wurde September 1908 bis Medina vollendet.

Außer den zwei großen asiatischen Überlandbahnen kam eine europäische zustande, die an das ungarisch-serbische Netz anknüpfend Mazedonien bis Saloniki durchquert. Im Jahre 1903 ließ sich Rußland das alleinige Recht auf den Bau von Eisenbahnen im nördlichen Kleinasien erteilen, ohne jedoch bis zum heutigen Tage von dem Rechte Gebrauch zu machen. In jüngster Zeit ist ein amerikanischer Plan in den Vordergrund getreten, das Chesterprojekt. Es will eine Querbahn durch das Herz des östlichen Kleinasiens legen und sich dabei die bergbaulichen Vorkommen auf beiden Seiten der Bahn sichern. Der Plan wurde zwar von verschiedenen Ministerien gut geheißen, aber von der Kammer nicht bestätigt.

Bandenkämpfe.

Im Jahre 1903 loderten wieder einmal die Flammen des Aufstandes in Albanien hell auf. Das war der Beginn zu nationalen Erhebungen, von denen die folgenden Jahre ausgefüllt waren, auf dem ganzen Balkan. Namentlich die Bulgaren und Kutzowalachen, dann aber auch die Griechen und Serben errichteten kopfreiche Banden, die sengend, brennend und mordend den Schardagh, die Rila und andere schwer zugängliche Gebirge Mazedoniens durchzogen. Die fortwährenden Unruhen veranlaßten die Mächte dazu, internationale Gendarmerieoffiziere für Mazedonien aufzustellen, eine Maßregel, wie sie ähnlich kurz darauf in Marokko angewendet wurde. Die osmanischen Vaterlandsfreunde sahen begreiflicherweise diesen Eingriff in die Oberhoheit der Pforte mit herbem Verdruß. Auch half die Maßregel gar nichts. Da trafen sich im März 1908 König Eduard und der Zar auf der Reede von Reval und verabredeten Schritte, die auf eine internationale Überwachung der mazedonischen Verwaltung hinausliefen. Mit anderen Worten: man zielte auf die Autonomie, die Losreißung Mazedoniens.

Die Nachricht hiervon erregte die Jungtürken aufs tiefste.

Über die Bandenkämpfe sagte der mehrfach erwähnte Prinz Abdul Medjid folgendes seinem Erzieher:

„Jedes Frühjahr lesen Sie in Ihrem Blatte, daß die „Massakers“ in Mazedonien nun beginnen, daß bereits hier und da Banden erschienen sind und harmlose Bauern christlicher Religion niedergemetzelt haben. Daß auch die Mörder Christen sind, lesen Sie freilich nicht. Daß aber die türkischen Soldaten ab und zu einmal Glück haben auf der Verfolgung dieser christlichen Mörder, die selbstverständlich erschossen werden, lesen Sie dann wieder in Sperrdruck etwa unter der Überschrift „Niedermetzelung von Christen durch Mohammedaner“. Auf keinem Gebiete der internationalen Politik wird so falsch und leichtsinnig berichtet. Unter dem Deckmantel des Strebens nach politischer Freiheit ziehen in Mazedonien Räuberbanden in Uniform herum, die seit Jahren den Bauern aussaugen, ihm Geld unter der Drohung abpressen, daß sie sein Gut niederbrennen, ihn und seine Familie töten würden, wenn er nicht Geld für die „gute, vaterländische“ Sache hergebe. Die gute, vaterländische Sache ist weiter nichts als Schwindel. Das Geld, das die aus Bulgaren, Serben, Griechen, Walachen und Abenteurern aus aller Herren Länder bestehenden Räuberbanden erpressen, dient ihnen zur Überwinterung in den Städten jener Gegend, während die gewissenlosen Führer jener Banditenhaufen in Paris, sehr elegant und vom Glorienscheine der Freiheitskämpfer bestrahlt, das Frühjahr abwarten, um dann an den Ort ihrer Räubereien, in die Gegend der Schwarzen Berge zurückkehren.

„So wiederholt sich dort Jahr für Jahr dasselbe Schauspiel: herumziehende Räuber- und Erpresserbanden christlicher Religion, die ihre eigenen Glaubensgenossen schlachten und, wenn sie den Herren jener Gegend, den mohammedanischen Soldaten, in die Hände fallen, für ihren Brudermord vom Mohammedaner mit dem Tode bestraft werden. Wer kann da von religiösem Fanatismus sprechen? Die christlichen Räuberbanden Mazedoniens werden ihr Handwerk noch betreiben, solange die Welt eine falsche Sympathie an sie verschwendet, in dem irrigen Glauben, jene Räuber kämpften für die Freiheit. Wer Mazedonien durchreist hat und die christlichen Bauern befragt hat, wer sie bedrückt und aussauge, hat in jedem Fall die stereotype Antwort bekommen: Nicht die mohammedanischen Herren dieser Gegend, sondern unsere christlichen Brüder. Und in neunundneunzig von hundert Fällen werden diese Bauern von jenen Räubern an den Bettelstab gebracht. Sie zahlen, solange sie können, — den Rest zahlen sie mit ihrem Leben, ihre Frauen mit der Schändung. Wer vergewaltigt in Mazedonien die Bauerntöchter? Nur die christlichen Räuberbanden. Die Griechen morden Serben und entehren ihre Töchter, die Bulgaren tun das

gleiche an ihren walachischen Brüdern, eine Nationalität brutalisiert die andere, alles im Namen Jesu Christi, — und machtlos steht der türkische Herr des Landes dabei; denn er weiß, daß die ganze zivilisierte Welt über ihn herfallen würde, wenn er es wagte, jenen christlichen Banditen den einzigen Lohn zu geben, den sie verdienen, den Tod. Aber dann schreit die ganze christliche Welt: Diese Mohammedaner sind Barbaren, sie massakrieren unschuldige Christen. In Selbstverteidigung einen Mörder erschießen, ist doch sonst nicht strafbar, und wenn England heute einen Aufstand in Indien mit Pulver und Blei unterdrückt, wird es keinem Menschen einfallen, die Engländer Barbaren und Mörder zu nennen. Wenn aber der Türke in Mazedonien christliche Räuberbanden vernichtet, dann sagt man in Frankreich und Rußland laut und in England vornehm leise, daß „die tapferen Mazedonier, die mit glänzender Bravour um Menschenrechte und Freiheit kämpfen, von Barbaren massakriert werden"; menschenfreundliche Abgeordnete, die keine Ahnung von der wirklichen Sachlage haben, interpellieren in Parlamenten und fordern eine Intervention ihrer Regierung in der mazedonischen Angelegenheit. Und unten in den Bergen Mazedoniens erschallt das homerische Gelächter jener christlichen Räuber, während der Türke zähneknirschend das ganze wüste Treiben weitergehen läßt auf Befehl Abdul Hamids, dem die Botschafter in Konstantinopel ernstliche Vorstellungen machen."

Die türkische Revolution.

Das Leben ist nicht wie eine Pappelallee, die immer gerade, ohne Seitenwege, zum Ziele führt; es gleicht häufiger einem Urwalde, durch den man nur mit Mühe sich Bahn bricht. Dementsprechend sind die Wurzeln der Ereignisse selten einfach; meist sind sie verschlungen und greifen in das Nachbarbereich, ja selbst in entlegene Tatsachengruppen hinüber. Den Sturz Napoleons I. schreiben sich Spanier, Russen, Engländer und Deutsche zu; die einen sagen, das erschöpfte Frankreich sei seiner müde geworden; die anderen, der erwachende Nationalismus habe sich gegen ihn aufgebäumt, und dritte suchen die Ursache seines Falles einfach in dem Schwinden seiner Kräfte, in dem rein individuellen Nachlassen seiner Entschlußfähigkeit. Auch Revolutionen sprießen niemals aus einer einzigen Wurzel empor. Die jüngste chinesische Bewegung sollte von christlichen Ideen, von Jüngern christlicher Missionare herrühren; sie wurde gleichzeitig als Ausdruck der Rassenabneigung zwischen Chinesen und Mandschu aufgefaßt; sie sei entstanden, weil hohe Mandarine Sparkassengelder unterschlagen hätten, weil eine gewaltige Hungersnot das Volk zur Verzweiflung brachte, endlich weil die Patrioten mit Entrüstung die Nachgiebigkeit gegenüber dem Auslande sahen. Dazu konnte man noch den unaufhaltsamen Gang der westlichen Bildung, des Parlamentarismus über die Erde und den damit verwandten Aufstieg des ebenfalls dem Westen entstammenden Nationalitätenprinzipes anführen.

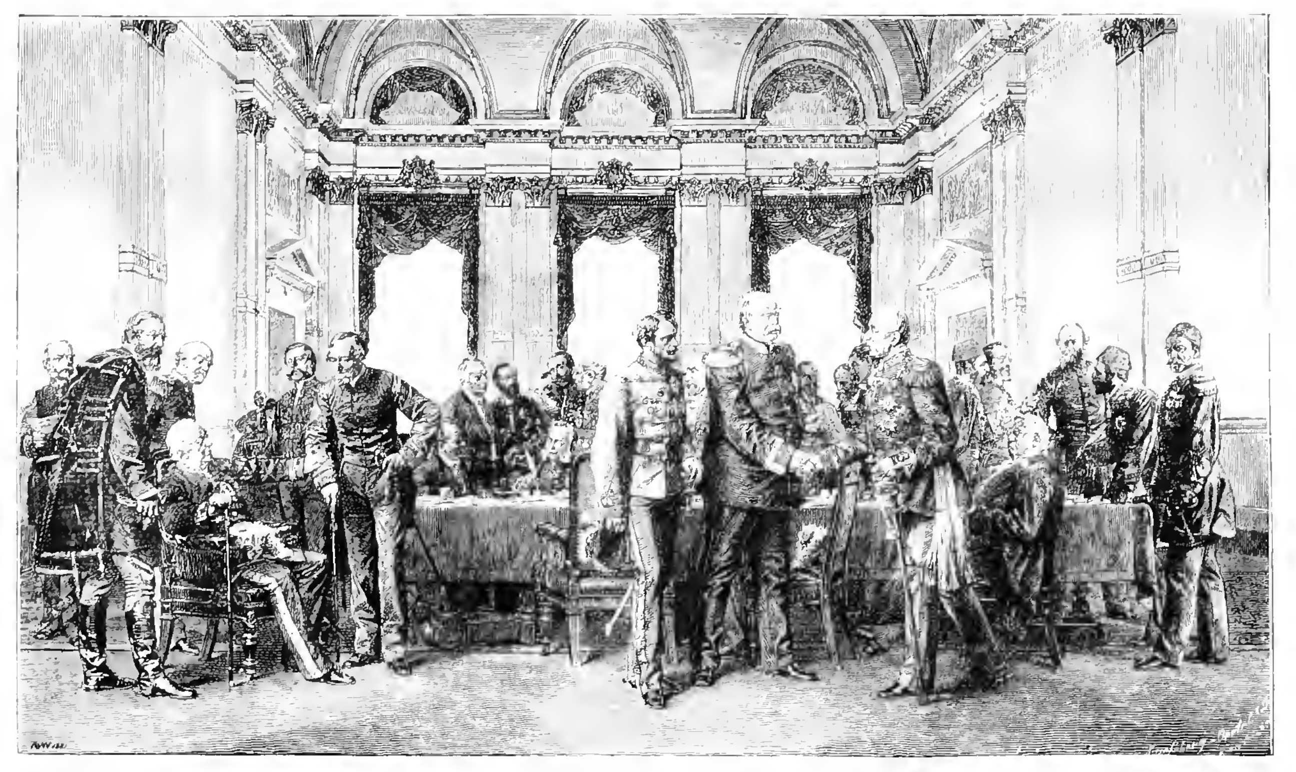
Die türkische Erhebung entsprang in erster Linie dem Abscheu gegen den Despotismus Abdul Hamids. Wie aber kam es, daß dieser Despotismus 30 Jahre lang ertragen wurde, und daß erst 1908 die Anhänger der Verfassung siegreich waren? Es hing das mit auswärtigen Verwicklungen zusammen. Am 27. Januar 1908 kündigte der Freiherr v. Ährenthal an, daß die bosnischen Bahnen nach Mitrowiza weiter geführt und so Sarajewo mit Saloniki, mit dem Ägäischen Meere verknüpft werden sollte. Der Minister nannte diesen Weg den kürzesten zwischen Mitteleuropa und Mittelasien. Zu Unrecht, denn die Linie Wien—Belgrad, Nisch—Salonichi ist um 180 km kürzer und auch sonst in jeder Hinsicht überlegen.

Die Ankündigung machte viel Aufsehen.



Türkische Infanterie in Albanien während des Aufstandes 1910/11.
Photographische Aufnahme von E. Jäckh.

Türkische Marine.
Nach einer Original-Photographie von Dr. Ohnefalsch-Richter, Berlin.



Fürst Hohenlohe. Graf Mouy. v. Holstein. Dr. Busch.
Graf Corti. Graf St. Vallier. Graf H. Bismarck. Sadullah Bey.
Desprez. Lord Odo Russel. Lord Salisbury.
Baron Haymerle. Graf Launay. Waddington. v. Radowitz. Baron Oubril. Lothar Bucher. Karatheodori Pascha.
Graf Carolyi. Fürst Gortschakow. Lord Beaconsfield. Graf Andrassy. Fürst Bismarck. Graf Schuwalow. v. Bülow. Mehemed Ali Pascha.

Der Berliner Kongreß 1878.

Nach dem Gemälde von Anton v. Werner.

Die Russen faßten sie schon als eine Beseitigung des Mürzsteger Abkommens (vom 1. Oktober 1903) auf. Sie setzten dem Plane Ährenthals das Bahnprojekt Nisch—Prizren—Antivari entgegen. Der Zar hatte im März 1908 die oben erwähnte Zusammenkunft mit König Eduard. Dabei wurde beschlossen, die Autonomie Mazedoniens in die Wege zu leiten. Also abermals sollte eine Provinz, und zwar eine der wichtigsten von dem Leibe des osmanischen Reiches losgelöst werden? Das setzte die Vaterlandsfreunde in die heftigste Erregung. Zugleich wirkte das englische Balkankomitee unter dem Parlamentsmitgliede Noel Burton bei Bulgaren und Serben für eine Erweiterung der südslawischen Herrschaft auf dem Balkan und stellte für diesen Zweck Millionen zur Verfügung.

Bei den kriegerischen Albaniern war Schwäche dem Auslande gegenüber am verhaßtesten. Junge Offiziere wie der Major Njazim Bey und der damalige Hauptmann Enver Bey schwangen sich zu Führern einer patriotischen Propaganda auf. Sie wollten den Sultan selbst gegen seinen Willen dazu zwingen, gegen die Umtriebe der fremden Mächte stärkere Maßregeln zu ergreifen. Zu dem Ende beschlossen sie, die Leitung der mazedonischen Truppen an sich zu reißen.

Ein Freund der Genannten erschoß den Befehlshaber zu Mitrowiza, Schemsi Pascha. Mit nur 300 Gefolgsmannen rissen die albanischen Führer die Zügel in Altserbien an sich. Das war Anfang Juli 1908. Wenige Tage darauf erklärte sich die Division von Salonichi mit den Aufrührern solidarisch.

Jetzt aber greifen die Jungtürken, greifen die Führer in Salonichi ein. Auf der einen Seite scheint es, als ob wenigstens Enver Bey mit westlichen Revolutionären und auch mit polnischen in Verbindung gestanden habe; auf der anderen Seite wird behauptet, daß die liberalen, von Dönme geführten Jungtürken sich der im Grunde konservativen, Europa feindlichen Bewegung der Albanier bemächtigt, mit einem Worte die patriotischen Albanier übertölpelt hätten. Die Dönme, zum Islam übergetretene Israeliten, die aber noch immer Fühlung mit ihren einstigen Glaubensgenossen haben, standen und stehen mit dem westlichen Liberalismus, namentlich auch mit den Freimaurern in enger Verbindung, sind also dem Islam und dem echten Türkentum genau entgegengesetzt.

Großwesir war Ferid Pascha, ebenfalls ein Albanier. Wie er dem Verfasser mündlich sagte, hatte er schon zwei Monate vorher von dem bevorstehenden Ausbruch gewußt. Sei dem wie ihm sei, jedenfalls vermochte er den Sultan dazu, den Revolutionären alle ihre Forderungen zuzugestehen, statt wie er hätte tun können, sich auf seine Leibgarde und auf die noch ziemlich treue Division in Konstantinopel zu stützen.

Die amtliche Geschichtsschreibung stellt die Sache noch anders dar. Wir haben eine Schrift von einem Anhänger des Sultans, Faik, der alle Schuld den Ratgebern Abdul Hamids gibt. Er spricht von der fürchterlichen Spionage, er brandmarkt die Ratgeber des Serail: Ludfi Aga und seinen Sohn Faik, ferner Tahsin, den berüchtigten Izzet, dann Raghib, Sakally Mehmed, Selim Melhame, Kenan, Fehim. Alle hohen Beamten, selbst die Statthalter seien nur mit Einwilligung der Genannten eingesetzt worden. „Infolge dieses gewalttätigen Despotismus zeigte sich an dem geheiligten Vaterlande der Krebs. Stück um Stück wird nun losgerissen. Die unter dem Namen „Mazedonien" zusammengefaßten Provinzen Salonichi, Kossowo und Monastir nehmen die Form eines politischen Spielzeugs an. Gewalttat, wie sie im Innern von Anatolien selbst nie geübt worden ist, wird (nämlich von den fremden Mächten) angewendet. Wiederum verharrten jene Bedientenseelen, jene Verräter, die den Serail von allen Seiten umstrickten, bei der Fortdauer ihrer alten Verbrechen, ihrer Unziemlichkeiten, ihrer Korruption. An was dachten denn eigentlich diese Menschen? War denn der Untergang und der Ruin des Vaterlandes für sie in gar keiner Beziehung von Bedeutung? Was wollten sie von jener leiderfahrenen Nation, die doch sie selbst auch aufgezogen, genährt und groß gemacht und bis zu jenem hohen Posten emporgebracht hat, und in deren

Schatten sie lebten? Sie hatten Gott vergessen, doch schon kam jetzt die Zeit (der Entscheidung) heran. Es nahte bereits der willkommene Zeuge der Gerechtigkeit. Das dritte Armeekorps, das Armeekorps von Mazedonien, dieses geehrte Armeekorps, das der Leitung und dem Kommando von gut ausgebildeten Offizieren anvertraut und das zu dem Zwecke formiert worden war, um die seit einigen Jahren revoltierenden bulgarischen und griechischen Patrioten, um jene Revolutionäre, die in der geheiligten Absicht, der Erlangung von Freiheit, Gleichheit und Gerechtigkeit ihre Existenz und ihr Leben in die Bresche geschlagen hatten, zu züchtigen, wobei man ihnen den Ehrentitel „Rebellen" gab — das dritte Armeekorps betrachtete die traurigen Zustände des Vaterlandes, die Gewalttaten und Übergriffe jener Verräter, die den Serail umstrickt hielten, von der Ferne aus in äußerst aufmerksamer, weitsichtiger Weise. Es lernte die Handlungsweise der Griechen und Bulgaren schätzen und billigen und verabschente und verfluchte die verräterischen Grausamkeiten und Gewalttaten (der Regierung). Diese Gedanken der Offiziere, jener patriotischen, jener mannhaften Söhne des Vaterlandes, verbreiteten sich auch über unsere Soldatenbrüder, unsere ruhmvollen Löwen. Während diese Helden ihr Leben für das Wohlsein und das Glück des Vaterlandes gegenüber Bleikugeln und Kanonen jahrelang Tag und Nacht, ohne sich Schonung zu gönnen, in Schnee und Eis, Sturm und Regen aussetzten, verbrachten hier in Konstantinopel diese Schmarotzer in ihren traulichen Stadtwohnsitzen auf Kissen und Vogelflaum, auf vergoldeten Lehnsitzen die Zeit mit Schwelgen und Schmausen, mit Trinken und Zechen, mit sinnlicher Wollust, und in ihren Sommerhäusern mit Pferden und Wagen, Dienern und Parasiten. Als die Wackeren das mit ansehen mußten, da verfielen sie, wutschäumend, in das leidenschaftliche Begehren, für diesen Zustand Rache zu nehmen. Da die Freiheitshelden der Nation, die nach der Schweiz, nach Frankreich und nach Ägypten ins Asyl geflohen waren und die zur Befreiung des Vaterlandes vor keinerlei Bemühungen zurückschreckten, die nicht wußten, was das heiße „ermüden", da diese Mazedonien für sehr geeignet fanden, um sich einen Mithelfer und einen Zufluchtsort zu verschaffen, und da sie dortselbst ihrem Vorgehen die weiteste Ausdehnung geben konnten, so bildeten sie, allen möglichen Gewalttaten der despotischen Regierung zum Trotz, wiederum eine Vereinigung unter dem Namen: „Vereinigung für Fortschritt und Einigkeit" (Terakki ve ittihad dschemijjeti).[1] — „Sobald jene begabten jungen Offiziere, auf deren Stirne die Lichter der Intelligenz und die Strahlen der Vaterlandsliebe weithin leuchteten, von dem Vorhandensein einer derartigen Vereinigung Kenntnis erhalten hatten, schlossen sie sich der Vereinigung an, um ihr gesamtes Können, ihre geistigen und materiellen Kräfte ihr zu widmen. Das dritte Armeekorps bereitete sich vor, der despotischen Regierung ein Ende zu machen. — Jene geehrten Landsleute, die mit einem lauteren Gewissen ihr Leben preisgaben, hatten nur einen Zweck, einen einzigen Wunsch: Dieser bestand in der Wiedereinführung der Verfassung (des Staatsgrundgesetzes), um die Nation zu retten, um diesen geheiligten Grund und Boden, dieses Heimatzelt von Vater und Mutter zu retten, das Vaterland, das sich bereits im Todeskampfe befand, das schon in den letzten Zügen lag, an dessen Stelle die Zunge der europäischen Regierungen bereits das Wort: „Teilung" gesetzt hatte; um ferner das Glück und die Freiheit und den Wohlstand der Edlen der Nation wieder herzustellen, die hilflos und mittellos in den Zitadellen von Fezzan, Akka, Rhodos, Diarbekir, Erzerum und Sinope und in den Gefängnissen von Sana und Taif hoffnungslos schmachteten und im äußersten Zustande des Elends und der Heruntergekommenheit lebten; ferner um unser geliebtes Vaterland von dem schweren Druck der Ungerechtigkeit zu befreien, um die Tränen der Waisen zu stillen, um die maßlosen Übergriffe und die Machtusurpation gegenüber den geheiligten persönlichen Rechten unmöglich zu machen, um

[1]) Das berühmte jüngtürkische Komitee.

mit einem Worte uns wie Menschen leben zu lassen. — —

„Die Ausführungshandlungen begannen in Salonichi, in Monastir, in Üsküb mit einer entschiedenen, geheiligten Energie. Die „Vereinigung“ hatte folgenden Entschluß gefaßt: Entweder die Freiheit oder den Tod, entweder die Verfassung oder den Tod! — — Der Freiheitsheld, der Kolaghasy (Major) Nijazi Bey aus Resnja (unweit der mittelalbanischen Landschaft Dibra), ging von Monastir nach Resnja, um dortselbst eine Volksmiliz, Mili Tabor,[2]) zu bilden. An diesen löwenmutigen Helden, an diese geheiligte Person schlossen sich sogleich Tausende von wackeren Männern an. Der Vertrag, der Pakt, die Eidschwüre machten den Himmel erzittern. Der berühmte Held, der Kolaghasy Ejjub Sabri Bey, hatte die tapferkeitbeseelten Milizen von Ochrida formiert — der Oberstleutnant des Generalstabes, Salah eddin Bey aus Prizren, und der Major Hasan Bey gehörten zu den eifrigsten Parteigängern des Freiheitsgesandten. — Auf der anderen Seite hatte in Salonichi der Freiheitsheld, der Major des Generalstabs Enver Bey, von seiten der geehrten Vereinigung für Freiheit und Fortschritt den Auftrag erhalten, die öffentlichen Banden auszuforschen, und hatte darum die Gegenden von Menlik, Demir Hisar, Seres, Dschuma, Tikosch und Tugiran bereist.[3]) Es gelang ihm, sich mit unseren christlichen Brüdern, die in die Berge gegangen waren, um für das geheiligte Vaterland das Leben zu opfern, zu verständigen.

„Das Vorgehen dieser heldengeborenen Helden nahmen die Anhänger des Serail mit der Bezeichnung „Rebellion, Aufruhr“ auf. Um sie zu züchtigen trugen sie dem Padi-Schah sogar den Plan vor, in Anatolien 200000 Mann zusammenzubringen und nach Rumelien zu werfen, um auf diese Weise sämtliche Söhne des Vaterlandes zu verderben. — Jedoch die Flammen schlugen bereits über den Rauchfang hinaus. — Mit der Züchtigung unserer löwenmutigen Brüder beauftragten sie den ersten Divisionsgeneral Schemsi Pascha. Als dieser Mann, der einer der hervorragendsten Tyrannen war, von Mitrowiza aufbrach, hatte er Gerüchte verbreitet in dem Sinne, als ob unter der Armee gewisse Rebellen — möge das Gott verhüten — aufgestanden seien, um direkt gegen den Sultan zu revoltieren.“

Wer nun den Schemsi getötet habe, sagt auch Faik nicht. Er fährt dann fort: „Es sammelten sich 15000 albanische Patrioten der Vilajets Kossowo und Ferisowitsch und ergriffen die Waffen. Die osmanische geehrte Vereinigung für Einigkeit und Fortschritt betraute den Miralei (Oberst) Ghalib Bey, den Kommandeur der Gendarmerie in Kossowo, damit, dieser albanischen Versammlung darzulegen, in welch widerlichem, widrigem Zustande das Vaterland sei. — Auf der Ebene von Kossowo, die der Schauplatz für eines der unheilvollsten und eines der gräßlichsten Ereignisse der osmanischen Geschichte gewesen war, an der erhabenen Türbe Sr. Majestät des (dort ermordeten) Sultans Murad Chudavendigjar, jenes gewaltigen Blutzeugen, wurde ein zahlreiche Artikel enthaltender Vertrag auf Glauben und Ehre mit Eiden bekräftigt und das heilige unverletzliche Ehrenwort (Besa) gegeben. Es war am Mittwoch, den 9. Juli. Monastir, Kossowo, Salonichi, alles begann von dem Lichte der Freiheit zu strahlen. In der kommenden Donnerstag-Nacht stiegen um 6 Uhr die Freiheitshelden Nijazi Bey und Ejjub Sabri Bey mit den von ihnen gebildeten Volksregimentern aus Resnja und Ochrida nach Monastir hinab. Der zwei, drei Tage zuvor zur Züchtigung der drei Vilajets von Konstantinopel aus in der Eigenschaft eines außerordentlichen Befehlshabers entsandte Müschir Osman Pascha hatte sich die ganze Sachlage angesehen und hatte sich, als er sie erkannt hatte, in seinem Hause eingeschlossen und war dort geblieben. Unsere drei löwenmutigen Bataillone Soldaten, die von Smyrna nach Salonichi gebracht und Osman Pascha zur Verfügung

---

[2]) Das Wort „Tabor“ = Abteilung, soll von dem voranschreitenden Tambour kommen; der Ausdruck ist auch in Marokko gebräuchlich.

[3]) Er soll sich als Limonadenhändler verkleidet, schon früher in Kasernen eingeschlichen haben, um revolutionäre Schriften zu verkaufen.

gestellt worden waren, hatten die geheiligte Absicht ihrer geliebten Landsleute erfahren. Mit der Erklärung, daß sie gegen Patrioten die Waffen nicht gebrauchen würden, hatten sie darum die Waffen niedergelegt. Im Nachtgewand ist Osman Pascha mit aller Rücksichtnahme aus seinem Konak aufgehoben und nach Resnja transportiert worden."

Faik erzählt hierauf die Verkündigung der Freiheit in Monastir, am 12. Juli zu Saloniki, und fährt dann fort:

„Die Nachrichten, die von dem Generalinspektor der drei Provinzen, der die Verwaltung des Vilajets Salonichi unter sich hatte, und von den Vilajets Monastir und Kossowo und von den Müteſſarifliks von Seres und Drama abgingen, wurden den Höflingen zu wissen gegeben. Der Ministerrat (Medschlis-I-Vüaela), der sah, daß es kein anderes Mittel gebe, als auf die von den Patrioten abgesandten Telegramme hin sich einverstanden zu erklären und sich zu fügen, gab dem Padischah die Sache mit ihren anfänglichen Gründen kund und erlangte sofort seine Zustimmung."[4])

[4]) Wörtlicher Auszug aus dem Selanikli Faik, dessen Untertitel lautet: Die Geschichte der Freiheit und die Gedanken des Padischah; übersetzt von Theodor Menzel für das „Orientalische Archiv", Oktober und November 1910. Ich erwähne hier noch als Quellenschriften über die Gründe und den anfänglichen Verlauf der Revolution: Ular und Insabato: Der erlöschende Halbmond (Frankfurt a. M., Rütten & Löning) und Graf Sternberg: Die türkische Revolution (Berlin, Stilke). Sehr viel ist jedoch nicht daraus zu gewinnen.

Weitere Abbröckelungen.

Die Revolution hatte zunächst einen ungetrübten Erfolg. Die Völker der Türkei glaubten, das goldene Zeitalter sei wieder heraufgekommen. Ich selbst konnte das im Herbst 1908 beobachten, als ich im Herzen Albaniens in der Luria weilte. Die Blutrache, von deren Kämpfen bisher Albanien durchtobt war, verlor — vielleicht zum erstenmal im Laufe der Jahrtausende — ihre Macht über die Gemüter. Ein ewiger Gottesfriede war hergestellt, und frohlockend besuchten sich ehemalige Totfeinde. Aber wie rasch sollte sich das Bild wieder wenden!

Ohne Zweifel war durch die Revolution ein unheilbarer Gegensatz zwischen den konservativen, monarchisch gesinnten Alttürken und den weder für den Koran, noch für die Dynastie sich erwärmenden Jungtürken gegeben. Den Riß, der so entstanden war, benutzte das Ausland. Wir haben oben gesehen, daß England bei den Verabredungen von Reval darauf hinzielte, Mazedonien von der Türkei loszutrennen. Jetzt versuchten die britischen Staatsmänner, das mit dem liberalen England sympathisierende Osmanenreich gegen Deutschland auszuspielen. Die Wendung war jäh. Denn seitdem Lord Salisbury erkannt hatte, daß man „auf das falsche Pferd gewettet" hatte, war die Regierungskunst der Briten bemüht, eine Aufteilung der Türkei herbeizuführen. Man hoffte dadurch, die Nebenbuhlerschaft der Festlandinteressenten aufzureizen und so Europa zu beschäftigen, auch wollte man für sich selbst Arabien und womöglich Mesopotamien. Die Sache ließ sich ausgezeichnet an. Es war gerade die höchste Zeit, um den Deutschen den Weg nach Südasien zu verlegen, denn im Anfang 1908 war in Ergänzung des großherrlichen Irades, das 1902 die Bagdadbahn genehmigte, ein weiteres Irade erflossen, das die Bedingungen für den Bau der Strecke vom Taurus bis zum mittleren Euphrat festsetzte. Es fehlte nur noch ein kleines Stück, dann waren die Deutschen in Bagdad, wo bereits die Schiffahrt nach dem Indischen Ozean beginnt. Die junge Türkei wurde von London bearbeitet, um dem großen Unternehmen von Wilcox, der mit britischem Gelde die künstliche Bewässerung Mesopotamiens wieder beleben und Inder und Fellachen, also britische Un-

tertanen in Mesopotamien ansiedeln wollte, die Konzession zu gewähren. Gleichzeitig lieh man den Revolutionären in Iran alle mögliche Hilfe. Die Führer der Bachtiaren waren im Einverständnis und in steter Fühlung mit Downing Street. Ähnlich nun, wie seiner Zeit Louis Napoleon Savoyen zum Lohn für seinen Beistand von Italien bekam, so gedachten die Briten den Südsaum Persiens und Mesopotamiens als Entschädigung für ihre Mühe einzustecken.

Nun reckt sich Österreich zur Weltmacht empor. Es nimmt Bosnien und die Herzegowina. Im Grunde war das gar nichts Besonderes, denn erstlich war der Besitz dieser beiden Länder schon ersessen, war von den fremden Regierungen schon stillschweigend anerkannt, und zweitens hatte zum mindesten Rußland schon längst (in den Abmachungen von Reichstadt im Jahre 1876) der Donaumonarchie den beregten Gebietszuwachs zugestanden. Nun aber durchtobt auf einmal Empörung die Herzen der anderen Völker. Auf Recht oder Unrecht kommt es eben nicht an, sondern auf welche Konjunktur eine Tat stößt. Zugleich mit der endgültigen Angliederung Bosniens und der Herzegowina und am selben Tage, am 6. Oktober 1908, erklärte sich Bulgarien für ein unabhängiges Zartum.

Die Pforte antwortete auf den Staatsstreich der Habsburger mit einem Boykott österreichischer Waren. Im Frühlenz war die Spannung so groß, daß jeden Tag ein Ausbruch erwartet wurde: Italien, Rußland und Frankreich, mit der Türkei und England im Hintergrund, gegen Österreich und das mit ihm verbündete Deutschland. Die „Nibelungentreue" Deutschlands bewährte sich. Am 31. März 1909 löste sich die Spannung, und der Krieg wurde noch einmal vermieden. In der Folge entstand sogar eine Annäherung zwischen Österreich und der Türkei. Zum äußeren Zeichen dessen wurde ein Osmanenprinz einer österreichischen Schule anvertraut.

Der 13jährige Prinz Omer Faruk Medjid reiste nach Wien, um dort die Gymnasialstudien am Theresianum, der Unterrichtsanstalt des österreichischen Hochadels, zu absolvieren. Es geschieht zum ersten Male, seit dem Bestehen des osmanischen Herrscherhauses, daß eines seiner thronberechtigten Mitglieder in eine Schule des Auslandes als Zögling eintritt: gewiß ein Ereignis, das überzeugend beweist, welch gewaltiger Umschwung in der Türkei damals angebahnt wurde. Bis dahin wäre ein solches Vorkommnis glattweg undenkbar und unmöglich gewesen. Es hat zwar unter den osmanischen Sultanen seit jeher ganz hervorragend gebildete Männer gegeben, neben Männern der Tat, wie dem Sultan Urchan und seinem Bruder Alaeddin, die Sultane Mohammed I. und II., Suleiman den Gesetzgeber und andere, auch friedliebende Gelehrte, wie Bajasid II. und Mustafa III., deren philosophische Abhandlungen und Gedichte heute noch einen hohen Rang in der morgenländischen Literatur einnehmen. Aber diese Bildung bewegte sich in einem uns Abendländer fremdartig anmutenden Gedankenkreise; sie war eben ganz und gar orientalisch. Seit dem hochgebildeten und edelsinnigen Reformsultan Selim III., der während seiner 17jährigen Regierung eifrig bestrebt war, in seinem Reiche eine Verschmelzung des morgenländischen Kulturkreises mit dem abendländischen herbeizuführen und deshalb als Märtyrer dieses Strebens unter Mörderhänden endete, hat sich der von ihm gelegte Keim trotz widrigster Umstände allmählich entfaltet. Die Türkei, die schon im Pariser Frieden des Jahres 1856 als „europäischer" Staat ausdrücklich anerkannt, sowie der Vorteile des europäischen Völkerrechtes und der europäischen Staatengemeinschaft teilhaftig erklärt wurde, hat mit jenem Umschwunge den Eintritt in diese Gemeinschaft tatsächlich vollzogen. Daß damit auch eine so durchgreifende Reform der osmanischen Prinzenerziehung verbunden ward, schien eine Bürgschaft für die Aufrichtigkeit des Entschlusses der dortigen höchsten Kreise zu bieten, auf der einmal betretenen Bahn fortab auszuharren.

Der Vater des geistig regsamen und sehr strebsamen Prinzen Omer, Prinz Abdul Medjid, hat als Sohn des Sultans Abdul Aziz ebenfalls eine sorgfältige Er-

ziehung erhalten und ist ein vorurteilsloser, aufgeklärter Herr, der Deutsch und Französisch spricht, die Werke der hervorragendsten abendländischen Klassiker kennt und nicht bloß als Kunstmäzen bekannt ist, sondern sich mit Erfolg auch selbst als Maler betätigt. In der Reihe zur Thronfolge ist er gegenwärtig der Vierte.

Bürgerkriege.

Abdul Hamid versuchte noch einmal, am 16. April 1909, seine Alleinherrschaft wieder herzustellen. In nur einer Woche wurde jedoch ein Heer vor den Mauern von Konstantinopel zusammengezogen, wurde die Stadt erstürmt und die Reaktion niedergezwungen.

Eine Begleiterscheinung der Reaktion war ein furchtbares Armeniergemetzel in und bei Adana im südöstlichen Kleinasien, eine Folge der Kämpfe um Konstantinopel war eine Reihe von Bürgerkriegen. In Arabien ließ der Scherif Jachja Imad Eddin, und zwar bald im Nordosten der Halbinsel, bald in der Landschaft Asir, südlich der heiligen Stätten, von sich hören. Es scheint, daß den Aufrührern Waffen von Bombay her eingeschmuggelt werden. Es geht um den Besitz von Mekka und Medina, und England hat ein bedeutsames Interesse daran, unmittelbar, oder da das nicht so leicht möglich ist, mittelbar diese Mittelpunkte der asiatischen Welt in seine Hand zu bekommen. Nicht minder sind die Engländer in El Hasa tätig. In ihrem Solde steht dort der Scheich Mobarrak, der Herr von Koweit. Mit erfreulicher Offenheit haben die Engländer erklärt, ein Eingreifen türkischer Truppen in El Hasa würden sie als einen „sehr ernsten Schritt" betrachten: sie halten offenbar das Vilajet schon für ein Gebiet, das zum britischen Einflußkreis gehört. Hier aber ist die deutsche Diplomatie mit Erfolg in den Vordergrund getreten. Sie hat die Hohe Pforte zu der Erklärung vermocht, daß trotz allem Vorgefallenen dennoch Koweit den Endpunkt der Bagdadbahn bilden solle. Aber auch in Mesopotamien dauerten die blutigen Kämpfe noch fort. Die Beduinen gingen in hellen Haufen auf den Kriegspfad, nicht minder tobte es im Hauran.

Nach Europa übergehend, stoßen wir in ganz Mazedonien auf ein heftiges Wiederaufleben der Bandenkämpfe. Nur in einem hat sich das Bild gegen früher verändert, und zwar in einer Richtung, die den Machthabern keineswegs angenehm sein kann. Statt wie vorher einander zu befehden, statt daß Kampf aller gegen alle wäre, haben sich jetzt die Banden der verschiedenen, früher gegeneinander streitenden Volkheiten vereinigt, um zusammen gegen die türkischen Truppen anzugehen. Besonders ungeschickt hat sich die türkische Regierung in Albanien benommen.

Eine teilweise Lösung des Rätsels, eine Erklärung der Bürgerkriege liegt darin, daß schon seit 1909 Militärpartei und das von Halil Bey geführte Komitee für Einheit und Freiheit sich in den Haaren liegen. Zeitweilig sah es so aus, als ob gerade die Komiteepartei, die doch früher an Größenwahn und akutem Chauvinismus litt, nunmehr der milderen, der versöhnlichen Anschauung zuneigte, während die Militärpartei zu rücksichtslosen Maßnahmen dränge. Ein Grund liegt auf einem anderen Gebiete, auf dem der inneren Verwaltung, besonders dem anrüchigen der Spionage. Was hat man nicht über das verruchte Überwachungssystem Abdul Hamids gezetert; allein so nach und nach ist man zu den früheren Methoden allgemach wieder zurückgeglitten, und die gegenseitige Überwachung und Beschuldigung, und nicht minder das Aus-dem-Wege-Räumen mißliebiger Gegner ist wieder genau so im Schwang, wie einst. Ob man es vorziehe, nach Taïf in Arabien verbannt oder in einem Sack ins Meer geworfen zu werden, wie unter dem alten Regime, oder aber in den Straßen Konstantinopels eine heimtückische Revolverkugel zu empfangen, oder als albanischer Rebell aufgehängt zu werden,

das ist Geschmackssache. Die Wirkung ist die gleiche. Man erwäge drittens die Behandlung der Konfessionen und Nationalitäten früher und jetzt.

Früher war es den Christen verboten, im Heere zu dienen; jetzt ist es ihnen theoretisch sogar vorgeschrieben, tatsächlich aber werden bei allen bisherigen Kämpfen so gut wie ausschließlich Mohammedaner verwendet. Besonders auffallend ist das in Albanien, wo das Aufmarschieren von Muslimen gegen die christlichen Malissoren den ohnehin schon recht bitteren Gegensatz weiter zu verschärfen geeignet ist. Ganz ähnlich steht es in Armenien. Und wie ist es mit den Nationalitäten? Die Spannung zwischen ihnen ist weit größer als zur Zeit Abdul Hamids. Die Weisheit des abgesetzten Herrschers bestand ja gerade darin, die einzelnen Volkheiten gegeneinander auszuspielen, keine (mit Ausnahme, zeitweilig wenigstens, der Armenier) besonders zu bedrängen, und zum mindesten die Türken nicht auffällig zu bevorzugen, wie ja häufig albanische und kurdische Günstlinge viel mehr zu sagen hatten, als hohe Staatsbeamte aus türkischem Vollblut. Es ist nun alles anders geworden. Nach einem kurzen Zeitraume paradiesischen Friedens und allgemeiner Aussöhnung ist die Flamme des Nationalitätenhaders heißer emporgelodert als je zuvor. Vor allem war es ein unseliges, verhängnisvolles Beginnen der jungtürkischen Chauvinisten, eine Osmanisierung der so sehr verschiedenen Rassen des weiten Reiches herbeiführen zu wollen. An und für sich schon ist der Gedanke vollkommen utopistisch, eine derartige Verschmelzung ist eine nackte Unmöglichkeit. Vollends aber war es der Gipfel der Unklugheit, einen solchen Prozeß noch aufs äußerste beschleunigen und die betreffenden Gesetze mit allen Mitteln durchpeitschen zu wollen. Die verkehrteste Maßregel der Art war die Forderung, das arabische Alphabet solle in Albanien eingeführt werden. Die ganze Verschmelzungspolitik ist völlig gescheitert. Übrigens weiß man bis zum heutigen Tage nicht recht, wer eigentlich diese Politik ersonnen habe, das Komitee für Einheit und Freiheit oder aber die ihm feindlich gesinnte Militärpartei. Es ist ungemein schwer, durch den unklaren Wust von widersprechenden Nachrichten hindurch zur Wahrheit zu gelangen. Mir scheint die Sache so zu liegen, daß zuerst das Komitee für Einheit und Freiheit, in dessen Namen ja schon die Verschmelzungspolitik liegt, die Vereinheitlichung der Volkheiten sich zum Ziel gesetzt habe, daß ihm dann die Militärpartei auf den Leim ging und, froh, die Leistungsfähigkeit des reformierten Heeres zu zeigen (so wie ein Knabe mit einem frisch geschenkten Messer überall herumschnitzt), in der Unterdrückung von Unruhen und Unbotmäßigkeiten zu scharf wurde und zu Härte und Grausamkeit sich verstieg; daß dann wiederum das Komitee, als es wahrnahm, wie unvolkstümlich die Unterdrücker von Aufständen wurden, sich flugs auf die andere Seite schlug und neuerdings Nachgiebigkeit und Versöhnlichkeit predigte, um den gehaßten Militärs einen Makel anzuhängen. Die höheren Offiziere, Mahmud Schevket an der Spitze, sind nun auch schließlich nicht auf den Kopf gefallen. Wenn sie in der ersten Verwirrung, wo kein Mensch weder aus noch ein wußte, Fehler begingen, wenn sie mitunter mit beiden Füßen in einen Irrgang hineintappten, so beginnen sie doch jetzt allmählich einzusehen, daß sie vom Komitee am Narrenseil geführt wurden. Inzwischen wuchs die Abneigung der Altgläubigen gegen die Dönme, die Nachfahren von Salonichier Juden, die einen überragenden Einfluß in der Regierung und überhaupt in der Beurteilung und Führung der öffentlichen Angelegenheiten erworben hatten. Vor allem nahmen die gläubigen Moslime Anstoß daran, daß ein Dönme zu den Vieren gehört hatte, die dem Obherrn aller Gläubigen, dem Sultan Abdul Hamid seine Absetzung verkündigten. Weiter machte man den Dönme und ihren Anhängern zum Vorwurf, daß sie undurchsichtige Geschäfte abschlossen, daß sie ihre politische Macht zu privater Bereicherung benutzten. Besonders galt das von dem Posten des Arbeitsministers, dem die Konzessionen für Bergwerke und Eisenbahnen unterstehen, ein Posten, der regelmäßig durch Armenier ausgefüllt ward.

Lange schwankte die Wagschale hin und her. Eine durchgreifende Wendung schien der Sturz von Dschavid Bey, dem Enkel eines Dönme, herbeizuführen. Seitdem ist das Übergewicht derer um Mahmud Schevket entschieden. Aber nicht ohne Partherpfeile der rachsüchtigen Gegner. Das zeigte die Ermordung Seki Beys durch Komiteeleute in Konstantinopel, worauf in Monastir ein neuer politischer Mord erfolgte. Auch die durchaus nur zu lobende und staatsmännisch einzig richtige Nachgiebigkeit gegenüber den Albaniern wird man auf Rechnung der zur Einsicht gelangten Militärpartei setzen dürfen. Freilich ist sehr die Frage, ob die Maßregel nicht zu spät kommt. Das ist überhaupt das Gesamtproblem für die ganze Türkei, ob es dem Heere, dessen heutige Organisation zweifellos viel besser als die unter Abdul Hamid ist, gelingen wird, Ruhe und Ordnung herbeizuführen, oder ob es schon zu spät ist, die einmal entfesselten Nationalitätenkämpfe wieder zu bannen. Das Schlimmste an der Lage ist aber folgendes Moment. Das ebenfalls national zerrissene Österreich hat im allgemeinen seine inneren Kämpfe mit sich selbst auszumachen; eine Einmischung von außen geschieht wohl, aber nur aus unverantwortlichen Kreisen, nicht von Regierungen. Umgekehrt hat die Türkei fortwährend halb oder ganz offizielle Einmischungen starker Auslandsmächte zu erleiden gehabt, und wird solche auch für die Zukunft fürchten müssen.

Der Albanieraufstand.

Die Albanier sind Indogermanen. Sie sind es wahrscheinlich nicht von allem Anfang an, da ursprünglich Verwandte der Basken und Tscherkessen in Illyrien gewohnt haben müssen, jedoch im Lauf der Jahrtausende ist eine Indogermanisierung erfolgt. Wann diese eingetreten, dafür besitzen wir kaum einen Anhalt. Nur das Eine können wir sagen, daß zur Zeit des Thukydides die Arisierung noch weit davon entfernt war, vollständig zu werden. Die Illyrier waren immer als ein wildes, tapferes Volk bekannt. Sie machten den Griechen, den Mazedonen und nicht zum wenigsten den Römern zu schaffen. Die Mutter Alexanders des Großen war illyrischen Bluts. Zur Zeit Hannibals besaßen die Illyrier eine Flotte von zweihundert Schiffen, mit der sie die Adria beherrschten. Danach zog die römische Kultur in Illyrien ein. Diokletian erbaute sich einen Riesenpalast in Spalato. Danach kamen Goten, Hunnen, Vandalen und Avaren; noch später Franken, Byzantiner und Normannen; zuletzt die Venezianer. Die zuletzt Gekommenen erwiesen sich als die Erfolgreichsten; sie haben wenigstens der Küste den Stempel venezianischer Kultur aufgeprägt. Seit rund 1360 bemühen sich die Türken um die Eroberung Albaniens, die bis zum heutigen Tage noch nicht gelungen ist. Einmal wollte ein einheimischer Held sich zum Herrscher Albaniens, ja, der ganzen Balkanhalbinsel aufwerfen: Ali Tepelenli, den Alexander Dumas in seinem Roman der „Graf von Monte Christo“ verherrlicht hat.

Nicht nur in der heutigen Türkei, sondern schon unter Abdul Hamid haben die Albanier eine Sonderstellung eingenommen. Sie lieferten dem Padischah seine Leibwache. Das hinderte aber keineswegs, daß sie daheim in ihren Kantonen und Dörfern den Befehlen des Padi-Schahs trotzten, daß sie ihre Selbständigkeit und ihre Privilegien gegen seine Generale und Gouverneure verteidigten. Die hervorragendste Eigenschaft der Albanier ist eben ihr ungebrochenes Selbstbewußtsein und ihr unbändiger Freiheitsstolz. Allerdings fehlt dieser Eigenschaft auch nicht die Kehrseite, nämlich ein weitgehender Partikularismus. Wie mit der einstigen „Libertät“ der deutschen Standesherren, so ist es auch mit der Unabhängigkeit albanischer Gaue: jedermanns Hand ist wider jedermann. Die Skipetaren besitzen wohl eine erkleckliche staatsmännische Bega-

bung, denn so manche von ihnen haben es zum Wali, ja sogar zum Großwesir gebracht; allein diese Begabung betätigt sich wohl in Konstantinopel, in der Fremde, aber gerade da, wo sie am nötigsten wäre, zeigt sie sich nicht, nämlich daheim. So ist es denn gekommen, daß noch niemals in der langen Geschichte Illyriens das ganze Land einig gewesen ist. Nicht nur die Tosken im Süden sind wider die Geghen im Norden, sondern auch die einzelnen Stämme der Geghen sind unter sich gespalten; Mirditen streiten gegen Malissoren (von: mal, Berg, also Bergbewohner), und bis zur jüngsten Gegenwart sind wiederum bei den Malissoren, deren Alpen fast 2700 m emporragen, die Nikai gegen die Merturi, und diese gegen die Schala, die meisten christlichen Stämme endlich gegen die mohammedanischen. Die Uneinigkeit der Skipetaren ist denn auch für die Osmanen dasselbe gewesen, wie die Uneinigkeit der Germanen für Rom. Des einen Tod, des anderen Brot! Die Zerklüftung, die unaufhörliche Fehde zwischen den einzelnen Gauen der Skipnia hat es den Leitenden am Goldenen Horn ermöglicht, alle Albanier, wenn auch nicht zu unterwerfen, so doch wenigstens leidlich zu dirigieren und für osmanische Zwecke auszunutzen.

Man hatte nun geglaubt, daß durch die Revolution alle früheren Verhältnisse umgewandelt wären, daß unter dem neuen Regime der Widerstand der Albanier sich in Brüderlichkeit und Gleichheit auflösen würde, zumal ja von albanischen Führern die Revolution selbst ausgegangen war. Einige Monate hindurch war es auch so. Paradiesischer Friede herrschte und holde Eintracht; dann aber zeigte es sich, daß die chauvinistischen Jungtürken den Nichttürken, also auch den Albaniern, keine selbständige Entwicklung zugestehen wollten. Die Folge davon waren Aufstände in Arabien und Mesopotamien, am Libanon und in Albanien, in Mazedonien und in Kurdistan. Der letzte Skipetarenaufstand (1911) war schon der vierte seit zwei Jahren.

Besonders böses Blut hat der schon erwähnte Anspruch der Jungtürken, arabisches Alphabet in Albanien einzuführen, gemacht. Hiervon wollen mit Recht die Skipetaren nichts wissen, da ihre Laute durch arabische Buchstaben schlechterdings nicht auszudrücken sind. Die Albanier wollen ein eigenes Alphabet und eine eigene Kultur. Besonders tätig sind in dieser Hinsicht die Katholiken, doch sind auch schon Einigungen zwischen den Konfessionen erfolgt. Schon 1878 wurde die katholisch-orthodoxe Gesellschaft gegründet. Der Name weist darauf hin, daß es sich um eine Verständigung zwischen Nord und Süd handelt. Sami und Naim Bey, Frasheri Pascha, Vretua, Toptein Bey und Ferid Bey, der spätere Großwesir, gehörten der Gesellschaft an. Das Jahr darauf erschien in Konstantinopel eine albanische Zeitschrift „Nditra" (Licht); griechische Feindschaft bewirkte jedoch, daß sie bald wieder einging. Sie übersiedelte nach Bukarest und später nach Triest, wo sie sich zu einer angesehenen Zeitung entwickelte. An erster Stelle steht jetzt noch der „Skipetar", der in Konstantinopel herauskommt. Reschid Bey gründete in Brüssel „l'Albanie" und in Wien tat sich ein südalbanischer Verein auf, Dituria (von Dija, Wissenschaft), der sich die Verbreitung von Büchern angelegen sein ließ. Am erfolgreichsten aber wurde das Komitee für die Freiheit Albaniens, das der kaiserlich ottomanische Gymnasialprofessor Bajo Topuli 1905 ins Leben rief; sein Helfer war der Dichter G. Gramelo. Das Komitee verbreitete in zehn Monaten 20000 Bücher, die alle verboten waren, und die jüngste Gegenwart hat alle diese Bestrebungen wieder aufgenommen. Nur einen Haken haben sie: Die Mohammedaner wollen mit den Christen nicht so recht an einem Strange ziehen. Gelegentlich tun sie zwar mit, aber wenn dann ihre Leidenschaften geschickt aufgestachelt und namentlich, wenn sie auf ihre Loyalität für den Sultan angesprochen werden, dann sind die albanischen Mohammedaner noch heute imstande, gegen ihre christlichen Volksgenossen zu Felde zu ziehen. Dies hat sich auch 1911 gezeigt. Jünger des Propheten sitzen im Gau Koplik am Skutarisee und bei Gusinje an der montenegrinischen Grenze, ferner in großer Masse im Vilajet Monastir. Die nordwestlichen

Mohammedaner haben gegen die Christen die Waffen ergriffen, helfen also der Regierung; die Moslime in und bei Monastir schwanken noch.

Der Hauptgrund für den Aufstand ist, wie schon angedeutet, in dem hochgespannten Chauvinismus und ferner in den bureaukratischen Zentralisierungsversuchen der Jungtürken zu finden. Die Regierung will Steuern haben, die früher nie eingetrieben wurden, und will Rekruten ausheben, wozu die Albanier unter dem alten Regime nicht verpflichtet waren. Gewiß, man kann es ja begreifen, daß eine moderne Regierung keinen Partikularismus mehr dulden und daß sie insbesondere keine Widersacher mehr haben will; man kann es ferner verstehen, daß eine starke Regierung über Steuerverweigerung entrüstet ist und daß sie gleichermaßen über die primitiven Sitten eines rückständigen Bergvolkes zur Tagesordnung übergehen möchte. Alle modernen Staaten sind ja von dem Bazillus des Nationalismus gepackt. Auf der anderen Seite muß man aber denn doch erwägen, was hier gerecht, was möglich, was politisch zuträglich sei, und hierin haben die Türken gar sehr gefehlt. Sie dürfen sich niemals mit der Hoffnung schmeicheln, daß sie das albanische Volkstum einschmelzen, daß sie es vertürken könnten. Ebensowenig haben sie das Recht, Privilegien, die ausdrücklich den Albaniern früher eingeräumt wurden, jetzt ohne weiteres außer Acht zu setzen. Am deutlichsten offenbaren sich die unversöhnlichen Gegensätze bei der Verkehrsfrage. Die Regierung will Eisenbahnen bauen; die Albanier hingegen fürchten, daß durch ein ausgebildetes Bahnnetz, das einen schnellen und ausgiebigen Truppenzustrom ermöglicht, ihre Unabhängigkeit gefährdet werde. Die Besorgnis ist vollkommen gerechtfertigt; freilich werden die armen Albanier, die ohnehin noch zu keiner eigenen Organisation gelangt sind, das Rad der Zeit nicht zurückdrehen können.

Zum Albanieraufstand veröffentlichte die Monatsschrift „La Revue du monde musulmane" einen Brief aus Skutari. Wir geben das geradezu dramatische Schreiben im Auszug hier wieder.

„Unter Abdul Hamid wurden die Vorrechte der Gegherei (Nordalbaniens), die Jahrhunderte alt sind, gebührend geachtet. Man ließ selbst die Anarchie bestehen, in der sich leider unsere Landsleute gefallen. Welche Politik hat aber die jungtürkische Partei? Das alte Regime war der albanischen Nation freundlich, es begünstigte einen Patrioten, wie Sami Bey Vrasheri, den Übersetzer Victor Hugos und Verfasser eines osmanischen Wörterbuches. Seit zwanzig Jahren ist das Nationalgefühl der Skipetaren im Erwachen begriffen. Gegenüber Österreich, Italien, Griechenland und in ihren Plänen blieben die Albanier treu bei der Türkei und wollten sich nicht von ihr trennen. Also wäre es die erste Pflicht der Staatsmänner in Konstantinopel, diese Bastion des Reiches an der Westgrenze, diese fortschrittlichen Köpfe zu schonen. Zuerst war auch die neue Regierung freundlich. Danach aber änderte es sich. Man wollte arabische Schrift einführen, die für das Shkip, das Albanisch die allerungeeignetste ist. Ferner verbrauchte man albanische Fleischhekatomben in Yemen. Von einem Regiment der Tosken (Südalbanier), das aus 1200 Mann bestand, kehrten nur 42 in die Heimat zurück (Anspielung auf die südarabischen Kämpfe). Unruhen entstanden im Lande. Der erste Versuch, sie niederzuschlagen, wurde durch Djavid Pascha gemacht. Sein Zug nach der Ljuma war Plünderung, Brand und Schändung. Der Einspruch albanischer Abgeordneter brachte den Versuch zum Stillstand. Dann ist Torgut (mit vollem Namen Torgut Schevket Pascha) mit 50 000 Bajonetten gekommen. Er brachte vortreffliche Artillerie mit, die in Deutschland mit französischem Gelde gekauft worden war. Er begann die systematische Verwüstung der Gebiete unseres unglücklichen Landes. Von Ipek und Djakowa bis Kroia und Durazzo brandschatzten gut bewaffnete Türken, triumphierend über den Heroismus schlecht bewaffneter Gebirgler. Die Führer, die den Exekutionen entrannen, entkamen mit samt ihren Waffen auf montenegrini-

sches Gebiet, flohen lieber zu ihrem Erbfeind, als sich der Tyrannei der Jungtürken zu ergeben. Man sah selbst das berühmte Bataillon Hududi, das der Gouverneur von Skutari aus mohammedanischen und katholischen Albanern gebildet und mit seiner Gunst überschüttet hatte, mit vollen Waffen und aller Bagage über die Grenze gehen, deren Verteidigung es beschworen hatte. Die türkischen Besatzungen, die man in die Dörfer zwecks der Entwaffnung — die übrigens mehr scheinbar als tatsächlich durchgeführt wurde — gelegt hatte, erlaubten sich jede Ausschreitung. Seit dem Augenblick, wo Albanien zertreten wurde unter dem Absatz der Jungtürken, ist jeder Loyalismus für immer gemordet. Albanien wartet nur noch auf die Stunde der Rache. Es wird dem fremden Befreier zujubeln, wer es auch sei: Italiener, Österreicher, oder selbst Montenegro; gleichermaßen wie sich der halb hellenisierte Süden mit den Griechen vereinigen wird, sobald diese jemals die Grenze überschreiten. Wenn die Türkei, die junge Türkei, je gezwungen werden wird, sich mit Bulgaren und Griechen zu messen, wird das von Truppen entblößte Albanien aufstehen wie ein Mann. So hat die Behandlung der Jungtürken Albanien eine Einigkeit gebracht, wie nie zuvor, und hat dem Gedanken Gestalt verliehen, sich loszureißen. Jetzt erst haben die Jungtürken durch Gewalt unserm Nationalgefühl zur Geburt verholfen. Skutari, Hassan Bey Vardanyoli."

Kein Mensch kann bestreiten, daß die Buren, obwohl im Kriege niedergerungen, doch die eigentlichen Sieger im Streite geblieben sind. Nach ihren Wünschen wird Südafrika verwaltet, ja die burische Regierung hat sich jüngst zu der Erklärung verstiegen, daß ein Weltkrieg Großbritanniens Südafrika möglicherweise nichts angehe. Ähnlich scheint es in Albanien zu gehen. Durch überlegene Streitkräfte sind die tapferen, aber wenig disziplinierten und in neuzeitlicher Kriegsführung wenig geübten Malissoren niedergezwungen, allein trotzdem haben sie im Grunde alles das erlangt, was sie vor dem Ausbruch der Unruhen forderten. Die Türken haben eine Nachgiebigkeit an den Tag gelegt, die geradezu erstaunlich ist. Ob dies nun auf einen Druck von außen, auf bestimmte Einwirkungen fremder Mächte hin, wie ich das für wahrscheinlich halte, oder infolge eigener Einsicht so geworden ist, das wird man vorläufig nicht entscheiden können. Genug, der Aufstand, der zu den bedeutendsten Verwicklungen Anlaß geben konnte, wurde im Jahr 1911 vorläufig beendet, und zwar in einem für die Aufständigen durchaus erfreulichen Sinne. Auch die übrige Menschheit konnte sich freuen, denn Freiheit hatte gegen Unterdrückung gesiegt. Den Türken aber, die vollauf mit dem Bürgerkriege in Arabien und den mazedonischen Unruhen beschäftigt waren, war noch einmal eine Frist gegeben, noch einmal eine Gelegenheit, zu zeigen, ob das neue Regime wirklich dem alten vorzuziehen sei.

Einstweilen zwar sind die einheimischen Quellen versiegt. So hat der „Skipetari" des Derwisch Hima, eine Fundgrube wertvollster Nachrichten kürzlich sein Erscheinen eingestellt und der Herausgeber ist geflohen. Hima war einer der temperamentvollsten Verteidiger der albanischen Sache, und es ist nicht zu leugnen, daß er recht häufig über das Ziel hinausschoß. So begegnete ihm gleich, als er nach langer Verbannung auf den Boden seiner Heimat zurückkehrte, folgendes Mißgeschick. Die türkischen Behörden von Skutari, darunter der Wali und der General des Platzes, gaben dem Heimkehrenden ein Festmahl und feierten ihn als Freiheitshelden. Derwisch Hima erhob sich zur Erwiderung und erklärte, es würde nicht eher besser in dem alten Illyrien werden, als bis alle Türken verjagt seien. Das war denn doch dem wohlmeinenden Gastgeber zu starker Tabak, und der so heftig überschäumende Redner ward vom Gastmahl stracks in das Gefängnis getan. Nicht minder konnte man sich füglich darüber wundern, daß die hierin tatsächlich sehr duldsamen Türken dem Hima erlaubten, von Konstantinopel aus seine Raketen und Bomben gegen die bestehende Regierung zu schleudern. Ein Landsmann Himas, der eine höchst merkwürdige Rolle bei dem dreijährigen Ringen zwischen Verfassung und Sultan ge-

spielt hat, ist Ismail Kemal Bey aus Valona. Offenkundig hat er im April 1909 Abdul Hamid gedient und mit Rat und Tat die Gegenrevolution gefördert und sollte Wesir werden, als Konstantinopel erstürmt wurde. Er ist nach dem Scheitern des Gegencoups, gerade einen Tag, bevor man ihn ergreifen und hängen wollte, nach Athen entkommen. Zufällig traf ich einmal jemand, der mit ihm und einem hervorragenden Jungtürken zusammen damals speiste. Als Ismail Kemal fortgegangen war, sagte der Gastgeber, morgen lassen wir ihn hängen. Aber der schlaue Valoner roch Lunte und stand früher auf als seine Häscher. Zurückgekehrt, ward er neuerdings des Landesverrats bezichtigt und in dem Parlament, wo er mittlerweile seinen Sitz wieder eingenommen hatte, geohrfeigt. Darnach reiste Ismail Kemal nach Wien und verlangte eine Audienz bei Ährenthal, die ihm verweigert wurde. Dagegen ist es dem Vielgewandten gelungen, eine Unterredung mit dem türkischen Thronfolger, der vorübergehend in Wien sich aufhielt, zu erwirken. Man sagt, daß Ismail mit dem ehemaligen Großwesir, Ferid Pascha, zusammen den ganzen Aufstand in Albanien ausgeheckt habe; ich glaube das nicht, denn obwohl auch Ferid aus Valona stammt, ist er Ismails Feind. Eine andere merkwürdige Erscheinung, die auf dem albanischen Schauplatze auftauchte, ist Tocchi. Er ist nicht mit dem fast gleichnamigen berühmten Fürstabte Dochi zu verwechseln, sondern ist einer der in Italien lebenden Prätendenten auf den Fürstenthron der Skipnia; seine Berechtigung zur Prätendentenschaft ist jedoch sehr unklar und steht auf schwachen Füßen.

Es war nun an den Türken zu zeigen, daß sie ihre zahlreichen Reformversprechungen auch wirklich durchführen wollten. Einstweilen gedachten sie, was durchaus zu billigen war, der Beruhigung des Landes durch ökonomische Maßregeln nachzuhelfen. Den obdachlosen Malissoren wollten sie Entschädigungen zukommen lassen, vor allem aber Eisenbahnen bauen. Ein ganzes Netz albanischer Linien wurde genehmigt. Im allgemeinen kann man zwar den türkischen Bahnplänen gar nicht skeptisch genug gegenüberstehen, denn selbst Konzessionen, deren Gewährung schon fünfmal veröffentlicht wurde, wie die amerikanische von Sivas, sind doch nicht erteilt worden, da sie an dem Widerstande der Kammer scheiterten. Auch jetzt liegt für die albanischen Schienenstränge vorläufig nur ein Vertrag zwischen dem Ministerium und einer französischen Gesellschaft vor, der ebenfalls der Zustimmung der Kammer bedarf, aber ausnahmsweise wird dieser Vertrag günstiger als andere zu beurteilen sein.

Die französische Gesellschaft ist nicht nur sehr leistungsfähig, sondern sie hat auch den Vorteil, sich der Mitwirkung eines einflußreichen albanischen Ingenieurs zu erfreuen, der nicht nur Land und Leute vortrefflich kennt, Ansehen und Einfluß bei den Provinzialbehörden besitzt, sondern auch bereits früher in französischem Auftrag Bahnbauten in Abessinien und dem chinesischen Jünnan ausgeführt hat. Eine der genehmigten Linien, die von Janina nach der Küste führt, wurde früher deutschen Kapitalisten angetragen, die jedoch keinen Pfennig für das Unternehmen hergeben wollten.

Bevor wir uns nun den politischen Ereignissen der allerneuesten Zeit zuwenden, dürfte es angebracht sein, daß wir uns die Wirtschaft des osmanischen Reiches näher ansehen.

Wirtschaftliches.

Die Gesamtschuld des Reiches betrug 1904 rund 1,8 Milliarden Mark, also wie man sieht, für einen so großen Staat im Grunde eine Bagatelle, wenn man die Schulden anderer Großmächte vergleicht. 1912 waren es 2,9 Milliarden. Allerdings sind die Einkünfte auch nicht der Größe des Landes entsprechend; sie betragen nur etwas über

1/3 Milliarde Mark. Die Einkünfte setzen sich zusammen aus Grundbesitzsteuer, Zöllen und verschiedenen Monopolen, worunter bekanntermaßen das Tabaksmonopol hervorragt, endlich aus Steuern auf Salz, Spirituosen, Fischerei und Seide — fürwahr eine ziemlich bunte Zusammenstellung. Die Ausgaben gehen fast alle auf Landesverteidigung und Schuldendienst. Darin stand die Türkei bis vor kurzem noch unter dem gleichfalls despotisch regierten Rußland, daß sie niemals ein Budget zusammengestellt, geschweige denn veröffentlicht hat. Auch der jetzige Anlauf des türkischen Parlaments hat noch zu keinem entscheidenden Schritte in dieser Richtung geführt. Direkte Angriffe gegen seine eigene Tasche nimmt jedermann am übelsten; so hat auch Abdul Hamid immer mit besonderem Groll auf diejenigen geschaut, die ihm ein Budget auch nur vorlegen wollten, weil er dann, und zwar ganz folgerichtig im weiteren historischen Verlauf eine Kontrollierung und im Anschluß daran eine Schmälerung seiner Zivilliste befürchtete. Allerdings verschlang diese Unsummen. Man kann den früheren Jahresverbrauch des Palastes auf nicht weniger als 60 Mill. M. schätzen, wobei allerdings nicht klar ausgesprochen war, ob nicht vielleicht Bestechungsgelder und Unterhaltung von Spionen darin eingeschlossen sind. Die Jungtürken haben nun dem Sultan eine stattliche Reihe von Millionen dauernder Einnahmen gestrichen. Der Vollständigkeit halber erwähne ich noch, daß bei Ausbruch der Revolution von der Kriegsentschädigung an Rußland noch beinahe 0,4 Milliarden zu zahlen waren, die aber infolge verschiedener Abmachungen freundschaftlicher Natur herabgemindert wurden und 1909 durch eine bulgarisch-russische Schiebung ganz getilgt werden sollten.

Die Landwirtschaft ist noch recht primitiv, auch sind die Steuern geradezu niederdrückend. Der Boden ist vielfach äußerst fruchtbar. Nicht weniger als 21 Millionen Morgen sind bewaldet. Ich betone das, weil häufig der Irrtum besteht, als sei fast die ganze Türkei baumlos. Allerdings gibt es ein Sprichwort: „Wenn der Türke ein Streichholz braucht, so haut er einen Baum um.“ Aber es gibt noch immer die schönsten Wälder in Anatolien, im Rhodopegebirge, im Schardagh und sogar, trotz des ungeheuren Verbrauches der Venezianer für ihre Galeeren, auch im westlichen Albanien. Einzelne sehr wertvolle Holzkonzessionen sind in deutschen Händen und man kann nur sagen vivat sequens. Die Hauptholzarten sind Fichte, Kiefer, Lärche, Eiche, Buche und Zeder. Von landwirtschaftlichen Produkten sind zunächst alle Getreidearten zu nennen, sodann Tabak, Baumwolle, Wein, Oliven und eine bunte Reihe von Südfrüchten; ferner Kaffee, Opium und Gummi. Einige Zahlen werden willkommen sein. Der Wert des Opiums betrug schon in einem Jahre 12 Millionen Mark. Wein werden nur 1 Million Hektoliter produziert, obwohl es 132 000 Weinbauer gibt. Allein in der Provinz Brussa und Ismid wurde Seide im Wert von 20 Millionen Mark gewonnen, während die Ausfuhr von Rohseide und Kokons aus dem Reiche mehr als das Doppelte beträgt.

Die Viehzucht genügt im wesentlichen lediglich den Bedürfnissen der Einheimischen. Es könnten viel mehr Fleisch, Knochen und Fette ausgeführt werden. Nur der Häuteexport ist mit 1/2 Million Stück nicht unbedeutend, während die Stückzahl des ausgeführten Rindviehs sich nur auf die ärmliche Zahl von 0,03 Millionen erhebt.

Am meisten Interesse hat das Ausland stets für die Minen. Es sind heutzutage im ganzen osmanischen Reich ungefähr 130 Bergwerke im Betrieb. Ich beginne mit Chrom; etwa 15 000 Tonnen werden davon alljährlich in Kutaya gefördert. Weiter Zink; der Ort Karasu am Schwarzen Meer und Aidin erschürfen 5000 Tonnen. Sodann das wichtige Mangan, für das bisher unsere Hauptbezugsquelle der Kaukasus war; in Salonichi, Konia und Aidin wurden 45 000 Tonnen zu Tage gebracht. Antimon findet sich bei Brussa; Borax in erstaunlicher Menge (18 000 Tonnen jährlich) bei Panderma. Meerschaum in Eski-schehir; Schwefelkies bei Salonichi. Ziemlich verbreitet ist Kupfer; man trifft es im Taurus, bei Tere-

boli in der Nähe von Trapezunt, bei Arghana-Maden, bei Diarbekr und in dem Xanthi-Distrikt an der Bahnlinie Salonichi—Dedeagatsch; namentlich die Mine bei Diarbekr soll eine der ergiebigsten der Welt sein. Für Kohle ist Heraklea berühmt, um das ja Franzosen und Türken sich so heftig in die Haare geraten sind. Auch habe ich selbst verschiedene Kohlenvorkommen in Albanien erkundet, und zwar in der Nähe des Meeres. Erdöl wird im Norden des Marmara-Meeres, an verschiedenen Orten Anatoliens und besonders südlich von Mossul erbohrt; letzteres Vorkommen ist bereits von einer englischen Gesellschaft in Beschlag genommen worden; andere Quellen fließen zwischen Schuster und dem Putsch-i-kuscht und sind jüngst nach verschiedenen Fehlversuchen von einem australischen Kapitalisten erschlossen worden. Asphalt wird in dem syrischen Vanina, am Euphrat und vier Stunden von Valona in Mittelalbanien ausgebeutet. Gold und Silber tauchen im Sandschak Smyrna auf. Ebenso Quecksilber bei Smyrna; auch gibt es welches in der Europäischen Türkei. Kaolin ist auf Rhodos, Arsenik bei Aidin. Endlich Eisen, das merkwürdigerweise nur in den Sandschaken von Aidin, Konia und Adana vorkommen soll. Wenn nicht alles Gold ist, was glänzt, so ist auch sicherlich nicht jedes Bergwerk eine Goldgrube. So hatten im Jahre 1902 von 160 Minenkonzessionen nur 60 zu einem wirklichen Betrieb geführt. Außerdem wird 5—15 Prozent an Ausfuhrzoll für Mineralien bezahlt. Zweifelsohne aber hat gerade das Minenwesen in der Türkei noch eine ungeheure Zukunft.

Sehr bedeutend sind auch die Fischereien. Allein im Bosporus ist der Jahreswert der Fischereiprodukte 6 Millionen Mark.

Der Gesamtaußenhandel ist gar nicht leicht festzustellen. Weder in den österreichischen Konsulatsberichten, die in der Regel auf diesem Gebiete am besten sind, noch sonst, habe ich seit 1900 eine Gesamtberechnung gefunden. In dem genannten Jahre betrug der Handel ungefähr 0,8 Milliarden Mark. Der Import war dabei 60 Prozent größer als der Export. Bei weitem an erster Stelle stand Großbritannien, das $1/3$ der Gesamtmenge an sich gerissen hatte. Danach kam Frankreich mit fast $1/5$, dann Österreich mit etwas mehr als $1/7$. Hierauf folgte Deutschland, also an vierter Stelle, und zwar mit 107 Millionen Mark.

Die wirtschaftliche Lage ließ sich dahin zusammenfassen, daß ohne Zweifel ein Umschwung zum Besseren eingetreten war. Jede Revolution, komme sie von oben oder unten, bringt latente Kräfte zur Entfaltung. Talente werden entdeckt und ausgenutzt, die sonst brach gelegen hätten, Möglichkeiten werden eröffnet, an die früher niemand gedacht hat. Unter Abdul Hamid war es verboten, Maschinen irgendwelcher Art in die Türkei einzuführen. Wie jede geistige Aufklärung, so erschien auch die elektrische Beleuchtung dem Sultan als ein Ärgernis. Jetzt sind in Konstantinopel und in anderen Großstädten elektrische Anlagen beschlossen, Straßenbahnen werden gebaut und Reederei-Konzessionen erteilt. Die überaus lästigen Bevormundungen des Paßwesens sind abgeschafft (wenn ich auch in Albanien noch nichts davon bemerkte), die Zollplackereien sind geringer geworden. Vielfach ist freilich mehr der gute Wille zu loben als die Tat. Das gilt namentlich von den zahlreichen und ausgedehnten Eisenbahnlinien, die, wie schon früher erwähnt, allerorten im Reiche geplant werden. Man sprach sehr viel von diesen Linien im Parlament, in den Zeitungen Stambuls, in der ausländischen Presse: aber wirklich begonnen wurde der Bau auf keiner einzigen Strecke. Das berühmte Chesterprojekt, der Plan eines anatolischen Bahnnetzes, hinter dem die Standard Oil Co. steht, wäre, wenn man den Zeitungen glaubte, schon fünfmal genehmigt worden; tatsächlich aber scheiterte die Konzession, zu der die verschiedenen Minister bereit waren, jedesmal an dem Widerspruch des Parlamentes. Zusammenfassend konnte man sagen: Wirtschaftlich verspricht die Türkei das Größte für die Zukunft, während die militärischen Aussichten mäßig und die politischen schlecht sind.

Tripolis.

Der Appetit kommt beim Essen. Aber nicht nur, wenn man selbst ißt, sondern auch, wenn man andere essen sieht. So ward eingestandenermaßen durch die österreichische Besetzung Bosniens 1878 Frankreich dazu angeregt, zwei Jahre später Tunis einzustecken, und dadurch wurde wiederum England zur Einsackung Ägyptens veranlaßt. Ganz ähnlich reizte die Eroberung Marokkos durch die Franzosen 1911 die Italiener zum Angriff auf Tripolis.

Am 30. September 1911 kamen die Italiener wie ein Dieb in der Nacht und begannen, nach einem schroffen und äußerst kurzfristigen Ultimatum, den Krieg. Die ersten Schritte waren von Erfolg gekrönt, aber sofort kam der Rückschlag. Die Araber wehrten sich, von Enver Bey und anderen türkischen Offizieren organisiert, aufs mannhafteste. Zugleich hatte der unerwartete Angriff die ebenfalls unerwartete Wirkung, daß mit einem Schlage die Bürgerkriege in der Türkei aufhörten, daß namentlich Araber und Türken sich eng zusammenschlossen. Erst im Dezember hatten die Italiener ihre Stellungen an der Küste Tripolitaniens einigermaßen gesichert. Bis zum Herbst 1912 aber dauerte der Krieg unentschieden fort, zumal die Versuche der italienischen Flotte, durch Vorstöße gegen die Küsten der europäischen und der asiatischen Türkei die Hohe Pforte zur Nachgiebigkeit zu zwingen, an dem Einspruche anderer Großmächte scheiterten.

Nach einer Beschießung von Beirut und verschiedener Häfen an der westarabischen Küste machte die italienische Flotte am 16. April 1812 einen Vorstoß gegen den Eingang der Dardanellen. Der Versuch endete mit einem glatten Mißerfolg. Dagegen glückte vollkommen die Besetzung von Rhodos, Anfang Mai, sowie von Skarpanto, dem alten Karpathos, ferner Kalymnos und anderen kleinen Inseln zwischen Kreta und dem kleinasiatischen Festland. Im Juni folgten Entwürfe auf Samos.

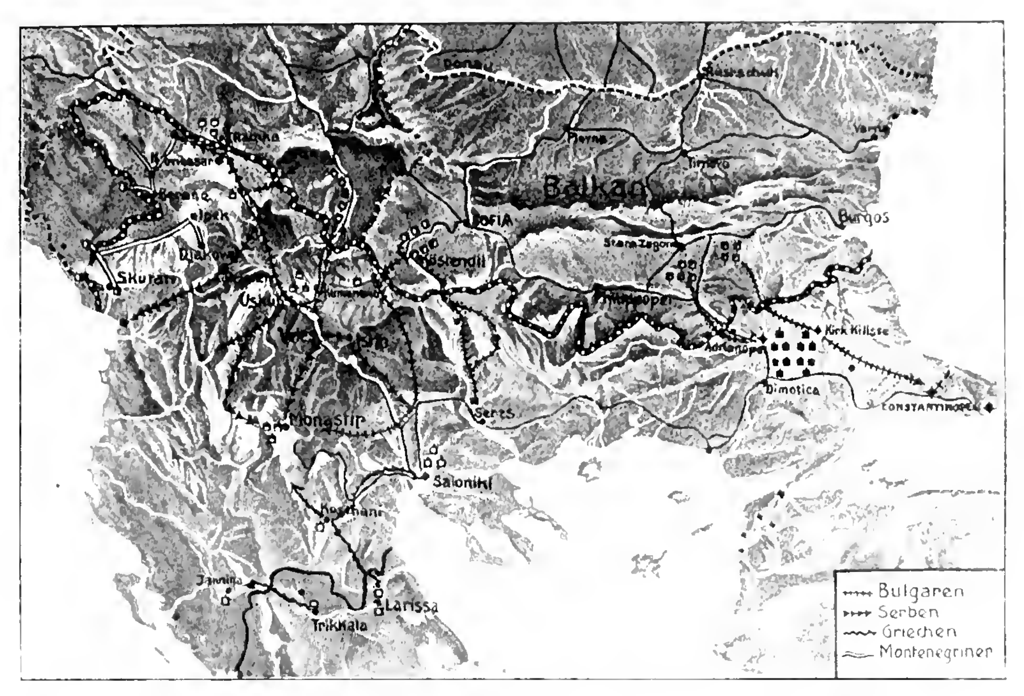
Alle Welt ist sich darüber einig, daß der Angriff auf Tripolis, sofern die Wahl des richtigen Augenblickes in Betracht kommt, unprovoziert, vielmehr seinerseits provozierend war, und daß die Art der italienischen Kriegsführung nicht gerade genial genannt werden kann. Auf der anderen Seite war hier ein elementares Gesetz wirksam, das auf die Dauer doch einmal zur Geltung gelangen mußte. Es ist das Gesetz, demzufolge jeder Uferstaat nach dem Besitz des Gegenufers strebt. So zwingend ist dies Bestreben, daß es sogar die Ozeane überbrückt.

In dem leicht zu befahrenden Mittelmeere ist begreiflicherweise dieses Gesetz der Wechselwirkungen noch auffallender. Die Griechen besiedelten die Kyrenaika, und Athen träumte einmal, gegen die Mitte des fünften Jahrhunderts, von der Eroberung Ägyptens. Von Hellas und dem Peloponnes ausegelnd, unterwarfen die Griechen ganz Unteritalien und Sizilien. In uralten Zeiten, sicherlich schon im zweiten Jahrtausend, sehen wir die Berber auf beiden Seiten der Straße von Gibraltar, und das vierte nachchristliche Jahrhundert verzeichnet Raubzüge der afrikanischen Berber nach Spanien. Die Römer ruhten nicht eher, bis sie sämtliche Süduser des Mittelländischen Meeres in ihrer Gewalt hatten. Sie haben am vollkommensten das Hochbild der wirtschaftlichen und politischen Mittelmeereinheit erreicht. Nun kamen die Germanen. Von den Mündungen des Dniestrs und Dnieprs und Dons aus fuhren sie nach Kleinasien, von Spanien setzten die Vandalen nach Afrika über. Umgekehrt war es der Wunsch der Araber, von den Südufern des Meeres her nach den Nordufern überzugreifen. Von Kleinasien anstürmend, belagerten sie zweimal Konstantinopel. Sie machten Stürme auf Thessalonich und Rom, sie eroberten dauernd Spanien und hatten zeitweilig Gewalt in Südfrankreich und Burgen in Piemont; sie stritten sich Jahrhunderte lang mit den Franken und Byzantinern um Sizilien. Nun rückten wiederum die Germanen siegreich vor. Normännische Ritter gründeten zunächst Herrschaften in Unteritalien, dann auf Sizilien, und von Sizilien machten Guiscard und Bohemund Züge nach Afrika und Dal-

matien. Verschiedene Versuche der Kreuzfahrer richteten sich gegen Ägypten und Tunis. Seit 1390 trachteten die Südeuropäer unaufhörlich nach dem Erwerb von festen Punkten in der Berberei und besetzen auf Jahrzehnte und gelegentlich Jahrhunderte Städte an der algerischen und marokkanischen Küste. Fast ein halbes Jahrtausend aber erwies sich noch die Berberei als ein unübersteigliches Bollwerk, in das die Europäer keine große Bresche legen konnten. Das Bollwerk wurde durch die Türken noch weiter befestigt. Gerade die Entwicklung der vom Altai und den Aralniederungen kommenden Türken ist ein Beweis für die zwingende Macht unseres Gesetzes. Der Schwerpunkt ihrer Herrschaft lag doch ganz unzweifelhaft in Vorderasien und in der Balkanhalbinsel, und die gegebene Linie ihres Vordringens war das Donaubecken, das Hunnen, Avaren, Ungarn und Mongolen für ihre Westwanderung benutzt hatten. Trotzdem waren die Türken nicht zufrieden und dehnten die Oberhoheit ihres Padi-Schah auf Ägypten und die Berberei aus. Dreiviertel der gesamten Mittelmeerküste war in den Händen der Türken, die von allen Völkern der Erde dem römischen Vorbild am nächsten kamen. Das änderte sich grundstürzend, nachdem die Franzosen 1830 Algier gewonnen hatten. Die Sehnsucht der Franzosen nach der Gegenküste durchkreuzte die Wünsche der Osmanen, in deren Auftrage noch der Ägypter Ibrahim Pascha eine Flotte gegen Griechenland geführt hatte. Von nun an steigt der Stern Südeuropas. In der Gegenwart hat sich Spanien die Gegenküste in Marokko gesichert. Frankreich halb Nordafrika bis an die Grenze von Tripolis und England Ägypten mit Nachbarschaft. Diesem System wird sich in Zukunft der nordafrikanische Besitz Italiens einfügen. Nicht minder hat Rußland offensichtliche Absichten auf die Gegenküste des Schwarzen Meeres, auf Armenien und den ganzen Nordsaum Kleinasiens, den es bereits 1903 für ein russisches Bahnbaumonopol in Beschlag nahm.

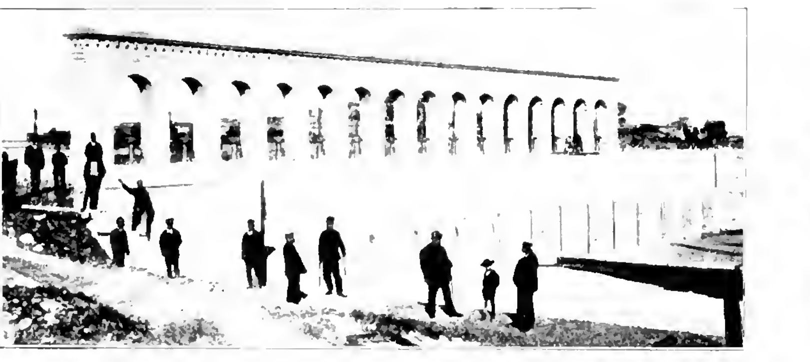
Dscharabub ist ein Ort, der einige Tagereisen von Bengasi, unweit der tripolitanischen Küste liegt. Der Ort starrt von Waffen. Durch seichte Buchten und Lagunen, wo die tiefgehenden Kriegsschiffe der Westmächte nicht folgen können, wurden seit einem Jahrzehnt in flachkieligen Schaluppen Waffen und Munition nach Dscharabub geschafft. Die Mächte kümmerten sich kaum um den Schmuggel. Der Ort ist der Sitz der Senussia. Von hier aus gehen die Fäden einer Organisation, die von der Guineaküste bis nach Indien und Java, von Turkestan bis zu den Katarakten des Nils, ja bis zum Kenia und Kilimandscharo reichen. Die Senussi stehen zwischen Jesuiten und Freimaurern in der Mitte. Es ist ein Kampforden, der die Kräfte der mohammedanischen Welt zusammenzufassen bestrebt ist. Ähnlich wie die panslawistische Wohltätigkeitsgesellschaft ursprünglich nur kulturelle Interessen pflegen wollte, nachher aber politisch wurde, so erklärten auch die Senussi zuerst, nur für die Bildung der Moslime sorgen zu wollen, dann aber gingen sie zu militärischer Organisation über, und zum Aufstapeln von Waffen, die bei dem gegenwärtigen Feldzuge den Arabern und Türken äußerst nützlich waren.

Als Kolumbus nach Westen fuhr, war nur der 25. Teil der Erdoberfläche im Besitz der weißen Rasse; als Napoleon gestürzt wurde, war dieser Besitz auf die Hälfte gestiegen; und im Laufe des 19. Jahrhunderts ist der Anteil der weißen Rasse an unserer Erde auf fünf Sechstel vermehrt worden. Nur wenige Staaten und Völker haben sich der Herrschaft der weißen Rasse entziehen können, so Ostasien, so Afghanistan, so die Türkei, und bis kürzlich auch Marokko. Man wird es verstehen können, daß sich diesem starken Drucke, der von den Völkern Europas ausging, ein Gegendruck entgegenstellte. Dem Vorstoß des Okzidents antwortete ein Gegenstoß des Orients! Im fernen Osten reckte sich Japan zur Weltmacht empor, die Stärkung des nahen Ostens unternahmen die Senussia und die Türkei. Die Krisis des Orients dauert aber weiter. Die Mächte des Abendlandes dringen immer unaufhaltsamer vor; wir sehen das gegenwärtig bei China, das in Stücke zerbricht; und auch die



Vordringen der verbündeten Balkanstaaten (Lage im November 1912).

Kundgebung der Jungtürken anläßlich der Wiederherstellung der Verfassung im Jahre 1908.
Photographische Aufnahme aus Konstantinopel.



Das große Wehr an der ersten Teilstrecke der Bagdadbahn.



Einst und jetzt — Karawane und Eisenbahn.



Belastungsprobe der Notbrücke über den Seihun.



Hassan Dag von Eregli aus gesehen.

Bilder von der Bagdadbahn.

Nach Photographien im Besitz des Herrn Direktor A. von Gwinner, Berlin.

Zerbröckelung der Türkei hat offenbar begonnen. Nicht minder macht sich kulturlich der Einfluß des Westens geltend. Es gibt so manche Führer der Panislamiten, die Wein trinken und Schweinefleisch essen. Was aber am merkwürdigsten ist, so manche Panislamiten und so manche jungtürkische Führer von Salonichi sind mit Freimaurern des Westens in Verbindung. Bei der türkischen Revolution spielten die Liberalen Englands eine Hauptrolle.

Der Krieg um Tripolis, der „langweiligste aller Kriege", in den nur Vorstöße im südarabischen Hadramaut etwas Abwechslung brachten, wurde in einer dramatischen Weise beendet, nämlich am gleichen Tage, 18. Okt. 1912, als der Balkankrieg eröffnet wurde. Durch den an diesem Tage in Lausanne unterzeichneten endgültigen Friedensvertrag erhielt Italien die volle Oberhoheit über Tripolis und die Kyrenaika gegen eine an die Türkei jährlich als Entschädigung zu zahlende Rente. Am meisten fiel bei den Friedensbedingungen auf, daß die Italiener mit den übrigen von ihnen besetzten Inseln im Ägäischen Meere Rhodos zurückversprachen. Offenbar auf den Druck Englands, das auch schon Absichten auf Kreta verriet. Die Balkanstaaten waren über den Friedensschluß wütend; hatten sie doch sicher gehofft, daß Viktor Emanuel III. als Schwiegersohn Nikitas den Südslaven helfen werde.

Rückkehr zum alten Regime.

Ein fünfter Aufstand der Albaner brach im Juli 1912 aus. Bald stand das ganze Land in Flammen. Die Zentralregierung schickte 46 Bataillone nach dem Vilajet Monastir. Nun aber geschah das Unerwartete: Viele Truppen meuterten und schlossen sich den aufständigen Albanern an. Die Zentralregierung wurde gestürzt und ein, wesentlich aus Alttürken bestehendes Ministerium eingesetzt. Die Jungtürken machten zwar verzweifelte Anstrengungen unter Talaat Bey und Dschavid Bey, die Zügel wieder an sich zu reißen, allein vergebens. Ende August war die Rückkehr zum alten Regime besiegelt, freilich ohne Abdul Hamid zurückzurufen. Dauerhaft war auch dies Ministerium nicht: allwöchentlich wechselte es einzelne seiner Mitglieder. Ferner blieb ihm die heiß erstrebte Anleihe von den Mächten versagt.

Der Türkei ging es nicht gut. Sechs Großwesire und acht Scheiche ül-Islam in vier Jahren! Dazu Feinde von allen Seiten, ein Krieg in Afrika, und Losreißungsversuche an der ganzen Peripherie!

Seltsam ist, daß das Reich seit 60 Jahren von Nichttürken regiert wird. Die Großwesire, die Minister, die Gesandten, sehr viele Statthalter sind entweder Albanier oder Griechen, oder Juden, oder Armenier, nur bei den Generälen und Admirälen gibt es noch einige wenige Vollbluttürken. An und für sich ist der Türke tapfer und bedürfnislos; er ist gerecht und duldsam. Wenn man hier von einem Fanatismus spricht, so ist das durchaus nicht angebracht. Die Türken sind ein geborenes Herrschervolk und haben eine unerschütterliche Selbstsicherheit. „Der Hund bellt, aber die Karawane zieht weiter", so heißt ein Sprichwort bei ihnen. Allein die Zahl des Herrschervolkes ist verhältnismäßig nur klein. Sie beträgt höchstens ein Viertel der Gesamtbewohnerschaft des Reiches, mithin ein Verhältnis, das weit ungünstiger ist, als das der Deutschen in Österreich und der Magyaren in Ungarn.

Der Hauptfehler der Jungtürken war und ist ihr Chauvinismus. Sie wollen alle anderen Völker des weiten, ausgedehnten Reiches vertürken. Das ist jedoch eine Unmöglichkeit. Auch sollte sich dies verkehrte Streben an den dilettantischen Politikern des Komitees für Einheit und Freiheit bald bitter rächen. Unruhen brachen am Libanon aus, Wirren entstanden in Kurdistan, vier Feldzüge wurden geführt, um Albanien zu unterwerfen, in Westarabien wurde der

Bürgerkrieg chronisch; dazu kamen Bandenkämpfe in Altserbien und Mazedonien.

Der Krieg in Tripolis hatte wenigstens das einzig Gute, daß er zeitweilig die Zwietracht im Innern beendete, daß zum mindesten alle Mohammedaner gemeinsame Sache gegen Italien machten. Schon damals waren die Ansichten über das türkische Heer geteilt. Die einen Beurteiler hielten es für ausgezeichnet. Andere Kenner waren dagegen der Ansicht, daß bloß einige Hunderte von Offizieren mit neuzeitlicher Zucht, Taktik und Strategie vertraut seien, während die große Masse der Offiziere wie der Soldaten an längst veralteten Methoden festhielten und im Kampfe gegen eine wirklich erstklassige Armee nur wenig leisten würden. Auch brach im Frühjahr 1912 der Bürgerkrieg in Arabien wieder aus, um erst im Oktober beigelegt zu werden.

Die Lage am Balkan und die Nationalitäten vor dem Balkankriege.

Das Völkerrecht ist in erster Linie das Recht des Besitzes; dieser Satz kann nicht leicht deutlicher und augenfälliger bewiesen werden als auf der Balkanhalbinsel. Dort streiten sich seit Jahrhunderten und Jahrtausenden die verschiedensten Völker miteinander, und nur im Falle der Griechen und Albaner kann man von bodenständigen Autochthonen reden. Vor mehr als einem halben Jahrtausend sind die Türken in die Halbinsel eingedrungen. Wiederum ein Jahrtausend früher — und noch keine Slaven waren in dem ganzen ausgedehnten Gebiete vorhanden. Und noch früher? Da herrschten dort Byzantiner und Römer, und vor den Römern die Thraker und Illyrier. Heutzutage sind die Spuren jener ersten Besiedler des Hämus verwischt; nur die tapferen Albaner reden noch eine Sprache, die zwar nicht aus dem Illyrischen herzuleiten, jedoch mit ihm verwandt ist. Noch andere Rassen haben es versucht, ihren Stempel dem Balkan aufzuprägen: Hunnen, Avaren, Madjaren und Normannen, allein so ziemlich ohne Erfolg. Dagegen hat die Herrschaft und Kultur der Venezianer und so mancher abendländischer „Despoten“, die da Herzogtümer in Sparta, Athen und dem albanischen Kruja errichteten, bedeutsame Spuren hinterlassen. In jüngster Zeit sind dann die Österreicher gekommen, als der zukunftsreichste Faktor in ganz Osteuropa.

Der Kaiser Diokletian erbaute sich den schon erwähnten Palast zu Spalato. Dieser Palast liegt jetzt in Trümmern, aber in die Ruinen ist eine ganz neue Stadt hineingebaut, die das seltsamste Bild der Welt bietet. Die Häuserchen der Epigonen sind nämlich dermaßen an die grandiosen Reste der Vergangenheit angeklebt, sind so drum und dran, drüber und drunter und drumherumgebaut, daß kein Verstand der Verständigen sich mehr auskennt. Ähnlich ist die Lage auf der Balkanhalbinsel. Auch dort ist Ältestes mit Neuestem derart vermengt, daß es ungemein schwer fällt, klar zu sehen, und noch schwerer, jedem sein gebührendes „Recht“ zu erteilen. So war es denn nicht zu verwundern, daß die Völker daran verzweifelten, einen friedlichen Ausgleich ihrer so widerstreitenden Ansprüche zu finden und daß sie zu den Waffen ihre Zuflucht nahmen. Stahlhart glänzt es auf in der Sonne Südosteuropas; Rosse scharren, Kanonen dröhnen. Eine neue Weltenwende beginnt und niemand kann künden, ob nicht eine Götterdämmerung ihr Ende sein wird.

Um die berührten Ansprüche zu verstehen, müssen wir ein Gesamtgemälde der Volkheiten aufrollen. Freilich muß erst mühsam der Weg gebahnt, er muß von Dornen und Gestrüpp gesäubert werden. Denn einmal sind eigentlich nirgends die Tatsachen übersichtlich zusammengestellt und zweitens sind viele angebliche Tatsachen falsch, müssen mindestens erst unter die kri-

tische Lupe genommen werden. Fragst du einen Griechen, wie viele Serben in Mazedonien wohnen, so wird er vielleicht antworten: 60000; fragst du aber einen Serben, so wird er zuversichtlich sagen: 2 Millionen. Wenn man einem südslavischen Individuum in Mazedonien einige Piaster in die Hand drückt, so wird er ganz nach Wunsch erklären, er sei ein Serbe oder sei ein Bulgare. In der Tat sind die Grenzen fließend; durch bewußte Einwirkung, durch zähe Propaganda kann in ziemlich kurzer Zeit ein individueller Serbe zu einem individuellen Bulgaren umgewandelt werden. Die gleiche Schwierigkeit ist bei der Religionsstatistik; auch auf diesem Gebiete arbeitet eine rührige Propaganda. Es gibt z. B. Dönme oder Dumeh in Salonichi, das sind Leute, die „gewendet" haben, nämlich entweder ihre Kleider oder wie im salonichier Falle, ihren Glauben; diese Dönme sind äußerlich Mohammedaner, aber tatsächlich sind es noch Juden, die zum mindesten mit ihren früheren Glaubensgenossen in sehr eifrigem Verkehr stehen.

Auf welche Hindernisse eine verläßliche Statistik gerade in Mazedonien stoße, dafür hat der Feldmarschall von der Goltz einen merkwürdigen Beweis erbracht. Während eines Manövers kam er in Dörfer, die in seiner Generalstabskarte gar nicht verzeichnet waren. Er forschte nach und fand, daß die zugrunde liegenden Karten von christlichen Geometern angefertigt waren, daß aber diese Leute absichtlich diese Dörfer unterschlugen, um nicht die Geltung des Mohammedanertums in ein zu günstiges Licht zu rücken. Ein anderes Beispiel aus Nordalbanien. Nach einem Feldzuge Torgud Schefket Paschas wurde ein Zensus der Stadt Djakowa veranstaltet. Dabei ergab sich, daß die Bevölkerung sich auf 80000 Köpfe belief, nicht, wie bisher angenommen auf 21000. Hier war die Ursache der Unterschätzung leicht zu finden; der betreffende Kaimakam (Landrat) hatte viele Tausende von Einwohnern unerwähnt gelassen, um deren Steuern in seine eigene Tasche zu leiten. Das gleiche Verfahren soll auch in China und selbst mitunter noch in Rußland geübt werden. Ohne weiteres darf man annehmen, daß auch viele andere Städte des Osmanenreiches weit größer sind, als in den amtlichen und infolgedessen in den Fachbüchern verzeichnet steht. Mersina an der kleinasiatischen Küste, das früher mit 12000 Einwohnern verzeichnet war, beherbergt jetzt eine Bevölkerung von beiläufig 40000 Köpfen. Beirut, Gaza und andere blühende Plätze der Levante haben sich um das 15- ja 25fache in einem halben Jahrhundert vergrößert. Die Gesamtziffer, die gewöhnlich für die Untertanen des Padi-Schah angegeben wird, 24 Millionen, ist längst veraltet; man darf füglich auf das Doppelte gehen. Allerdings hat es in einzelnen Gebieten auch nicht an Rückschlägen gefehlt, dergestalt wurden Hunderttausende von Armeniern seit 1893 getötet. Die Mazedo-Bulgaren, die früher auf 1,1 Million geschätzt wurden, sollen durch die Tätigkeit der Komitatschi und die darauf folgende Bestrafung durch die Behörden um 300000 abgenommen haben. Höchstwahrscheinlich ist auch die Bevölkerung in Altserbien sehr vermindert gegenüber dem Stande vor einem Menschenalter; zwar sind zahlreiche Albaner eingewandert, aber noch mehr Serben sind entweder ausgewandert oder von den eindringenden Erbfeinden ihres Volkstums einfach erschossen worden. Wendet man diese Betrachtungen auf die Lage in der bisherigen europäischen Türkei an, so wird man unter den geschilderten Vorbehalten schätzen dürfen, daß an erster Stelle die Albaner und erst an vierter Stelle die Türken stehen, die noch nicht $1/4$ der Gesamtbevölkerung ausmachen.

Albaner	2—$2^1/_2$ Millionen
Südslaven	$1^1/_2$—$1^3/_4$ Millionen
Griechen	$1^1/_2$—2 Millionen
Türken	$1^1/_2$ Millionen (gewöhnlich auf 1,1 Mill. geschätzt)
Kutzo-Wlachen	0,4 Millionen
Juden	0,25 Millionen

Es ist verhängnisvoll für das herrschende Volk, daß es in einer derartigen Minderzahl dasteht. Ist es schon für die Deutschen schwer, sich in Österreich zu behaupten, und für die Madjaren, die Fremdvölker in Ungarn niederzuhalten, obwohl

in beiden Fällen die Herrschenden fast die Hälfte der Gesamtbevölkerung ausmachen, so ist die Aufgabe noch weit dorniger für die Türken, die einmal viel ungünstiger der Zahl nach dastehen und zweitens gegen recht kräftige und intelligente Fremdvölker anzukämpfen haben. Im übrigen kann die europäische Türkei unmöglich von der asiatischen und kann außerdem nicht von den unabhängigen Ländern im Norden und Südwesten der Balkanhalbinsel getrennt werden. Werden doch tausend Fäden nach jenen unabhängigen Reichen hinübergesponnen und herrscht regste Wechselwirkung auf sprachlichem wie religiösem Gebiete. Zieht man aber, wie billig, auch jene anderen Länder noch in den Rahmen der Betrachtung, so ändert sich das Bild nicht unwesentlich. Zunächst zugunsten des Türkentums, das durch die Anatolier auf 10—11 Mill. anschwellen würde. Die Griechen gewinnen gleichfalls; mit ihren Brüdern in Smyrna und Trapezunt, sowie in Kairo und Alexandrien, endlich mit denen im Königreiche Hellas erheben sie sich auf zusammen 6—7 Millionen. Trotz vieler Mängel sind doch wohl die Griechen das Volk der Zukunft in der Levante. Die Serben verstärken sich ganz außerordentlich, mehr als alle ihre Gegner und Konkurrenten. Sitzen doch Serben in Montenegro, in Bosnien und der Herzegowina, in dem Königreiche Serbien, ferner in Südungarn, endlich in Kroatien; denn die Kroaten unterscheiden sich nur durch ihren römisch-katholischen Glauben von den Serben, reden indes dieselbe Sprache wie sie. Alle zusammen sind gut und gern auf 9¼ Millionen zu veranschlagen, demgegenüber kommen die Bulgaren nicht wohl auf mehr als 5½ Millionen; rechnet man nun noch die Slovenen hinzu, so hätte man für die Gesamtgruppe der Südslaven annähernd 16 Millionen Köpfe. Kaum seit einem Jahrzehnte dauern die Beziehungen zwischen den Kutzowlachen des Pindos mit den Rumänen, die ihrerseits unter vier Flaggen leben. Alle Rumänen zusammen dürften sich auf 11 Millionen belaufen.

Um jedoch ein völlig zufriedenstellendes Bild zu erlangen, müssen wir abermals den Rahmen erweitern. Ist ja doch der Russe der große Bruder aller Südslaven und ist drauf und dran, wie er es schon 1877 tat, so auch jetzt sich zu ihrem tatkräftigen Schutzherrn aufzuwerfen. So müßte man im Grunde das ganze Slaventum in unserer Betrachtung dem gesamten Osmanentum gegenüberstellen. Das ergäbe 154 Millionen gegenüber 10 Millionen. Die Osmanen verstärken sich jedoch durch andere Mohammedaner, durch Albaner, Kurden und Araber und werden möglicherweise durch andere Türkstämme jenseits der Reichsgrenzen unterstützt. In Nordwestpersien, in der Provinz Aderbeidschan, in Transkaukasien, in Turkestan und in Südsibirien wohnen an 14 Millionen Leute mit türkischer Sprache. Wie schon jetzt Tausende russischer Freiwilliger den Serben und Bulgaren zu Hilfe zogen, so ist es durchaus denkbar, daß auch von den Rassen und Glaubensgenossen der Osmanen ein Zustrom nach den europäischen Kriegsschauplätzen erfolge. Auffallenderweise hat die osmanische Regierung ihren Generalkonsul in Odessa davon verständigt, daß türkische Untertanen, die in Rußland geboren seien, nicht zum Kriegsdienste ausgehoben zu werden brauchen. Vielleicht ist dies bereits auf einen Druck von Petersburg hin geschehen, weil man dort wohl mit Recht befürchtet, daß durch den Anblick osmanischer Rekruten auch andere Mohammedaner erregt würden.

Eines dagegen darf man nicht in die Rechnung einstellen, den Panislamismus. Alle Mohammedaner der Erde werden auf 220—260 Millionen geschätzt; das wäre eine stattliche Zahl von Helfern. Allein der Panislamismus als solcher hat weder Heere noch Flotten und entbehrt einer staatlichen Organisation. Es ist möglich, ja wahrscheinlich, daß in einer ferneren Zukunft das Allmohammedanertum einmal wichtig werde: gegenwärtig hat es noch keineswegs die überragende Bedeutung, die ihm nicht selten zugeschrieben wird. Der Panislamismus hat weder die Eroberung Marokkos noch die Tripolitaniens verhindert, noch endlich die Aufteilung Persiens. Er wird auch jetzt der Türkei kaum eine nennenswerte Hilfe zu

leisten imstande sein. Ohnehin ist die mohammedanische Welt in zwei Lager gespalten, in das türkische und das arabische. Der Kalif soll ja doch eigentlich aus dem Samen des Propheten, soll zum mindesten aus dem Stamme Koreisch, soll ein Araber sein. Daher galt denn im Grunde der Padi-Schah immer für einen Usurpator. Neuerdings sind Bestrebungen im Gange, das Kalifat dem Padi-Schah zu entreißen und es entweder an einen einheimischen arabischen Schech wie Imadeddin oder an den Khediven zu bringen, der allerdings auch nicht arabischer, sondern albanischer Herkunft ist. Es scheint, daß England diese Bestrebungen unterstütze, daß es einen großen arabischen Vasallenstaat, der außer Arabien noch Ägypten, Syrien und Mesopotamien umfassen soll, gründen wolle. Man darf von einem solchen Wunsche Kenntnis nehmen, ohne deshalb zu glauben, daß die Sache sehr rasch verwirklicht werde. Spricht man doch schon seit den 1850er Jahren von dem Plane Englands, eine große Überlandbahn von Suez durch Nordarabien nach dem unteren Euphrat zu legen, und doch ist dieser Plan noch nicht auch nur zum kleinsten Teile in Wirklichkeit umgesetzt worden.

Bezüglich der Türken wurde bereits hervorgehoben, daß sie aus Verwaltungsstellen und geradezu aus der Herrschaft durch andere Nationalitäten verdrängt worden sind, so daß sich in der heutigen Türkei Mohammedaner und Andersgläubige ziemlich genau die Wage halten. „Das Osmanentum hat jedoch nicht das Zeug, sich auch nur in politisch nebengeordneter Lage wohlzufühlen. Seiner Religion, seiner Lebensphilosophie schlägt dies ins Gesicht. Nun ist es aber ausgeschlossen, daß auf Grund der Bevölkerungsverhältnisse dem Osmanentum ein Übergewicht bei parlamentarischem Regime erhalten bliebe. Denn nicht nur wiegen Christen und Juden die Moslems ziemlich auf, sondern unter den letzteren selbst sind türkenfeindliche Elemente auch sehr zahlreich enthalten, besonders die Araber und Albanesen. Die heutige Volksvertretung beweist dies schlagend: von 280 Deputierten sind 143 Nichtosmanen, und zwar 70 Araber, 27 Albanesen, 23 Griechen, 12 Armenier, 3 Serben, 4 Bulgaren, 4 Juden, und dies trotz der taktischen Zerfahrenheit der Christen, die den Türken zugute kam. Besteht sonach für rein religiöse Fragen wohl eine sichere islamitische Mehrheit, so kann ein nationales Übergewicht durch die 137 türkischen Abgeordneten doch nicht gewährleistet werden. Das ist ein Moment der Schwäche der neuen Organisation. Dem opferfreudigen, aber hochmütigen Erobervolke bleibt also das Übergewicht in öffentlichen Dingen durch die neuen Verhältnisse vorenthalten, obschon seinem Sinne ein solcher Gedanke widerstrebt." *)

Albanien, das alte Illyrien, das die türkischen Vilajets Skutari, Janina und Teile von Kossowo und Monastir umfaßt, ist durch den 1479 zwischen den Türken und Venezianern geschlossenen Frieden türkische Provinz geworden.

Die lange Türkenherrschaft wird nur durch den Aufstand Ali Paschas unterbrochen. Zum erstenmal in der Neuzeit wird Albanien ein Gegenstand der Weltpolitik. Franzosen, Russen und Engländer, die sich abwechselnd der ionischen Inseln bemächtigen, haben auch mit albanischen Plätzen, besonders Parga, zu tun. Ali Tepelenli ist mit Napoleon, den Engländern, und dem Zaren in brieflicher Verbindung. Seitdem ist das europäische Interesse an dem kleinen Alpenlande niemals ganz erloschen. Schon die Freiheitskämpfe der Griechen, die zu einem starken Teil von albanischen Palikaren ausgefochten wurden, und die hellenischen Aspirationen, die sich in der Folge daran knüpften haben dies Interesse wach erhalten.

Die unerwartet schroffe und unverdient feindliche Behandlung durch den Padi-Schah damals hat die albanische Liga, und damit überhaupt die albanische Frage der Gegenwart ins Leben gerufen.

Schon im Jahre 1877 dachte Crispi an eine italienische Oberhoheit über Albanien. Er faßte die Angliederung Albaniens als eine gerechte Entschädigung gegenüber der

*) G. Prokoroff im „Tag" vom 21. April 1909.

österreichischen Besetzung Bosniens auf. Der damalige italienische Konsul in Skutari, der gewandte Verio, förderte jene Absichten. Die Italiener waren damals in Albanien recht populär. Die Franziskaner waren fast lauter Italiener. Man schickte aus Rom einen gewissen Pietro Chiara, der ebenfalls albanischen Ursprunges war, einen jungen beherzten Mann. Nun starb Vittore Emanuele. Allein auch sein Nachfolger Umberto nahm mit Begeisterung den Gedanken auf, Mehrer des Königreiches zu werden. Man stellte schon ein Expeditionsheer von 46 000 Mann in Bari zusammen. Aber die Ministerkrisis von 1878 warf den ganzen Plan um, und Albanien wurde aufgegeben. Nun entstand der albanische Volksverein. Zum erstenmal in der ganzen Geschichte des Landes verbündete sich der Süden Albaniens mit dem Norden. Depretis arbeitete den Angliederungsbestrebungen entgegen, stimmte dagegen den Plänen Griechenlands zu und wurde daher von Crispi hart angegriffen. Inzwischen waren die Griechen auf die Umtriebe von Verio aufmerksam geworden. Nicht minder der Wali von Janina. Er ermahnte die albanischen Führer, die sich auf den Ruf von Muktar Pascha hin in Prevesa versammelt hatten, ein Vertrauensvotum an die Pforte zu richten. Nun mischten sich auch die Engländer ein, namentlich der Gesandte Paget. Es wurde behauptet, daß schon im Jahre 1878 die Albaner eine Bittschrift an Bismarck richteten, um eine Autonomie zu fordern, daß aber der Kanzler die Schrift gar nicht gelesen habe. Genug, durch Derwisch Pascha wurde der Widerstand der Skipetaren gebrochen.

Die Albaner sind die Todfeinde der Slaven. Sie sind „Anrainer" der welthistorischen Straße nach dem Ägäischen Meere. Sie haben seit Jahrzehnten die Leibwache des Sultans gebildet. Nun ist in der jüngsten Zeit ein blutiger Streit zwischen ihnen und und den Türken entbrannt. Dschawid Pascha zog 1909 zweimal gegen Hochalbanien; zweimal wurde er zurückgeschlagen. Besonders muß dabei auffallen, daß gerade der Kern der mohammedanischen Bevölkerung sich gegen die Türken auflehnte. Den Mittelpunkt der Unzufriedenen bildete die Landschaft Dibra.

Auf dem all-albanischen Kongresse, der am 4. Nov. 1908 abgehalten wurde, stand die Einheitlichkeit des Alphabetes auf der Tagesordnung. Es gibt bis jetzt bei den Albanern dreierlei Schriftzeichen: arabische bei den Mohammedanern und ein lateinisches System bei den Christen, das aber im Süden, bei den Griechisch-Unierten, einige kyrillische Buchstaben aufgenommen hat. Nun wurde dem Kongreß der Vorschlag unterbreitet, die Schreibung überall einheitlich zu gestalten und dabei die Schrift der römischen Katholiken zugrunde zu legen. Die albanischen Einheitsbestrebungen sind in ein neues Stadium getreten und werden aufs eifrigste betrieben. Die Folge davon aber ist eine zweite Frontstellung, eine Wahrung der Unabhängigkeit sowohl gegenüber dem Ausland, als gegenüber den Türken. Dadurch erklärt sich ohne weiteres der Umschwung in dem Verhältnis zu Österreich. Die Römisch-Katholischen waren bisher die Schützlinge der Donaumonarchie. Weil sich aber — einerlei, ob mit Recht oder mit Unrecht — die Meinung Bahn gebrochen hatte, daß Österreich eine Oberhoheit über Albanien anstrebe, da änderten die Römisch-Katholischen schroff ihre Stellung. Seit Jahrhunderten leben sie mit kurzen Unterbrechungen, gänzlich frei in ihren Bergen, ohne je eines Türken Antlitz zu schauen. Nur die Städte Skutari, Alessio, Durazzo, und deren allernächste Umgebungen standen tatsächlich unter türkischer Herrschaft. Obwohl nun die Suzeränität Österreichs für die Katholiken die Herrschaft von Glaubensgenossen bedeuten würde, so wollen die Nordalbaner nichts davon wissen, da sie von den scharfen Fängen des Doppelaars einschneidende Eingriffe in ihre traditionelle Freiheit erwarteten. Die rein nominelle Oberherrschaft des Padi-Schah war ihnen daher lieber als die straffere Zügelführung einer noch so apostolischen Majestät.

Auf der anderen Seite waren die Skipetaren mit dem Einheitsbrei, den das jungtürkische Komitee herzurichten im Begriffe war, ebensowenig einverstanden. Sie wünsch-

ten offenbar die Vorzugsstellung, die sie durch die Jahrhunderte praktisch inne gehabt, nunmehr auch durch ein Verfassungsinstrument rechtlich gewährleistet zu sehen. Das aber wollte und konnte das jungtürkische Komitee nicht zugestehen. Daher der im April 1910 ausgebrochene Aufstand.

Man kam auf die Forderungen zurück, die im Januar 1909 das albanische Komitee an das Parlament richtete. Schon der Anfang jener Denkschrift war bezeichnend. Das albanische Volk wolle der Knechtschaft vergessen, die es unter dem alten Regime erlitten habe. Es wurde also nachdrücklich auf die unbefriedigende bisherige Lage hingewiesen. Man wolle jedoch, so fuhr die Denkschrift fort, fortan für die Integrität der Türkei eintreten. Dafür müsse jedoch amtlich die albanische Nation anerkannt und außerdem völlige Selbstverwaltung im Innern verliehen werden. Endlich sollte auf allen Schulen, höheren wie niederen, albanisch gelehrt werden. Die Zahl aller Volksgenossen bezifferte die Denkschrift auf nicht weniger als 3½ Millionen. Das ist zweifellos stark übertrieben. Dagegen halte ich die Angaben westlicher Schriftsteller, von denen die geringste nur 1,2 Millionen aufweist, für Unterschätzungen. Sehr viel unter 2,2 Millionen dürfte die Kopfzahl wohl kaum sein.

Davon machen die Mohammedaner vielleicht etwas über 5/4 Millionen aus, davon 900 000 in den Vilajets Janina und Skutari. Die unierten Christen in den genannten Vilajets kann man auf fast 2/3 Millionen schätzen und die katholischen auf gut 1/4 Millionen. Außerdem gibt es starke Kolonien in Mazedonien, um Konstantinopel (wo ja ein Arnautköj ist), in Anatolien und im Ausland. Im Königreich Hellas ist ein gutes Siebtel der Bevölkerung, also 400 000 Menschen, albanischen Blutes, abgesehen von den Hunderttausenden, die schon völlig hellenisiert sind. In Italien und Sizilien darf man eine Ziffer von ungefähr 200 000 annehmen; davon ist aber nur noch die Hälfte der angestammten Sprache mehr oder weniger mächtig. Weiter gibt es in Amerika 30 000 Angehörige des tapferen Volkes. Hierzu kommen endlich eine Kolonie in Zara und zerstreute Volksangehörige in anderen Ländern.

Die größte Gefahr für das Albanertum ist ohne Zweifel die griechische. Denn man kann sagen, was man will, die Griechen sind doch das gebildetste Volk des Orients; sie haben auch zum Teil kraft ihrer alten und angesehenen Kultur die größte Anziehungs- und Assimilationsfähigkeit Fremden gegenüber. Dagegen habe ich nicht den Eindruck, als ob von den Italienern irgend etwas zu fürchten sei.

Das serbische Problem wird man nie verstehen, wenn man nicht haarscharf zwischen den einzelnen Verwandten unterscheidet. Die Bewohner des Königreichs Serbien sind im Osten des Landes sehnige, genügsame, an Entbehrungen gewöhnte, tüchtige Leute, die sonst aber viel schreien und wenig tun, Kaffeehauspolitiker und rabiate Verschwörer, die es niemals fertig gebracht haben und nur schwer fertig bringen werden, ihr Land in Ordnung zu halten, Soldaten endlich, die zwar im äußersten Falle etwas leisten, aber leicht, siegestrunken, zu grausamen Metzeleien übergehen. Ihre Vettern dagegen, die etwa 290 000 Köpfe zählenden Söhne der Schwarzen Berge, sind Krieger und Herrenmenschen, die ihr Land sehr gut in Ordnung halten, Politiker, die genau wissen, was sie wollen, Soldaten von guter Zucht und unerschrockene Vaterlandsfreunde, die sich seit Menschengedenken, seit zum ersten Male Montenegro überhaupt von den Strahlen der Geschichte beleuchtet wurde, unabhängig behauptet haben.

Da schäle mir einer aus diesen Widersprüchen die zugrunde liegenden Rassenanlagen heraus! Aber damit nicht genug, es gibt noch eine dritte Art von Serben. Das sind diejenigen, die unter fremder Flagge leben, unter ungarischer, österreichischer, und die unzweifelhaft im Vordringen begriffen sind. Der Linie des geringsten Widerstandes folgend, haben sie sich zunächst gegen ihre früheren Beherrscher, gegen die Nachfahren der stolzen Venezianer, gewandt. In sämtlichen Städten an der Ostküste der Adria, von Kattaro bis hinauf

nach Triest, mit alleiniger Ausnahme von Zara, sind die Stadtverwaltungen in slavische Hände übergegangen. Zu dem Vordringen hat eine Erscheinung viel beigetragen, die man auch sonst in der Gegenwart viel beobachten kann. In der Dsungarei haben sich bei dem letzten großen Aufstande (1895 bis 97) Mohammedaner und Buddhisten gegen die chinesische Bedrückung zusammengeschlossen. In Indien schien es, als ob Brahmanentum und Islam ein Bündnis schließen wollten. Ähnlich ist auch in Dalmatien und Bosnien der Nationalismus drauf und dran, die Kluft der Religionen zu überbrücken. Das Rassenbewußtsein wird stärker als das Gefühl, das bisher die Jahrhunderte hindurch das ganze Leben beherrscht hatte, das Gefühl der religiösen Gegensätze. Diese Entwicklung ist allerdings nicht von selbst erfolgt. Sie ist zum Teil von außen hineingetragen, zum Teil durch Agitatoren hervorgerufen worden, die das dumpf und zufrieden dahindämmernde Volk zur Unzufriedenheit und zum Kampfe anstachelten.

Es handelt sich bei der jüngsten Krisis um eine weltgeschichtliche Entscheidung. Wir haben mehrere Zeitalter deutscher Ausdehnung zu unterscheiden. Zunächst die Landnahme. Angenommen, was jedoch nicht sicher ist, daß von jeher germanische Stämme in Nord- und Ostdeutschland gehaust haben, so sind jedenfalls der Süden und der Westen der heutigen deutschen Welt erst in hell-historischer Zeit von Germanen erobert und besiedelt worden, ungefähr seit dem Aufbruch der Kimbern und Teutonen und dem Vorstoß Ariovists. In einer zweiten Epoche, der Karls des Großen und der Ottonen, wurde der Osten, den man geräumt und slavischen Horden überlassen hatte, allmählich wieder zurückgewonnen, und zugleich wurde die Ausdehnung nach Süden zu weiter fortgesetzt. Fränkische und schwäbische Ritter zogen nach Rom und Apulien; Moselländer und Ritter des deutschen Ordens ließen sich in Siebenbürgen nieder; südlich der mittleren Donau aber erklärte sich der serbische Zar Nemanja zum Vasallen des zum Heiligen Lande fahrenden Barbarossas. Durch den Tod des Kaisers blieb diese Anerkennung deutscher Macht ohne fruchtbare Folgen. Eine dritte Epoche war mit der Ausbreitung des Hauses Habsburg in Ungarn und Italien, sowie der Hohenzollern in Preußen und Polen erfüllt. So mancher dieser Expansionsversuche scheiterte. Weder in Italien noch auf dem Balkan konnte unser Volkstum dauernd Fuß fassen. Ganz Serbien, das Prinz Eugen schon erobert hatte, mußte wieder aufgegeben werden. Auch die in der Gegenwart einsetzende überseeische Ausbreitung kann man nur als einen halben Erfolg ansprechen, weil unsere Volksgenossen nun in großer Gefahr sind, amerikanisiert, australisiert und verrusst zu werden. Eine neue Epoche kolonialer Expansion hat das letzte Menschenalter gebracht. Bosnien und die Herzegowina wurden besetzt, und deutsche Pflanzstaaten wurden in Afrika und Schantung gegründet. Möglicherweise hat dabei Österreich den besseren Teil erwählt. Zum mindesten erfreut es sich eines unschätzbaren Vorteils, insofern als sich seine Kolonien östlich unmittelbar an das bisherige Reich anschließen. Wenn die Habsburger nun noch einen Schritt weiter gehen wollten, so nähmen sie lediglich die Politik von Barbarossa und Prinz Eugen wieder auf. Einmal muß es doch zu einer Entscheidung kommen. Für die südliche Ausbreitung des Deutschtums handelt es sich um Fortschritt oder Stillstand, für die Serben gar um staatliches Sein oder Nichtsein.

Wir stehen also vor einem weltgeschichtlichen Scheidewege. Es ist einmal nicht zu leugnen, daß rings in der übrigen Welt für das Deutschtum nicht mehr viel Platz ist. In den sämtlichen überseeischen Kolonien des neuen Reiches leben heute — 28 Jahre nach der Gründung der Kolonien — im ganzen noch nicht einmal 20000 Deutsche. Zwanzigtausend! Dabei beträgt der jährliche Geburtenüberschuß im Reiche $^5/_6$ Millionen. Der Abfluß unserer Bevölkerung nach eigenen Kolonialgebieten entspricht mithin ungefähr $^1/_{1300}$ des vorhandenen Überschusses. Es leuchtet ein, daß ein so dürftiges Palliativ auf die Dauer die un-

geheure Übervölkerung nicht beheben kann. Wie aber helfen? Es gibt keine andere Aussicht, als die auf den Südosten. Denn auch von den Millionen unserer Volksgenossen in Brasilien und Kanada, sowie in der Union ist kulturell wohl manches, staatlich aber kaum etwas zu hoffen. Eine wirkliche Ausdehnung seines Besitzstandes und seiner Macht kann das Deutschtum nur im Südosten erhoffen. Daß auch dort die Ausdehnung nicht ohne bittere Kämpfe erfolgen würde, wer möchte das in Abrede stellen? Aber wir gleichen bereits einem geschlossenen Dampfkessel, der überhitzt ist, und der, wenn ihm nicht durch ein Ventil Erleichterung geschaffen wird, krachend birst. Auch für Österreich könnte nur eine Diversion nach außen den ersehnten Frieden im Innern und den lange umsonst gesuchten Ausweg aus einer Sackgasse schaffen, in die sich der Nationalitätenhader verrannt hat. Die Geschicke der beiden Nachbarreiche muß man aber vereint betrachten, da nicht nur durch feindliche Koalition der andern Mächte, sondern auch durch den gemeinsamen Kampf gegen die Slaven diese Einigkeit ganz von selbst geboten ist.

Allerdings ist auch auf der anderen Seite ein gemeinschaftliches Zusammengehen aller Slaven gegeben, die sich ohne Ausnahme durch germanisatorische Entwürfe bedroht fühlen. Graf Bobrinski, Adelsmarschall und Führer der konservativen Agrarier, fabelte einst von 5½ Millionen Deutschen im russischen Reiche — die Statistik weist deren nur 2 Millionen auf —, die Polen und Tschechen hetzen allenthalben gegen das, was sie den „Pangermanismus“ nennen; auch Bulgarien war von der Seite Österreichs wiederum auf die Seite Rußlands gelockt worden. So stehen sämtliche Slavenvölker, denen sich noch die Slovenen anschließen, äußerlich wenigstens zusammen, und die Serben bilden lediglich ein Glied in der großen panslavischen Kette. Da nun die Serben zufällig an der strategischen Stelle sitzen, wo der Durchbruch des Deutschtums nach dem Süden erfolgen soll, so haben sie augenblicklich den Hauptstoß des deutschen Angriffs auszuhalten. Man kann auch nicht einmal sagen, daß die Serben den jüngsten Strauß angefangen hätten. Angefangen hat doch eigentlich Ährenthal, der im Januar 1908 seinen Plan der Sandschakbahn enthüllte und am 6. Oktober die endgültige Einverleibung Bosniens und der Herzegowina aussprach. Die bislang noch unabhängigen Serben wehrten sich lediglich ihrer Haut, eine Fortsetzung der österreichischen forward-policy befürchtend. Von ihrem Standpunkte aus hatten sie vollkommen recht, Zeter und Mordio zu schreien, denn es ging ihnen tatsächlich an den Kragen. Auch waren sie wirtschaftlich an die Wand gequetscht, namentlich im Land der Karagjorgje und der Obrenowitsche, das vom Meere abgedrängt und der Gnade seiner Nachbarstaaten, in erster Linie Österreichs, völlig preisgegeben ist. Importieren kann das kleine Königreich schließlich auch, wie es meist bei den Waffenlieferungen geschah, über das türkische Saloniki und das bulgarische Varna; allein für den Export ist es fast ausschließlich auf den nördlichen Nachbar angewiesen. Denn die Bulgaren haben nur eine geringe Kaufkraft, und die nächst anstoßenden Vilajete der Türkei haben selbst Vieh und Getreide genug; so ist der einzige Großabnehmer serbischer Erzeugnisse, vor allem des Viehs, der Donaustaat. Macht also Österreich die Klappe zu und sperrt es die Grenzen, so ist Serbien ruiniert. Um aus diesem unerträglichen Zustande herauszukommen, war den Mannen König Peters gleichfalls ein Krieg willkommen. Lieber ein Ende mit Schrecken als ein Schrecken ohne Ende! So jedenfalls konnte es nicht weitergehen. Auch waren die Serben keineswegs derart vom Größenwahn besessen, daß sie sich in der Einbildung wiegten, als ob sie allein den waffenstarrenden Nachbar bestehen könnten. Ganz folgerichtig suchten sie daher nach geeigneten Bundesgenossen. Sie glaubten denn auch deren gleich viere gefunden zu haben. Nämlich Rußland, der Rassenverwandtschaft halber; Frankreich, weil es bisher fast alle Staatsanleihen des kleinen Königreiches auf sich genommen hatte; Italien, weil dessen König mit einer serbischen Prinzessin vermählt ist;

endlich England, — nun, sagen wir, weil England immer den Schwachen beisteht; und alle vier ließen zuletzt den Schwachen im Stich.

Ich habe mich bemüht, mich einigermaßen in die Gedanken der Serben hineinzuversetzen, von denen aber die Bewohner des Königreichs vor 1912 nie etwas Rechtes geleistet haben. Ihre glorreichste Erinnerung ist ihre größte Niederlage. Nämlich die Zermalmung serbischer Macht und zugleich Unabhängigkeit auf dem Amselfelde. Auch in den berühmten Freiheitskriegen zur Abschüttelung des Türkenjoches sind sie zwar stets tollkühn an das Unternehmen herangegangen, aber bei der Durchführung haben sie stets versagt, haben geradezu und buchstäblich überall die Flinte ins Korn geworfen. Nur die russischen Freiwilligen und einige einheimische Räuber zeigten Mut und Ausdauer. Herausgeholfen hat dem Volke Milans und Karagjorgjes stets nur fremde Hilfe, mehrfach Österreich, wie schon in den Tagen Prinz Eugens und später wiederum — recht unnötigerweise — nach Slivniza; dann die napoleonische Erschütterung mit ihren mannigfaltigen Peripetien; in der Folge der reiche russische Onkel. Dabei war das Verhältnis zu Rußland doch nur in der Theorie gut und herrlich, in Wirklichkeit aber ein erbärmliches. In den Spitälern wurden 1876 Dutzende von russischen Offizieren behandelt, die in den Rücken geschossen waren — von Serbenkugeln: lediglich Rankünne. Nicht minder wurde Nov. 1912 Serbien zeitweilig von Petersburg im Stiche gelassen. Auch sonst geht es praktisch mit dem Panslavismus gar nicht zum besten. Ab und zu durchbrauste eine gewaltige Woge der Begeisterung die slavischen Lande, und mit donnernder Stimme rief man zum heiligen Kriege auf: wenn es aber dann zur Tat kam, so schlug die Flut der Begeisterung sehr rasch in die niedrige Ebbe um, und die trennenden Gegensätze traten schnell und scharf hervor. Die Russen wollen von den Polen nichts wissen, und die Südslaven weder in der Realpolitik noch im geselligen Verkehr von den Russen. Hilfe nehmen die kleinern slavischen Volkheiten gerne an, aber ihre Unabhängigkeit möchten sie sich doch auch gerne erhalten. Es ist genau das Verhältnis wie zwischen Deutsch-Schweizern und Reichsdeutschen. Dabei sind die deutschen Brüder durch Sprache und Kultur noch viel enger verbunden als die einzelnen Slavenvölker, die sich untereinander nur mit Mühe oder gar nicht verständigen können, und die durch schier unübersteigliche Mauern in ihrer geschichtlichen und kulturellen Entwicklung voneinander getrennt sind. Bei den Slaven kommt noch die religiöse Scheidewand dazu. Auch bei uns gibt es ja verschiedene Religionen, aber deren Bekenner wohnen bei uns, außer etwa in Niederbayern, mehr oder weniger durcheinander gewürfelt. Nicht so ist es in der slavischen Welt. Da gehört zumeist ein ganzes Volk einer einzigen bestimmten Konfession an. Daher ist der Gegensatz zwischen Polen und Russen, sowie zwischen den griechisch-unierten Serben und den katholischen Serben, die sich Kroaten heißen, weit tiefer und breiter. Die Gegensätze spielen daher auch sofort in das Politische hinüber. Die Slaven, die der griechischen Kirche angehören, schauen auf Rußland; die dem Papste zugetan sind, halten es mit dem katholischen Erzhause Österreich. Deshalb war es auch möglich, daß man einen Kroaten, den General der Infanterie von Baresch im März 1909 mit dem Kommando der Drina-Armee gegen Serbien betraute. Der Loyalität der Kroaten waren die Habsburger nach der Zeit Wallensteins stets sicher. Immerhin ist zu beachten, wie oben ausgeführt wurde, daß in allerjüngster Zeit die religiösen Gegensätze zugunsten der nationalen Einheit zu verblassen beginnen.

Zur völligen Durchdringung der Serbenfrage gehört aber auch notwendig das Verhältnis zu den südlichen Nachbarn. Das Verhältnis hat naturgemäß häufig geschwankt, und sogar während eines Jahres hat sich die Feindseligkeit der Türkei in enge Freundschaft und wiederum in Feindschaft verwandelt. Ähnlich geht es mit den Griechen. Noch vor kurzem waren die Nachfahren des Themistokles erbitterte Gegner der Serben; seitdem sie aber in den Bulgaren viel gefährlichere Widersacher erkennen muß-

ten, haben sich die griechischen Komitatschi mit den serbischen verbündet. Auch die Albaner haben nicht stets dieselbe Stellung eingenommen. Nachdem sie in den letzten Jahren im Sandschak unaufhörlich auf Kosten der Serben vorgedrungen waren, legten sie sich seltsamerweise für die Integrität Bosniens und gegen Österreich ins Zeug, um dann neuerdings gegen ihre slavischen Mitbürger und Nachbarn feindlich aufzutreten. Gerade die Albaner haben nur wenig Grund, den Srbske, oder, wie sie sie nennen, den Naschki, besonders wohlgesinnt zu sein. Im 14. Jahrhundert, als das Glück der Serben den Zenith erflog, als Montenegro in seiner heutigen Gestalt zum ersten Male am Horizonte der Geschichte auftauchte, da überfluteten serbische Scharen ganz Albanien und ergossen sich selbst bis in die Hochtäler von Akarnanien. Als ich in Dodona war, war ich sehr erstaunt, mitten in einer griechischen Umgebung ringsum slavische Bezeichnungen der Bergspitzen zu hören. Auch tragen einige Orte der Nachbarschaft slavische Namen. Man erzählte von einem Dorfe Zerkowitza, von dem nicht weniger als 44 andere slavische Niederlassungen ausgegangen seien. Es war eine dramatische Epoche, die auf jene Sturmflut folgte. Zu gleicher Zeit brachen die Türken von Südosten herein und kamen die Venezianer von Nordwesten, während die Madjaren sich bis zur Adria ausdehnten und unter ihrem König Ludwig dem Großen sogar Italien vorübergehend für sich gewannen. Unterdes fochten die Fürsten Akarnaniens wie die Häuptlinge der Albanier gegen die vorgedrungenen Serben. So war die Hand aller gegen alle. Zuletzt wurde in dem eigentlichen Albanien alles Slavische ausgetilgt. Daß aber immer noch zwischen den Crnagorzen und Skipetaren tödliche Feindschaft herrschte, hat sich deutlich im Jahre 1877 und den folgenden gezeigt. Der jetzt noch lebende Bibdoda, gewöhnlich Prenk (von principe) Pascha genannt, der Fürst der Mirditen, machte sich anheischig, obwohl er zur Heeresfolge weder gezwungen war noch ist, tausend Anhänger aufzubringen, um dem Padi-Schah gegen Montenegro zu helfen, und er ist auch wirklich gegen Podgoritza und Cetinje ins Feld gerückt. Die Söhne der Schwarzen Berge rächten sich aber bald darauf. Sie beanspruchten bei dem Berliner Kongresse den Nordsaum Albaniens mit den Häfen Antivari und Dulcigno und erhielten ihn auch tatsächlich zugeteilt. Sie mußten ihn jedoch erst mit den Waffen erkämpfen. Der Widerstand der Malissoren war aber auch so wirksam, daß die Montenegriner die Hälfte ihrer Forderungen nicht durchsetzen konnten und den Strich von Gusinje und die Südkantone am Skutari-See den Albaniern lassen mußten. Bis in die jüngste Gegenwart bestand eine Art bewaffneter Bereitstellung auf den beiderseitigen Grenzen. Beständige Katzbalgereien mit Schmugglern trugen dazu bei, das Gefühl des Hasses nicht einschlafen zu lassen. Seit 1911 blühte jedoch eine jähe Freundschaft zwischen Montenegrinern und Malissoren auf.

Es war der Natur der Dinge nach ausgeschlossen, daß die Hohe Pforte dauernd mit den Balkanslaven gut Freund bleiben konnte. Die Osmanen selbst verfügen, wie oben angegeben, über eine zu geringe Kopfzahl, als daß sie sich anders als durch Herrenmaßregeln hätten behaupten können. Alle Balkanslaven zusammen — die Mazedonier, die zuerst einwanderten, vermutlich seit dem 6., vielleicht sogar schon dem 5. Jahrhundert, die Bulgaren, die unter ihrem tscherkessischen Herrscherstamme gegen 650 einen Staat gründeten, und gegen 850, mit jenem fremdrassigen Stamme verschmelzend, ein neues Volkstum bildeten, endlich die Serben, die erst seit dem 10. Jahrhundert Bedeutung gewinnen — belaufen sich auf rund 9½ Millionen, und wenn man die Südslaven unter den Habsburgern noch mitrechnet, 16 Millionen. Innerhalb des Osmanischen Reiches selber, soweit dies in Europa gelegen ist, verhielt sich die Menge der Slaven zu der der Türken etwa wie 1½ : 1, und die aller Fremdvölker zu den Türken wie 4½ : 1, wobei allerdings nochmals zu bemerken ist, daß genaue Schätzungen jener Menge überhaupt nicht vorliegen.

Fortwährend tauchen nun seit der Revolution neue Fragen auf, eine gefährlicher als die andere. Seit dem Hochsommer 1909 wird Kreta wieder beängstigend. Die Griechen schicken ihre Bandenkämpfer nach Epirus und nordwärts vom Olymp. Die Türken mobilisieren. Sie verstärken schon 1910 das Korps von Adrianopel um 2, das von Saloniki um 3 Divisionen. Auch im Innern ist nichts beständiger als der Wechsel: der fünfte Scheich ül Islam in anderthalb Jahren! Endlich wird auch Bulgarien schwierig. Anfangs 1910 spricht man offen von einem Krieg mit Zar Ferdinand. Im Februar und März kommt es zu Grenzplänkeleien. Die Engländer arbeiten unterdessen mit Hochdruck. Sie verlangen alle Militärlieferungen für sich. Sie planen eine neue Bahn von Trapezunt nach Belgrad. Der deutsche Einfluß aber tritt zurück.

Und dann bricht, zusammenfallend mit dem Abschluß des Kampfes um Tripolis, am 18. Okt. 1912 die Schicksalswende, der Balkankrieg aus, der zwei große Überraschungen bringen sollte. Zuerst den Zusammenschluß und das planmäßige Zusammenwirken der vier, bis dahin noch niemals geeinigten Balkankönigreiche Bulgarien, Griechenland, Serbien und Montenegro, und zweitens den Zusammenbruch der bis dahin immer noch weit überschätzten militärischen Streitmacht der Türkei.

Erhebung der Albaner.

Im Juli 1912 brach ein neuer Aufstand der Albaner aus, bereits der fünfte seit der Revolution. Diesmal ging die Sache ganz anders aus, wie bei früheren Erhebungen. Die Offiziere, die schon längst über das Treiben der Jungtürken entrüstet waren und innerlich mit den tapferen Skipetaren sympathisierten, stellten sich auf deren Seite. Einige Offiziere und Mannschaften gingen geradezu zu den Albanern über, die Hauptmasse der Regierungstruppen aber richtete die bestimmte Forderung an die Zentralregierung in Konstantinopel, das jetzige jungtürkische Kabinett aufzulösen. Dasselbe Albanien, das vor vier Jahren den Anstoß zu der großen Umwälzung gegeben hatte, erhob jetzt in erster Linie die Forderung der Rückkehr zu den früheren Zuständen. Talaat Bey und Dschavid Pascha wehrten sich eine Zeitlang dagegen. Allein den Truppen im Vilajet Monastir schlossen sich die asiatischen Armeekorps, namentlich das in Smyrna an. Eigentümlich war dabei, daß die Italiener die Gunst der Umstände nicht ausnutzten, und noch seltsamer, daß der Balkan-Vierbund dies nicht tat. Seit dem Februar 1912 hatten sich nämlich die vier Königreiche Bulgarien, Serbien, Griechenland und Montenegro zu dem Entschlusse vereinigt, die Türken zu bekämpfen, sie womöglich aus Europa zu verjagen und dann den freigewordenen europäischen Besitz unter sich selbst zu verteilen. Der Vater des Vierbundes war der bedeutendste Staatsmann Belgrads, Wladan Georgjewitsch, der im Jahre 1896 zum erstenmal den Gedanken äußerte. Aufgenommen wurde der Plan von russischen Politikern, namentlich dem Botschafter in Konstantinopel, Tscharykoff, allein mit einer bedeutsamen Änderung. Tscharykoff wollte auch die Türkei in den Balkanbund einschließen. Wegen allzu großer Türkenfreundlichkeit wurde er zuletzt entfernt. Warum aber schlugen die christlichen Verbündeten damals nicht los, als die Krisis akut geworden war und der schlimmste Bürgerkrieg der Türkei drohte? Es scheint, daß lediglich ein metereologischer Zufall die Schuld an der Verzögerung getragen hat.

Es war nämlich am Balkan genau wie bei uns ein nasses Jahr, durch die unaufhörlichen Regengüsse waren die Straßen dermaßen bodenlos geworden, daß man schlechterdings weder Menschen und Rosse, noch Kanonen und Fuhrwerke auf ihnen hätte befördern können. So warteten not-

gedrungen die Verbündeten, bis die Schleusen des Himmels sich wieder schlossen, bis die an sich schon schlechten Straßen aus der allgemeinen Überschwemmung wieder emportauchten. Inzwischen schürten jedoch die Serben die Bewegung der Albaner und gewannen einige ihrer Bajrakdare im geheimen für sich. Ein Bruder des Issa Boljetinatz wurde nach Belgrad geschickt, um dort als Geißel zu dienen. Es war das erstemal seit Jahrhunderten, daß ein Skipetar und gar noch ein mohammedanischer sich mit dem Erbfeinde seines Volkes verband. Auch Montenegro scheint im Frühsommer 1912 abermals bei den Malissoren, wie schon im Vorjahre, gewühlt und mit dem Gelde, das von einer Großmacht zur Verfügung gestellt worden war, unter den Stämmen gearbeitet zu haben.

Die Albaner haben den Stein ins Rollen gebracht. Sie, die der jungtürkischen Unterdrückung vier Jahre lang so mannhaft die Stirne geboten, die sich nicht dadurch schrecken ließen, daß ihre Bajrakdare gehängt, ihre Kulahs zerstört, daß manche ihrer Häuptlinge gefoltert und ihren Weibern Schimpf angetan wurde, sie erhoben sich zum Tag der Rache. Wir erlebten das merkwürdige Schauspiel, daß ausgerechnet das an Zahl kleinste Volk des Osmanischen Reiches (wenn man von den Kutzovlachen und natürlich den Zigeunern usw. absieht) die Zügel an sich riß. Aber noch wunderbarer ist folgendes: Die Türkei endet damit, daß die Herrschaft von den Altaiern zu einem zwar überwiegend mohammedanischen, aber der Rasse nach indogermanischen Volke übergeht. Schon einmal hat die Weltgeschichte die gleiche Erscheinung zutage gebracht. Noch waren nicht anderthalb Jahrhunderte seit dem Tode des Propheten verflossen, da rissen auf kulturlichem Gebiete Arier, nämlich die Perser, die Herrschaft an sich, so daß der ganze Islam bis auf den heutigen Tag von persischen Einflüssen durchtränkt wurde. Schon seit Jahrhunderten haben ja die Albaner bei der Leitung des Osmanischen Reiches keine geringe Rolle gespielt; eine ganze Anzahl von Großwesiren ist seit Sokolli aus albanischem Blute hervorgegangen, und in der Gegenwart ist Ferid-Pascha dreimal Großwesir gewesen. Noch bedeutsamer war indessen, daß die Leibwache Abdul Hamids aus Skipetaren bestand. Man denkt unwillkürlich an die germanische Leibwache der Cäsaren. Es ist immer das Zeichen des Verfalls, wenn die Sicherheit der Herrscher Soldaten eines Fremdvolkes anvertraut wird. Und genau so, wie einst durch den Druck Roms die bis dahin uneinigen und zerklüfteten germanischen Stämme enger zusammengekittet wurden, um zuerst zu Stammesbünden, dann zu Königreichen zu erwachsen, die es bereits mit der Weltherrscherin, mit Rom, aufnehmen konnten, so ist eine unverlierbare Frucht jungtürkischer Bedrückung d i e gewesen, daß jetzt der albanische Gedanke siegreich erstand und daß er, mit Blut die durch Blutrache getrennten Stämme zusammenschweißend, in Zukunft für sich selber fechten wird.

Noch gab das Komitee seine Sache nicht verloren. Es sträubte sich mit Händen und Füßen gegen den Umschwung, der sich unwiderstehlich allerorten ankündigte. Ja, es drohte sogar mit seiner Rache, wenn es zeitweilig zurückgedrängt würde. Das war nur zu geeignet, den Argwohn zu nähren, daß der Bürgerkrieg in der Türkei dauernd werden solle. Die Männer des Komitees besaßen die wertvollen auswärtigen Verbindungen und das Geld. Sie hatten die verschiedenartigsten Mittel in der Hand, so z. B. ausführliche Dokumente über das Vorleben hervorragender Politiker, um nach Gefallen Verwirrung zu stiften. Sie hatten sich gar zu gerne in dem Genusse der Macht gesonnt, um diese kampflos wieder aufgeben zu wollen. Allein die Offiziersliga war vollkommen die Herrin der Lage. Ihr Einfluß genügte schon in Konstantinopel, um die Gegner zurückzudrängen; außerdem stand ihr kopfreicher Zufluß von den Provinzen in Aussicht. In Albanien allein sollen 80 000 Mann bereit gewesen sein, den Vormarsch gegen die Hauptstadt anzutreten.

Im August war der Sturz der Jungtürken auf der ganzen Linie entschieden. Die Kabinettsbildung wurde dem neuen Groß-

wesir Achmed Muktar Pascha, der 1877 so manchen siegreichen Strauß bestanden, anvertraut. Aber fast jeden Tag noch wurde die Besetzung der einzelnen Ministerposten verändert, so daß wochenlang das neue Kabinett zu keinem ruhigen Bestande gelangen konnte. Inzwischen zeigte es sich, daß durch diese Wendung der Dinge die Albaner, obwohl sie doch ihren Willen durchgesetzt, noch nicht zufriedengestellt waren. Der Erfolg war ihnen zu Kopfe gestiegen. Sie dürsteten nach mehr, nach Ausbreitung in Mazedonien und nach der Ermordung aller Juden in Saloniki. Sie besetzten mit 5000 Mann Üsküb. Vor allem hetzte Issa aus Boljetin, einem Felsenhorste am Rande des Amselfeldes. Issa war von den Serben bestochen, wie es heißt, mit 800 000 Franken (andere sprechen sogar von 5 Millionen), und hatte von ihnen Flinten bekommen. Mit unsäglicher Mühe gelang es endlich dem klugen und tatkräftigen Ibrahim Pascha, die albanischen Schwärme zur Rückkehr in ihre Heimatdörfer zu bewegen. Einige Dutzend von Albanern, die bis nach Saloniki gefahren waren, um ihr Mütchen an den dortigen Juden zu kühlen, wurden gefangen genommen; sonst ging es ohne Gewaltmaßregeln ab. Doch ließen es sich die Rückkehrenden nicht nehmen, Waffendepots der Regierung in Gusinje, Plawa und Ipek zu plündern und sich so mit Tausenden von vortrefflichen Hinterladern zu versorgen. Im September war die Lage im Innern wieder ziemlich gefestigt. Die Zwietracht hatte sich in Eintracht verwandelt, die Italiener machten in Libyen nur langsame Fortschritte, und kein dunkles Wölkchen stand am Himmel, denn die Kämpfe bei Berane am Westsaume des Sandschak rechnete man zu jenen Grenzfehden, die eigentlich nie abbrachen und die an und für sich keine sonderliche Bedeutung beanspruchen konnten.

Friede mit Italien.

Die Schwierigkeiten mit Montenegro mehrten sich. Die Grenzfehde wurde dauernd. Nun wurden auch Serben und Bulgaren schwierig. Die Türkei, die zur Bezwingung des letzten albanischen Aufstandes an 50 000 Mann nach dem Vilajet Monastir geworfen hatte, glaubte sich genugsam gegen alle Zwischenfälle gerüstet. Immerhin beobachtete sie die Vorsicht, eine große Kanonensendung, die für Serbien bestimmt war, einstweilen aufzuhalten. Dies nahm das Belgrader Kabinett zum Anlaß eines Ultimatums. Zur Beantwortung wurden nur zwei Tage Frist gelassen, allein es war früher schon einmal vorgekommen, daß eine derartige Frist verlaufen war, ohne daß der serbische Gesandte Stambul verlassen hätte. Da wurde am 30. September in allen vier Staaten des Balkanbundes zugleich die Mobilisation angeordnet. Noch wollte niemand an Krieg glauben, und zwar umsoweniger, als nun im Oktober der Friede mit Italien geschlossen wurde. Kein Zweifel: Die Türken haben sich nur unter dem Druck der neuen Gefahren, die ringsum auftauchten, und auch da nur in allerletzter Stunde zum Nachgeben entschlossen. Sie beließen den Italienern Tripolitanien, obwohl sie eigentlich nur den Küstensaum und auch nur diesen teilweise verloren hatten. Die eroberten Inseln sollten mit Ausnahme von Karpathos (Scarpanto) wieder herausgegeben werden, namentlich das wichtige Rhodos. Tatsächlich ist jedoch bis jetzt noch keine Räumung erfolgt. Die Italiener waren froh des errungenen Erfolges; der ganze Krieg hat sie (wenigstens nach ihrer Berechnung) nur 280 Millionen Mark gekostet. Der Hauptfehler der Italiener bei diesem Feldzuge war der gewesen, daß sie, ganz ähnlich wie 1895 die Franzosen auf Madagaskar, etwas zu peinlich auf die Wahrung ihres Ruhmes bedacht waren und deshalb alle Vorbereitungen allzu sorgfältig und

allzu langsam trafen, um eben jedes Mißlingen von vornherein auszuschließen. Die Gesamtmacht der Türken betrug nur 3000, die der Araber und Berber 15 000 bis 18 000, zuletzt nur 12 000 Mann. Hätten die Italiener in kühnem Ansturm sofort die Hauptstellungen ihrer Gegner zu nehmen versucht, so hätten sie aller Wahrscheinlichkeit nach einen vollständigen Sieg davongetragen und wären in einem Monat da gewesen, wo sie nach mühevoller Arbeit erst nach Jahresfrist standen. Sei dem jedoch, wie ihm sei, in jedem Falle hat die Eroberung Libyens dazu beigetragen, das Selbstgefühl der Italiener mächtig zu heben und den schlummernden Gedanken des Imperialismus bei ihnen zu erwecken. Eine weitere, unerwartete Folge des Libyschen Feldzuges war die Annäherung an Österreich. Das Wort Sylvesters von der „Anrainerpolitik" der Mittelmeerstaaten hatte auch in Italien gezündet. In Zukunft aber glaubte man diese Politik besser Schulter an Schulter — oder richtiger Kiel an Kiel — mit Österreich durchführen zu können, nicht aber wie es bisher geschehen, im Einverständnis mit England, das die italienischen Erwartungen herb enttäuscht hatte. Schon in der ersten Hälfte des tripolitanischen Krieges hatten nämlich die Engländer den vortrefflichen Hafen Solun, an der Ostgrenze des tripolitanischen Landes, besetzt und ihrem ägyptischen Besitzstande angegliedert.

Der Balkankrieg.

Am 18. Oktober, dem gleichen Tage, da der Krieg mit Italien, der ein Jahr lang gedauert hatte, durch den in Lausanne unterzeichneten Frieden beendet wurde, brach ein neuer Krieg aus, der dem Anschein nach nicht so lange währen soll, wenn auch noch niemand künden kann, ob nicht eine „Götterdämmerung" das Ende von allem sein werde. An diesem Tage übermittelten Serbien, Bulgarien und Griechenland der Pforte ihre Kriegserklärung. Tatsächlich war der Krieg aber durch den kleinsten der Verbündeten, durch Montenegro, bereits eröffnet worden, da dessen Heer am 9. Oktober die Grenze überschritt. Als Europa zuversichtlich schon das Ende der Wirren voraussah, als die Gesandten der Großmächte insgesamt vor König Nikita I. erschienen waren, um ihm den Entschluß Europas mitzuteilen, da begegnete ihnen der König mit der Mitteilung, daß er vor anderthalb Stunden seinen Gesandten in Konstantinopel angewiesen habe, seine Pässe zu fordern. Noch über eine Woche lang wurde zwar Europa in der Spannung erhalten, denn die anderen Balkanstaaten zögerten noch mit der Kriegserklärung, jedenfalls weil ihre Mobilisation nur langsam voranschritt; aber am 18. Oktober begannen auch sie den Krieg.

Die Montenegriner, die den Streit angefangen hatten und in drei Gruppen gegen die türkischen Grenzstellungen vorbrachen, erfochten auch den ersten Sieg, nämlich bei Tuzi, am Nordostufer des Skutarisees. Sie erstürmten die dort befindlichen kleinen Forts und nahmen 5000 Türken und mohammedanische Albanier gefangen. Sie hatten übrigens ihren Sieg zu einem guten Drittel der Hilfe der christl. Albanier, nämlich der Malissoren und unter ihnen vorzüglich der Schala zu verdanken. Der General Wukotitsch drang nach dem Sandschak vor und besetzte Berane, am 12. Oktober Bjelopolje und rückte in das Sandschak ein. Der General Martinowitsch rückte an den stark befestigten Berg Tarabosch am Südwestufer des Skutarisees und eine andere Schar an die untere Bojana, um von Süden her die Stadt Skutari zu beschießen. Schon bald jedoch kam das Vorrücken der Montenegriner zum Stehen.

Die Bulgaren hatten drei Armeen aufgestellt; die Westarmee ging in zwei Kolon-

nen vor, eine über Dschuna i Bala im oberen Strumatal, eine zweite, bei der sich auch serbische Truppen befanden, als gemischte serbisch-bulgarische Armee auf der Straße nach Kumanowo, um weiter westlich Anschluß an die serbische Hauptarmee zu finden. Die Hauptarmee operierte im Maritzatal auf Adrianopel. Die Ostarmee erstürmte am 24. Oktober nach blutigem Kampfe das mit modernen Befestigungen versehenen Kirk-Kilisse und drang auf dem rechten Flügel der Türken vor, um ihnen den Weg nach der Hauptstadt abzuschneiden. Die bulgarische Mitte schloß die Festung Adrianopel von allen Seiten ein und wies alle Ausfälle zurück. Zwischen den zurückgegangenen und den nachsetzenden Bulgaren kam es dann auf der Linie Lüleh Burgas—Bunar Hissar vom 29. Oktober bis zum 2. November zur Entscheidungsschlacht, in der die Türken nach furchtbaren Verlusten geschlagen zurückgeworfen wurden. In völliger Unordnung erreichten die Türken, da die Bulgaren außerstande waren, sofort eine energische Verfolgung einzuleiten, die rettende Tschataldschalinie. Diese liegt nur 40 Kilometer westlich von Konstantinopel und sperrt von Meer zu Meer, von dem Marmara- bis zum Schwarzen Meer den schmalen Südostzipfel der Balkanhalbinsel. Eine Ablenkung, die durch die türkische Flotte geschah, eine Beschießung der Häfen von Burgas, Varna und Kawarna, ferner die Beförderung von etwa 20 000 türkischen Truppen unter dem Schutze dieser Schiffe nach Punkten der Westküste des Schwarzen Meeres hat nur wenig Wirkung getan.

Von den serbischen Heeresabteilungen wurde die 3. (Ibar-) Armee gegen das Sandschak eingesetzt, während die vierte bis Sjenitza vorgeschoben wurde. Die Ibararmee nahm am 23. Oktober Novibasar, das dem Sandschak den Namen gegeben hat. Am 25. bereits konnten sich Serben und Montenegriner bei Sjenitza die Hand reichen. Auf dem linken Flügel ging die zweite (gemischte serbisch-bulgarische) Armee vor, erstürmte die türkische Grenzstation Egri Palanka und suchte dann weiter westlich Anschluß an die Hauptarmee unter dem Kronprinzen zu gewinnen. Diese errang bei Kumanowo in den heißen Kämpfen vom 21. bis 24. Oktober ihren ersten Hauptsieg. Überhaupt muß man den Serben lassen, daß sie mehr geleistet haben, als die Welt ihnen zutraute.

Sie besetzten dann, ohne Widerstand zu finden, am 26. die alte Residenz der serbischen Zaren, Üsküb, sowie, jedoch nicht ohne heftige Kämpfe, in Gemeinschaft mit der serbisch-bulgarischen Kolonne, die östliche Hälfte des Sandschak. Am 31. Oktober nahmen die Serben Prizren und wenige Tage darauf, gemeinsam mit den Montenegrinern, das kaum minder wichtige Djakowa. Von Prizren aus marschierten serbische Streitkräfte, von König Nikita zu Hilfe gerufen, mit Geschützen nach Westen, um in die Beschießung Skutaris tatkräftig miteinzugreifen; doch erreichten sie erst nach 14 Tagen Puka, das halbwegs zwischen Prisrend und Skutari gelegen ist, und erst am 22. November das Tal der Bojana, sowie San Giovanni di Medua. Unter den Albanern des Sandschak richteten sie ein großes Blutbad an. Eine andere Kolonne strebte durch die Berge der Ljuna dem Adriatischen Meere zu, in der Hoffnung, es bei Durazzo oder nördlich davon zu erreichen. Eine andere Abteilung rückte auf Monastir vor, während serbische Truppen von der zweiten Armee, die von Küstendil zu Schiff nach dem östlichen Kriegsschauplatz geschafft worden waren, mit den Bulgaren bei Lüleh Burgas kämpften und ein anderer Teil die Einschließungstruppen um Adrianopel verstärkte.

Die griechische Armee überschritt am 18. Oktober aus dem Aufmarschgebiete Larissa—Tirnovos die Grenze. Ihre Flotte nahm die Inseln Thasos, Samothrake, Lemnos, Imbros, Strabi, Psara und Tenedos und bombardierte das am Eingang des Meerbusens von Arta gelegene Prevesa. Das Ziel der Hauptkolonne der Armee in Thessalonien war Saloniki. Die in Epirus über Arta vorrückende Kolonne entsandte eine Belagerungstruppe gegen Prevesa, das am 4. November sich ergab, und trat dann den Marsch auf Janina in Albanien an. Salonichi wurde mit Hilfe der Serben und

einiger kleinerer bulgarischen Abteilungen am 9. November genommen.

Am blutigsten war das Ringen der Bulgaren und der bei ihnen befindlichen serbischen Streitkräfte gegen die Reste des türkischen Heeres an der Tschataldschalinie. Konstantinopel geriet in die äußerste Bestürzung. Die Großmächte ließen über ein Dutzend Kriegsschiffe kommen, um die Christen der Stadt zu schützen. Die Jungtürken begannen aufs neue ihre Umtriebe. Der Scheich ul Islam verkündete bereits den heiligen Krieg, doch ließ die Regierung seinen Aufruf alsbald unterdrücken. Dazu kam als schlimmster Feind noch die Cholera. Schon schien der völlige Zusammenbruch der Türkei unabwendbar zu sein, da raffte sich das so oft schon geschlagene Heer, durch Tausende frischer asiatischer Truppen verstärkt, noch einmal auf und warf am 17. und 18. November die Bulgaren zurück. Nicht minder erlitten die Montenegriner mehrere Schlappen vor Skutari. Auch war es zum offenen Zerwürfnis zwischen Nikita und den Albanern gekommen, die sich neuerdings den Türken zuwandten.

Inzwischen hatten die Türken, nachdem ihr an die Großmächte gerichtetes Gesuch um Vermittlung ohne Erfolg geblieben war, mit den Balkanstaaten unmittelbar Verhandlungen angeknüpft und um einen Waffenstillstand gebeten. Die Bulgaren stellten jedoch derartig harte Bedingungen, daß die Türken es vorzogen, das Glück der Waffen nochmals zu versuchen. Mittlerweile aber kam es durch die überspannten Forderungen der übermütig gewordenen Serben zu einem gefährlichen Streite mit Österreich, zu einem Streite, der an Bedeutung den ganzen Balkankrieg zu überbieten drohte. Es handelte sich darum, daß die Serben zwei Häfen an der Adria, San Giowanni di Medua und Durazzo, nebst dem anderthalb Stunden landeinwärts liegenden Alessio, das am 18. November von den Serben und Montenegrinern gemeinsam eingenommen worden war, ja sogar das ganze binnenländische Nordalbanien zu erwerben trachteten. Dadurch aber griffen sie in die Einflußkreise Österreichs und Italiens ein, denen Deutschland zur Seite stand.

Bis zum ersten Versuch eines Waffenstillstandes soll der Krieg auf beiden Seiten annähernd je 150 000 Tote und Verwundete gekostet haben. Die Verluste an Gefangenen zu schätzen, ist jetzt nicht möglich. Die Türken werden über 100 000 verloren haben. Davon kämen 5000 auf Tusi, 29 000 auf Salonichi, etwa 20 000 auf die thrakischen Kämpfe, namentlich bei Kirk-Kilisseh, und 30 000 auf die Gefechte bei Monastir im Westen, denn auch diese wichtige Stadt wurde am 21. November von den Griechen, Serben und Bulgaren genommen. Der Krieg wurde nach dem Scheitern der Waffenstillstands-Verhandlungen fortgesetzt.

Türkische Sultane.

Osman I. 1288—1326
Orchan 1326—59
Murad I. 1359—89
Bajasid I. 1389—1403
Suleiman I. 1403—11
Mohammed I. 1413—21
Murad II. 1421—51
Mohammed II. 1451—81
Bajasid II. 1481—1512
Selim I. 1512—20
Suleiman II. 1520—66
Selim II. 1566—74
Murad III. 1574—95
Mohammed III. 1595—1603
Achmed I. 1603—17
Mustapha I. 1617—18
Osman II. 1618—22
Murad IV. 1623—40
Ibrahim I. 1640—48
Mohammed IV. 1648—87
Suleiman III. 1687—91
Achmed II. 1691—95
Mustapha 1695—1703
Achmed III. 1703—30
Mahmud I. 1730—54
Osman III. 1754—56
Mustapha III. 1756—74
Abdul Hamid I. 1774—89
Selim III. 1789—1807
Mustapha IV. 1807—8
Mahmud II. 1808—39
Abdul Medschid 1839—61
Abdul Asis 1861—76
Murad V. 30. Mai bis 31. Aug. 1876
Abdul Hamid II. 1876—1909
Mohammed V. seit 1909

Register.

Die gesperrt gedruckten Angaben beziehen sich auf die Kapitelüberschriften.
Die Zahlen in Klammern bedeuten Jahreszahlen.

Vehses illustrierte Geschichte des preußischen Hofes

vom großen Kurfürsten bis zum Tode Kaiser Wilhelms I. fortges. v. Vehse redivivus

Reich illustriert mit zahlreichen Holzschnitten, Porträts (zum Teil noch nie veröffentlicht), Tafeln und Beilagen, Karikaturen, Autographen und Faksimiles nach seltenen od. bis jetzt unbekannt gebliebenen Originalen.

Einfache Ausgabe in einem Bande geb. M 10.—

Original-Prachtausgabe in 2 Bd. geb. M 18.50



Friedrich der Große.

Die einzige bis in die neuere Zeit reichende Hofgeschichte der Hohenzollern bieten wir zu einem Preise, der jedermann die Anschaffung ermöglicht. Kein trockenes Geschichtswerk sondern eine Arbeit, die uns die Personen, die in der preußischen Geschichte eine Rolle gespielt haben, mit all ihren menschlichen Licht- und Schattenseiten in anziehender Weise vor Augen führt.

Aus dem Gebiete der **Kulturgeschichte** führen wir aus dem Inhalt an:

Verschönerung von Berlin: Linden, Lustgarten. — **Die Sitten** des neuen Venusberges in Paris nach Berichten der Herzogin von Orleans. — Überreste mittelalterlichen Aberglaubens. — **Die Hoffitten und der französische Modegeist.** — Die Armee und Weiberexzesse. — Müller-Arnoldsche Prozeß. Rosenkreuzerilluminaten- ꝛc. Wesen. — **Sittenspiegel des Hofes** und des preußischen Volkes usw.

Von der **Geschichte der neueren und neuesten Zeit** greifen wir nur folgendes besonders Lesenswerte und jedermann Interessierende heraus:

Prinz Wilhelm und die Radziwill (**Jugendgeliebte Kaiser Wilhelms I**). — Der neue Philosoph von Sanssouci. — Die Kamarilla Friedrich Wilhelms IV. — **Der 18. März 1848 im Berliner Schlosse** und die Flucht des Prinzen. — Der Prinz von Preußen und der König. — **Die Briefdiebstähle** und der Spitzel Lindenberg. — **Das Duell Rochow-Hinkeldey.** — Des Königs Krankheit und Ende (eingehende Darstellung des Verlaufes der Krankheit Friedrich Wilhelms IV.). — Die Regentschaft Prinz Wilhelms. — Die Ära Bismarck. — Politische Generale. — **Der Kampf um die Reichsgründung im Versailler Hauptquartier.** — Die Berliner Hofgesellschaft. — Der Prozeß Arnim. — **Allerlei Damenpolitik.** — Der Hofkrieg gegen Bismarck.

Ein kulturhistorisches Werk allerersten Ranges

In Donchery am Abend des 2. Septbr. 1870

Aus Regensberg 1870/71, Abteil. V: Sedan und der Zusammenbruch des Kaiserreiches ··· M 2.60 ··· Franckh'sche Verlagshandlung, Stuttgart ···

. . . . Nach einem Augenblick peinlichen Schweigens, da Moltke kein Wort sagte, entschloß sich Wimpffen zu beginnen: „Ich möchte die Kapitulationsbedingungen kennen lernen, die Se. Majestät der König von Preußen uns zu bewilligen beabsichtigt." — „Sie sind sehr einfach," erwidert Moltke. „Die ganze Armee ist kriegsgefangen, mit Waffen und Troß; man wird den Offizieren ihre Waffen belassen als Zeugnis der Hochachtung für ihre Tapferkeit, aber sie sind Kriegsgefangene wie die Truppe." . . . .

Nach langer Hin- und Widerrede, die sich wörtlich in Regensbergs Buche findet, schließt Bismarck:

„Nein, General, bei aller Teilnahme für Ihre Lage und aller schmeichelhaften Meinung für Ihre Armee können wir Ihr Gesuch nicht bewilligen und die ersten, Ihnen gestellten Bedingungen abändern."

„Nun wohlan," gab Gen. de Wimpffen mit Würde zurück, „mir ist es ebenso unmöglich, eine derartige Kapitulation zu unterzeichnen; wir werden also die Schlacht wieder aufnehmen."

